A 5242

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

38. JAHRGANG, DEZEMBER 2002, HEFT 4

BRIGITTE KERCHNER: Wohnungsnot und Blutschande. Zur historischen Konstruktion eines kulturellen Stigmas

DIRK MOLDT: „Wir fühlten uns als freie Menschen". Der „mOAning star", die Zeitschrift der Offenen Arbeit und der Kirche von Unten (1985–1989)

HUGO VELARDE: Aufstand im Lakandonischen Urwald. Subcommandante Marcos' fabelhafte Philosophie

NEUE LITERATUR

WERNER KRAUSS

Briefe 1922 bis 1976

Herausgegeben von Peter Jehle unter Mitarbeit von
Elisabeth Fillmann und Peter-Volker Springborn

2002. 1.054 Seiten
Kt einzeln € 74.-, im Abonnement € 66.60
ISBN 3-465-03182-2 Analecta Romanica 65

Für diese Briefausgabe wurden aus einem umfangreichen Nachlaß 600 Schriftstücke von und an Werner Krauss ausgewählt. Sie zeigen ihn im Gespräch mit bekannten Wissenschaftlern, Emigranten wie solchen, die zwischen 1933 und 1945 im Land blieben oder erst in der Nachkriegszeit hervortraten – Erich Auerbach, Ernst Bloch, Herbert Dieckmann, Ernst Engelberg, Hans Robert Jauß, Erich Köhler, Herbert Marcuse, Claudio Sánchez-Albornoz, Albert Souboul, Leo Spitzer, Franco Venturi – aber auch mit Familienangehörigen und Weggefährten aus Deutschland, Frankreich und Spanien.

„Wohl nur noch den Romanisten und, womöglich, den Aufklärungsforschern ist der Name Werner Krauss geläufig. Einstmals aber gehörte Werner Krauss – neben Ernst Bloch und Hans Mayer – zu den drei Personen, die den Ruf der Universität Leipzig nach 1945 begründeten. Bloch wie Mayer freilich verließen die sowjetische Besatzungszone; Krauss blieb. Die Konditionen dieses „Bleibens", auch sie vermitteln sich am Rande und oftmals zwischen den Zeilen dieser monumentalen Briefausgabe, die Zeilen und Zeichen von und an Krauss über die historisch und biographisch einschneidenden Jahre zwischen 1922 und 1976 versammeln." *Neue Zürcher Zeitung*

„Wer den Wissenschaftler, Widerstandskämpfer und Romancier Werner Krauss – einen wirklichen *uomo universale* – kennenlernen will, lese die Briefe, die dieser genialische Intellektuelle ein halbes Jahrhundert lang mit Verwandten, Freunden, Lehrern, Schülern, Verlegern, Schriftstellern und Politikern tauschte. Bei der Lektüre werden schicksalhafte Momente der deutschen Geschichte des vergangenen Jahrhunderts noch einmal ganz lebendig." *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

www.klostermann.de
P.O. Box 90 06 01 60446 Frankfurt
Fax: (069) 70 80 38
E-Mail: verlag@klostermann.de

VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhalt

Heft 4/02

BRIGITTE KERCHNER: Wohnungsnot und Blutschande. Zur historischen Konstruktion eines kulturellen Stigmas 421

DIRK MOLDT: „Wir fühlten uns als freie Menschen". Der „mOAning star", die Zeitschrift der Offenen Arbeit und der Kirche von Unten (1985–1989) 455

HUGO VELARDE: Aufstand im Lakandonischen Urwald. Subcommandante Marcos' fabelhafte Philosophie 503

NEUE LITERATUR

Georgi Dimitroff, Tagebücher 1933–1943. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein. Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern 1933–1943. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein und Wladislaw Hedeler unter Mitarbeit von Birgit Schliewenz und Maria Matschuk, Berlin 2000 *(Ralf Zwengel)* 509

Gerhard Beier, Aufbruch zum Europäischen Sozialstaat. Zur Sozialgeschichte der europäischen Revolution 1848/49. Essay, Texte und Bilder, Frankfurt a. M. 1998 *(Toni Offermann)* 510

Anke Bethmann und Gerhard Dongowski, Der steinige Weg zur Freiheit. Revolutionäre Volksbewegungen 1848/49 im Königreich Hannover, Bielefeld 2000 *(Walter Schmidt)* 512

Bernd Kramer, „Laßt uns die Schwerter ziehen, damit die Kette bricht ...". Michael Bakunin, Richard Wagner und andere während der Dresdner Mai-Revolution 1849, Berlin 1999;
Der sächsische König und der Dresdner Maiaufstand. Tagebücher und Aufzeichnungen aus der Revolutionszeit 1848/49. Hrsg. von Josef Matzerath unter Mitarbeit von Thomas Barth u. a., Köln, Weimar und Wien 1999 *(Peter Russig)* 513

Joachim S. Heise, Für Firma, Gott und Vaterland. Betriebliche Kriegszeitschriften im Ersten Weltkrieg. Das Beispiel Hannover, Hannover 2000 *(Gerhard Engel)* 515

Georg Kögelmeier, Die Zentralen Rätegremien in Bayern 1918/19. Legitimation – Organisation – Funktion, München 2001 *(Ingo Materna)* 517

Gerhard Paul, Landunter. Schleswig-Holstein und das Hakenkreuz, Münster 2001 *(Ulrich Kurzer)* 519

Arnd Bauerkämper, Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963, Köln, Weimar und Wien 2002 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 521

Der betriebliche Aufbruch im Herbst 1989. Die unbekannte Seite der DDR-Revolution. Diskussion, Analysen, Dokumente. Hrsg. von Bernd Gehrke und Renate Hürtgen, Berlin 2001 *(Thomas Klein)* 524

Petra Blachetta-Madajczyk, Klassenkampf oder Nation? Deutsche Sozialdemokratie in Polen 1918–1939, Düsseldorf 1997 *(Alix Landgrebe)* 526

Anthony Carew u. a., The International Confederation of Free Trade Unions. Hrsg. von Marcel van der Linden, Bern u. a. 2000 *(Peter Rütters)* 528

Reinhild Rumphorst, Journalisten und Richter. Der Kampf um die Pressefreiheit zwischen 1920 und 1970, Konstanz 2001 *(Otmar Jung)* 531

PROJEKTFRAGEBOGEN 533

JAHRESINHALTSVERZEICHNIS ..... I*

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Dr. Brigitte Kerchner, Privatdozentin am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin, Ihnestraße 22, 14195 Berlin, E-Mail: kerchner@zedat.fu-berlin.de

Dirk Moldt, Postfach 350324, 10211 Berlin, E-Mail: dirkmoldt@web.de

Dr. Hugo Velarde, „Gegner"-Redaktion, Schliemannstraße 23, 10437 Berlin, E-Mail: gegner@onlinehome.de

Ältere IWK-Hefte zum Sonderpreis

Aus finanziellen Gründen und wegen mangelnder Lagerkapazität haben Herausgeber und Redaktion sich entschließen müssen, ältere IWK-Hefte billiger anzubieten. Bis einschließlich Jg. 28 (1992) beträgt der Preis jetzt 2,56 € pro Heft und 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten.

Folgende Hefte sind zur Zeit noch lieferbar:

H. 5 (Dez. 1967), H. 7 (Dez. 1968), H. 8 (Juni 1969), H. 14 (Dez. 1971),
H. 15 (Apr. 1972), H. 16 (Aug. 1972), H. 17 (Dez. 1972), H. 18 (Apr. 1973),
H. 19/20 (Dez. 1973)
Jg. 10 (1974) und Jg. 11 (1975) komplett
Jg. 12 (1976), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 13 (1977) komplett
Jg. 14 (1978), H. 1 und H. 4
Jg. 15 (1979), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 16 (1980) bis Jg. 26 (1990) komplett
Jg. 27 (1991), H. 2, H. 3 und H. 4
Jg. 28 (1992), H. 1, H. 2 und H. 4

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin
FB Politik- und Sozialwissenschaften
Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft – IWK-Redaktion
Ihnestraße 22
D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937, 030/838-70711 Telefax: 030/26995010
E-Mail: iwk@hth-berlin.de

Die IWK im Internet

Die IWK ist auch im Internet zu erreichen.

Auf unserer Webseite `http://www.hth-berlin.de/iwk/` finden Sie u. a. Inhaltsverzeichnisse der letzten IWK-Hefte, Leseproben einzelner Beiträge sowie eine Onlineversion des Projektfragebogens.

Leserbriefe und Stellungnahmen zu einzelnen Heften oder Beiträgen können Sie auch per E-Mail an unsere Adresse `iwk@hth-berlin.de` schicken.

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Belegexemplare und Bestellungen:
Franz Jean Frohn (Telefon: 030/83870774; E-Mail: fjf@zedat.fu-berlin.de)

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 10010010). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Wohnungsnot und Blutschande

Zur historischen Konstruktion eines kulturellen Stigmas

Von Brigitte Kerchner

Wie „ist es [...] zu erklären, [... wenn] der ältere Bruder darauf verfällt, den jüngern zu päderastieren, [... wenn] ein anderer den Beischlaf mit der Schwester im Beisein der jüngern Schwester vollzieht. [...] Wie kommt der Vater dazu, sich an seinen eigenen Kinder[n] zu vergreifen, die ältere Schwester dazu, den jüngeren Bettgenossen zur Unzucht zu verleiten, und dieser wiederum, das von der Schwester Erlernte an noch kleinern Spielgenossen zu verüben und aus Angst vor der Entdeckung zum Mörder zu werden?"[1] Mit diesen Fragen wandte sich kurz nach der Jahrhundertwende der Hamburger Stadtarzt Pfeiffer in einer kämpferischen Rede an seine Zuhörer. Pfeiffer sprach auf dem Ersten Kongreß der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, der am 9. und 10. März 1903 in Frankfurt am Main stattfand. Vordergründig ging es ihm darum, das Wohnungselend der großen Städte als soziale Ursache von Prostitution, Geschlechtskrankheiten und Unmoral schlechthin anzuprangern. Insofern unterschied er sich kaum von den vielen bürgerlichen Sozialreformern, die um 1900 die Wohnsituation der Unterschichten als Ausgangspunkt einer ins Verderben führenden „Elendskette"[2] betrachteten, um dagegen politische Maßnahmen einzufordern. Was Pfeiffers Elendsbild aus einer kulturgeschichtlichen Perspektive interessant macht, ist die Selbstverständlichkeit, mit der hier das proletarische Milieu nicht nur als „kriminell", sondern die dortigen Familienverhältnisse konkret als „blutschänderisch" angesprochen wurden.

Durch die Wohnungsenge, so Pfeiffer, spitzte sich die familiäre Situation in den städtischen Unterschichten zu, traditionelle „Familienbande" lockerten sich, Zank und Streit zögen ein. Nicht selten, so sein Eindruck, würden die Kinder „Zeugen mancher Szenen". Bedingt durch die Schlafsituation ließe sich die Sexualität der Eltern kaum verbergen, müßten die Kinder das sich anbahnende sexuelle Verhältnis zwischen dem Untermieter und der Mutter oder der Schwester miterleben, wenn sie nicht selbst zum „Spielzeug eines Einlogierers" würden.[3] Abgestumpft durch die Zumutungen der Wohnsituation neigten die Familienmitglieder zu sexuellen Übergriffen untereinander,

1 L. Pfeiffer, Das Wohnungselend der großen Städte und seine Beziehungen zur Prostitution und den Geschlechtskrankheiten, in: *Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten,* Bd. 1 (1903), S. 135 bis 144, Zitat S. 140–141.

2 Albert Graßmann, Kindernot im Wohnungselend, in: *Zentralblatt für Jugendrecht und Jugendwohlfahrt,* Jg. 28 (1936/37), Nr. 8, S. 249–253, hier S. 250; vgl. Martin Ulbrich, Alkoholismus und Volkssittlichkeit, Schwelm i. Westf. 1929, S. 25.

3 Pfeiffer (Anm. 1), Zitate S. 137–142; vgl. auch P[aul] Kampffmeyer, Das Wohnungselend der Großstädte und seine Beziehung zur Verbreitung der Geschlechtskrankheiten und zur Prostitution, in: *Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten,* Bd. 1 (1903), S. 145–162, hier S. 148.

zu Vergewaltigung und Blutschande.[4] Aus all dem schien aus zeitgenössischer Sicht nur eine Schlußfolgerung möglich: Zwischen Wohnungssituation, sozialer Lage und sexueller Gewalt gab es einen zwingenden kausalen Zusammenhang, und aus den „tiefstehenden städtischen Arbeiterschichten" rekrutierte sich der typische Inzestverbrecher.[5]

Allerdings mahnen sozial- und kulturwissenschaftliche Studien, solche Wahrnehmungen des „unsittlichen" und „kriminellen Arbeitermilieus" – und seien sie um die Jahrhundertwende auch noch so weit verbreitet – nicht ohne weiteres für bare Münze zu nehmen. Schon in den achtziger Jahren wurde die historische Darstellung der Sexualität in ihren mythischen Dimensionen freigelegt.[6] Daß die „schaurigen Bilder" über die Arbeiterfamilie des Kaiserreichs oder der Weimarer Republik in der Regel eine verzerrte Sicht des Bürgertums wiedergeben, wurde früh gesehen.[7] Anfang der neunziger Jahre hat Klaus Tenfelde auf der Basis demographischer Daten nicht nur die Vorstellung von einem einheitlichen Typus der Arbeiterfamilie zurückgewiesen. Er hat auch gezeigt, in welch hohem Ausmaß die zeitgenössischen Darstellungen des Sexuellen in der Arbeiterfamilie fiktionale Elemente enthalten.[8] Am Beispiel Württembergs machte Carola Lipp zudem an eindrucksvollen Beispielen sichtbar, wie der dortigen Textilarbeiterschaft durch kommunale Instanzen systematisch das Odium des „Unsittlichen" angehängt wurde, wobei insbesondere die Arbeiterinnen der „Liederlichkeit" bezichtigt wurden.[9] Karin Walser ist es gelungen, den „Prostitutionsverdacht", unter den sich die Dienstmädchen im Kaiserreich gestellt sahen, als Projektion zu enttarnen.[10] Und Ulrich

4 Pfeiffer (Anm. 1), bes. S. 137–142. Zur Interpretation der Darstellung von Pfeiffer auch Ulrich Linse, Über den Prozess der Syphilisation – Körper und Sexualität um 1900 aus ärztlicher Sicht, in: Vermessene Sexualität. Hrsg. von Alexander Schuller und Nikolaus Heim, Berlin 1987, S. 163–185, hier S. 180–181.

5 Svend Riemer, Die Blutschande als soziologisches Problem, in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform*, Jg. 27 (1936), Nr. 2, bes. S. 88–89.

6 George L. Mosse, Nationalism and Respectability. Normal and Abnormal Sexuality in the Nineteenth Century, in: *Journal of Contemporary History*, Vol. 17 (1982), Nr. 1, S. 221–245; George Lachmann Mosse, Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen, München 1985; Jeffrey Weeks, Sexuality and its Discontents. Meanings, Myths and Modern Sexualities, London 1985.

7 Arbeiterfamilien im Kaiserreich. Materialien zur Sozialgeschichte in Deutschland 1871–1914. Hrsg. von Klaus Saul u. a., Düsseldorf 1982; Familienleben im Schatten der Krise. Dokumente und Analysen zur Sozialgeschichte der Weimarer Republik. Hrsg. von J. Flemming u. a., Düsseldorf 1988; K.-M. Bogdal, „Schaurige Bilder". Der Arbeiter im Blick des Bürgers am Beispiel des Naturalismus, Frankfurt a. M. 1978; W. Hartinger, Schlafgänger und Schnapsdrinker. Bürgerliche Klischees vom Arbeiter und was dahinter steckt, in: Stereotypvorstellungen im Alltagsleben. Beiträge zum Themenkreis Fremdbilder – Selbstbilder – Identität. Hrsg. von H. Gerndt, Fs. G. R. Schroubek, München 1988, S. 90–103.

8 Klaus Tenfelde, Arbeiterfamilie und Geschlechterbeziehungen im Deutschen Kaiserreich, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 18 (1992), Nr. 2, S. 179–203. Vgl. auch Arbeiter und Bürger im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Jürgen Kocka, München 1986.

9 Carola Lipp, Ledige Mütter, „Huren" und „Lumpenhunde". Sexualmoral und Ehrenhändel im Arbeitermilieu des 19. Jahrhunderts, in: Tübinger Beiträge zur Volkskultur. Hrsg. von Utz Jeggle u. a., Tübingen 1986, S. 70–86; vgl. auch Carola Lipp, Sexualität und Heirat, in: Die Arbeiter. Lebensformen, Alltag und Kultur. Hrsg. von Wolfgang Ruppert, München 1986, S. 186–189; Carola Lipp, Die Innenseite der Arbeiterkultur. Sexualität im Arbeitermilieu des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, in: Arbeit, Frömmigkeit und Eigensinn. Hrsg. von Richard van Dülmen, Frankfurt a. M. 1990, S. 214–259.

10 Karin Walser, Prostitutionsverdacht und Geschlechterforschung. Das Beispiel der Dienstmädchen um 1900, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 11 (1985), H. 3, S. 99–111; ähnliches für die Kellnerinnen: Brigitte Kerchner, „Die unsittliche Kollegin". Anerkennung und Mißachtung als gewerkschaftliche Strategien im Gastwirtsgewerbe, in: *IWK*, Jg. 34 (1998), Nr. 3/4, S. 465–496.

Linse hat darauf hingewiesen, daß die medizinische Wahrnehmung von Körper und Sexualität in den Arbeiterschichten oftmals metaphorische Züge trägt. Offenbar standen insbesondere Prostitution und Geschlechtskrankheiten häufig stellvertretend für die zeitgenössischen Ängste vor politischem Umbruch und sozialer Desintegration.[11] Zudem wurde aus einer kulturgeschichtlichen Sicht die Semiotik im kriminologischen Diskurs der Jahrhundertwende freigelegt und die damals verbreiteten Täterbilder als willkürliche Konstruktionen des Bösen identifiziert. Demnach wäre das Bild des monströsen Verbrechers aus der Unterschicht nichts anderes als ein pejorativ besetztes Fremdbild bürgerlicher Experten, letztlich ein negatives Spiegelbild ihrer selbst, mit dem in unsicheren Zeiten eine an sich fragile bürgerliche Identität abgegrenzt und gesichert werden sollte.[12]

Bislang wurden diese Beobachtungen noch kaum auf das Phänomen der Blutschande bezogen.[13] So ist der in den Quellen permanent suggerierte Zusammenhang von Wohnsituation, Klassenlage und Inzestproblematik weitgehend ungeklärt.[14] Gibt es tatsächlich Anhaltspunkte dafür, daß blutschänderische Akte in der Arbeiterschaft des Kaiserreiches vermehrt verbreitet waren? Und inwiefern hing die Ausbreitung des Inzest wirklich von der Wohnungssituation ab? Oder handelt es sich bei Schilderungen, wie dem oben zitierten Elendsbild des Hamburger Mediziners Pfeiffer, um nichts

11 Linse (Anm. 4); Dieser Zusammenhang wurde am Beispiel Münchens unterstrichen von Sybille Leitner, Großstadtlust. Prostitution und Münchener Sittenpolizei um 1900, in: Soziale Räume in der Urbanisierung. Studien zur Geschichte Münchens im Vergleich. Hrsg. von Wolfgang Hardtwig und Klaus Tenfelde, München 1990, S. 261–275. Vgl. auch: Sabine Kienitz, Sexualität, Macht und Moral. Prostitution und Geschlechterbeziehungen Anfang des 19. Jahrhunderts in Württemberg. Ein Beitrag zur Mentalitätsgeschichte, Berlin 1995.

12 Peter Becker, Kriminelle Identitäten im 19. Jahrhundert. Neue Entwicklungen in der historischen Kriminalitätsforschung, in: *Historische Anthropologie,* Jg. 2 (1994), S. 142–157; ders., Der Verbrecher als „monströser Typus". Zur kriminologischen Semiotik der Jahrhundertwende, in: Der falsche Körper. Geschichte der Monstrositäten. Hrsg. von Michael Hagner, Göttingen 1995, S. 147–173; zuletzt Peter Becker, Verderbnis und Entartung. Eine Geschichte der Kriminologie des 19. Jahrhunderts als Diskurs und Praxis, Göttingen 2002. Vgl. bereits zuvor: Daniel Pick, Faces of Degeneration. A European Disorder, c. 1848–c. 1918, Cambridge 1980; Peter Strasser, Verbrechermenschen. Zur kriminalwissenschaftlichen Erzeugung des Bösen, Frankfurt a. M. 1984; Martin Wiener, Reconstructing the Criminal. Culture, Law, and Policy in England, 1830–1914, Cambridge 1990; Jörg Schönert, Bilder vom „Verbrechermenschen" in den rechtskulturellen Diskursen um 1900. Zum Erzählen über Kriminalität und zum Status kriminologischen Wissens, in: Erzählte Kriminalität. Zur Typologie und Funktion von narrativen Darstellungen in Strafrechtspflege, Publizistik und Literatur zwischen 1770 und 1920. Hrsg. von Jörg Schönert, Konstantin Imm und Joachim Linder, Tübingen 1991, S. 497–532. Grundlegend auch: Michel Foucault, About the Concept of the "Dangeraus Individual" in 19th Century Legal Psychiatry, in: *International Journal of Law and Psychiatry,* Jg. 1 (1979), S. 1–18. Vgl. Insgesamt zum Problem auch: Historische Stereotypenforschung. Methodische Überlegungen und empirische Befunde. Hrsg. von Hans Henning Hahn, Oldenburg 1995.

13 Erste Einblicke vermittelt Bryan Strong, Toward a History of the Experimental Familiy. Sex and Incest in the Nineteenth Century Family, in: *Journal of Marriage and the Familiy,* Jg. 35 (August 1973), S. 457–466; vgl. im Hinblick auf England auch: Andrzej Olechnowicz, Working-Class Housing in England between the Wars. The Becontree Estate, Oxford 1997.

14 Im Hinblick auf England: Anthony S. Wohl, The Victorian Family. Structure and Stresses, London 1978, S. 197–216. Eine unkritische Übernahme der auch in Gerichtsakten kolportierten Inzestbilder kennzeichnet die Studie von Anne-Marie Sohn, Unzüchtige Handlungen an Mädchen und alltägliche Sexualität in Frankreich (1870–1939), in: Die sexuelle Gewalt in der Geschichte. Hrsg. von Alain Corbin, Berlin 1992, S. 59–88.

anderes als um „gewagte phantastische Konstruktionen"?[15] Viel spricht zunächst für den fiktionalen Gehalt der Äußerung von Pfeiffer: Schon die Zwangsläufigkeit, mit dem Pfeiffer den Geschwisterinzest wie den Vater-Tochter-Inzest über ein breites Spektrum von sexuellen Praktiken und Gewalthandlungen in einen „Mord" einmünden ließ, erscheint wenig plausibel, der skandalisierende Ton ist kaum zu überhören. Dieser Eindruck wird verstärkt, wenn man vergleichbare Belege aus dem deutschen Kontext heranzieht. Fast wörtlich finden sich die Beobachtungen Pfeiffers in anderen Texten des sozialreformerischen Diskurses der Jahrhundertwende wieder.[16] Ganz offenbar handelte es sich hier weniger um zusätzliche Belege für die geschilderte Familiensituation, sondern um Zitate eines immer wiederkehrenden Topos. So läßt sich die Frage nach Fiktion und Realität auch durch Ausweitung der Heuristik und intensive Textvergleiche kaum abschließend klären.

Deshalb ist vielleicht eine Perspektive ergiebiger, die sich einer starren Gegenüberstellung von Fiktion und Realität entzieht. Mit einem diskursanalytischen Ansatz[17] stellen sich die Fragen anders: Seit wann und mit welchen diskursiven Techniken wurde die Wahrnehmung innerfamilialer Gewalt an die Arbeiterfrage gekoppelt? Wodurch erlangten Aussagen über die Blutschande als einem typischen Verbrechen der „niederen Klassen" öffentliche Geltung? Welche Funktionen hatten solche Reden in unterschiedlichen disziplinären Kontexten? Und welche politischen Machteffekte gingen am Ende von solchen Zuschreibungen aus? Auf der Basis deutschsprachiger Texte möchte ich diesen Fragen im folgenden für die Zeit des 19. und frühen 20. Jahrhunderts nachgehen. Vier Thematisierungsweisen der Blutschande sollen dabei in den Vordergrund rücken: erstens die juridische Definition des Tatbestandes und die Kodifizierung moderner Blutschandegesetze; zweitens die Thematisierung von Wohnungsnot und Blutschande in der Kriminalstatistik; drittens die Instrumentalisierung des Blutschandethemas im Diskurs über die „Wohnungsnot" im Kaiserreich; viertens die Konstruktion des Blutschänders als krimineller Typus in der Wohnungs- und Bodenreformbewegung der Weimarer Republik.

15 Kampffmeyer (Anm. 3), S. 145.

16 Aus der Fülle der Belege seien vorläufig nur genannt: Otto Münsterberg, Prostitution und Staat, Leipzig 1908, bes. S. 13; Maria Lischnewska, Die geschlechtliche Belehrung der Kinder. Zur Geschichte und Methodik des Gedankens, in: *Mutterschutz. Zeitschrift zur Reform der sexuellen Ethik*, Jg. 1 (1905), S. 137–170.

17 Anknüpfend an Michel Foucault erschöpfen sich Diskurse nicht in flüchtigen Äußerungen, sie sind auch keine Debatten. Gemeint sind vielmehr solche Redeweisen, die über lange Zeit in institutionalisierten Kontexten eine breitere Geltung erlangen. Immer sind sprachliche Überformungen als Diskurstechniken zu beachten. Diskurse sind insofern produktiv, als in ihnen Wissen über Gegenstände erzeugt wird. Indem über einen Gegenstand gesprochen wird, wird er auch geformt. Zudem wird das Wissen transformiert, in verschiedenen Diskursöffentlichkeiten (etwa Gericht, wissenschaftliche oder politische Kontroverse, Gesetzgebung und Parlament) erhält es eine andere Form und Geltung. In den Alltag dringen Diskurse insofern vor, als die alltägliche Kommunikation auch auf institutionalisiertes Wissen rekurriert. Schließlich macht der Diskursbegriff auf Machteffekte aufmerksam, sie können beim Sprechen über einen Gegenstand innerhalb verschiedener gerichtlicher, wissenschaftlicher und politischer Strategien erzeugt werden. Dazu Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit, Bd. 1, 6. Aufl., Frankfurt a. M. 1992; ders., Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann, Frankfurt a. M. 1996; Peter Schöttler, Mentalitäten, Ideologien, Diskurse. Zur sozialgeschichtlichen Thematisierung der „dritten Ebene", in: Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen. Hrsg. von Alf Lüdtke, Frankfurt a. M. und New York 1989, S. 85–136; Peter

1. Die Einschreibung der Klassenspaltung in die Blutschandegesetze

Aus juristischer Sicht war die Blutschande im Deutschen Kaiserreich ein Tatbestand, der den „Beischlaf zwischen bestimmten nahen Verwandten oder Verschwägerten" umfaßte.[18] Konkret verbot das Reichsstrafgesetzbuch von 1871 den „Beischlaf zwischen Verwandten auf- und absteigender Linie"; Eltern, die sich an ihren eigenen Kindern vergriffen, mußten mit einer Höchststrafe von bis zu fünf Jahren Zuchthaus rechnen. Andere Umgangsverbote, also der Geschwisterinzest oder der Beischlaf zwischen Verschwägerten, waren einheitlich unter die geringere Strafe von bis zu zwei Jahren Gefängnis gestellt. Minderjährige konnten nur dann verfolgt werden, wenn sie die im Gesetz allgemein festgesetzte Strafmündigkeit von 18 Jahren erreicht hatten.[19] Ganz offenbar enthielt der Gesetzestext selbst zu diesem Zeitpunkt keinerlei Hinweise auf eine klassenspezifische Zuschreibung der Blutschande. Dies war keineswegs selbstverständlich.

Klassenspezifische Strafformen im 19. Jahrhundert

Im großen und ganzen hatte das Reichstrafgesetzbuch mit diesen Regelungen das Preußische Strafgesetzbuch von 1851 fortgeschrieben.[20] Doch in einigen Details kam es zu

[Forts. von Anm. 17]
Schöttler, Sozialgeschichtliches Paradigma und historische Diskursanalyse, in: Diskurstheorien und Literaturwissenschaften. Hrsg. von Jürgen Fohrmann und Harro Müller, Frankfurt a. M. 1988, S. 159 bis 199; Peter Schöttler, Wer hat Angst vor dem „linguistic turn"? in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 23 (1997), Nr. 1, S. 134–151; Martin Dinges, Michel Foucault, Justizphantasien und die Macht, in: Mit den Waffen der Justiz. Zur Kriminalitätsgeschichte des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Andreas Blauert und Gerd Schwerhoff, Frankfurt a. M. 1993, S. 189–212; Susanne Krasmann, Simultaneität von Körper und Sprache bei Michel Foucault, in: *Leviathan*, Jg. 23 (1995), Nr. 2, S. 240–262, hier S. 241–256; Ulrich Brieler, Foucaults Geschichte, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 24 (1998), Nr. 2, S. 248–282; Jürgen Link, Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse. Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse am Beispiel des Normalismus, in: Das Wuchern der Diskurse. Perspektiven der Diskursanalyse Foucaults. Hrsg. von Hannelore Bublitz u. a., Frankfurt a. M. und New York 1999, S. 148–161; zuletzt Achim Landwehr, Geschichte des Sagbaren. Einführung in die Historische Diskursanalyse, Berlin 2001. Dagegen Siegfried Jäger, Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Duisburg 1999, bes. S. 158–169, der von „Alltagsdiskursen" spricht und die historische Dimension zurückstellt. Einen Einblick in diskurstheoretische Ansätze und Verfahren gibt: Brigitte Kerchner, Politik als Diskurs. Diskurstheorien und Diskursbegriffe in der Politikwissenschaft – Ein Überblick, Berlin 2002.

18 Verbrechen und Vergehen wider die Sittlichkeit. Beleidigung. Personenstandsdelikte. Bearb. von Wolfgang Mittermaier u. a., Berlin 1906, S. 143–147, Zitat S. 143. Zur Gesetzeslage im Kaiserreich bereits Brigitte Kerchner, Rückzug als Verweigerung. Historische Perspektiven auf Sexualität und Staat, in: Staat und Privatheit. Aktuelle Studien zu einem schwierigen Verhältnis. Hrsg. von Brigitte Kerchner und Gabriele Wilde, Opladen 1997, S. 157–188; Tanja Hommen, Sittlichkeitsverbrechen. Sexuelle Gewalt im Kaiserreich, Frankfurt a. M. und New York 1999, S. 60–63.

19 Reichs-Gesetzblatt 1871, Berlin 1871, Dreizehnter Abschnitt, § 173, S. 160.

20 Mittermaier (Anm. 18), S. 16. Die preußische Gesetzesrevision in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie die Entwicklung zum Reichsstrafrecht bis 1871 ist aufgearbeitet in: Brigitte Kerchner, Grenzen der Intimität. Staatliche und gesellschaftliche Regulierung von Sittlichkeit und Moral in Preussen 1777

bemerkenswerten Veränderungen: Neben der Festlegung auf den Begriff „Beischlaf"[21] und einer Komplexitätsreduktion der gesamten Deliktgruppe hatte man beim Reichsstrafgesetzbuch vor allem darauf verzichtet, die Strafformen klassenspezifisch aufzuspalten. Im Allgemeinen preußischen Landrecht von 1794[22] sowie in den preußischen Strafrechtsentwürfen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren Verstöße gegen die Blutschandegesetze durch erwachsene Aszendenten (Eltern/Großeltern) durchgängig mit Festungshaft oder Zuchthaus bedroht worden; demgegenüber mußten die in eine Blutschande verstrickten, volljährigen Deszendenten (Kinder/Enkel) in manchen Phasen mit Gefängnis in anderen mit Arbeitshaus bzw. Strafarbeit rechnen.[23] Dies änderte sich innerhalb der Preußischen Gesetzesrevision. Seit 1843 wurde hier die Strafrechtsreform zum Anlaß genommen, die Strafform systematisch an die Herkunft des Täters zu binden. Der „Revidirte Entwurf" von 1845 schlug vor, die Blutschande bei den Deszendenten (Kinder/Enkel) alternativ mit bis zu zweijährigem Gefängnis oder mit Strafarbeit zu ahnden.[24] Auch bei Verurteilung einer Blutschande in Stiefverhältnissen oder beim Geschwisterinzest sollte der Richter zwischen Strafarbeit und Gefängnis wählen können.[25] Diese Regelungen, die Arbeitsstrafen und Freiheitsstrafen streng unterschieden, setzten sich zunächst in den preußischen Entwürfen der folgenden Jahre fort.[26] Begründet wurde der neue Akzent unter anderem damit, daß Strafmaß und Strafform die sozialen Bedingungen der Blutschande zu berücksichtigen habe. Die „beschränkten Wohnungen

[Fort. von Anm. 20]
bis 1871, Habilitationsschrift, Freie Universität Berlin 2001, S. 429–698; dies., Ein öffentliches Geheimnis. Blutschande im 19. Jahrhundert, in: Historische Inzest-Diskurse. Hrsg. von Claudia Ulbrich, Jutta Eming und Claudia Jarzebowski, Königstein [ersch. demn.].

21 Hatte man im frühen 19. Jahrhundert phasenweise erwogen, jeden als „unzüchtig" empfundenen Körperkontakt innerhalb der Familie strafrechtlich zu verfolgen, so grenzte die endgültige Festlegung auf den Begriff „Beischlaf" nun die strafbaren Handlungen ausdrücklich auf den erwiesenen Geschlechtsverkehr ein. Vgl. „Blutschande/Inzest", in: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Hrsg. von Adalbert Erler und Ekkehard Kaufmann unter philologischer Mitarbeit von Ruth Schmidt-Wiegand, mitbegründet von Wolfgang Stammler, Bd. 1, Berlin 1971, Sp. 461–463.

22 Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794. Textausgabe. Mit einer Einführung von Hans Hattenhauer und einer Bibliographie von Günther Bernert, Frankfurt a. M. und Berlin 1970, Th. 2, Tit. 20, Abschn. 12, „Von fleischlichen Verbrechen", § 1039–1047, S. 707–708.

23 Grundlage dieser Beobachtung bilden folgende Gesetzentwürfe: [Kammergerichtsrath Bode und Oberlandesgerichtsrath Schiller], Entwurf des Criminal-Gesetz-Buches für die Preussischen Staaten [1827–29], o. O. und o. J. (entspricht: Entwurf des Straf-Gesetz-Buches für die Preußischen Staaten, Berlin 1828); Entwurf des Criminal-Gesetz-Buches, Berlin [1827–29]; Entwurf des Straf-Gesetz-Buches für die Preußischen Staaten, Zweiter Theil, von dem Revisor vorgelegt, Berlin 1833; Revidirter Entwurf des Strafgesetzbuches für die Königl. Preußischen Staaten, Erster Theil. Kriminal-Strafgesetze. (Als Manuscript für die Berathungen abgedruckt), Berlin 1833; Revidierter Entwurf des Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten, Berlin 1836; Der Entwurf des Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten, nach den Beschlüssen des Königlichen Staatsraths, Berlin 1843.

24 Revidirter Entwurf des Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten. Vorgelegt von dem Ministerium der Gesetz-Revision, Berlin 1845, Titel 8, § 161–163, S. 31.

25 Revidirter Entwurf 1845 (Anm. 24), Titel 8, § 161–163, S. 31.

26 Durchgesehen wurden folgende Gesetzentwürfe: Revidirter Entwurf 1845 (Anm. 24); Entwurf des Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten von der Königlichen Immediat-Kommission dem Plenum des Staatsraths vorgelegt, [Berlin], Dezember 1846; Entwurf des Strafgesetzbuchs für die Preußischen Staaten, nebst dem Entwurf über die Einführung des Strafgesetzbuches und dem Entwurf des Gesetzes über die Kompetenz und das Verfahren in dem Bezirke des Appellationshofes zu Köln, Berlin 1847.

der ärmeren Klasse", so das zentrale Argument der preußischen Justizbürokratie, bildeten einen besonderen „Anreiz" zu inzestuösem Verhalten.[27] Von daher wollte man den sozialen Faktor strafmildernd berücksichtigen und von der für die Aszendenten (Eltern, Großeltern) vorgesehenen höheren Zuchthausstrafe absehen. Letztlich aber wurde mit den neuen Regelungen „hinreichende[r] Spielraum für das richterliche Ermessen"[28] geschaffen: Offenkundig sollte der Richter die Option erhalten, Verurteilte aus höheren Schichten mit Freiheitsentzug zu bestrafen, während nach zeitgenössischen Verständnis für die Angehörigen der Unterschichten eine körperbezogene Arbeitsstrafe angemessener schien.[29]

In der preußischen Gesetzrevision nahm man im Jahr 1848 von der allzu offenkundigen klassenspezifischen Bestrafung wieder Abstand, so daß das daran anknüpfende Reichsstrafgesetzbuch von 1871 die Bestrafung nach Schichten offiziell nicht mehr kannte. Dies bedeutet aber nicht, daß der juridische Diskurs über die Blutschande frei von klassenspezifischen Ressentiments geblieben wäre. Wie sehr die preußische Strafrechtsreform im gesamten 19. Jahrhundert vom Denken in Klassengegensätzen beherrscht war, zeigte sich exemplarisch in den gesetzgeberischen Beratungen des Vormärz.

Faszination und Abscheu bei der Revision der Blutschandegesetze im Vormärz

In den Kontroversen, die im Vormärz um die Blutschande aufbrachen, spiegelten sich in besonderer Weise die Frontlinien, die die preußische und deutsche Rechtspolitik im frühen 19. Jahrhundert insgesamt prägten. Auf der einen Seite standen Vertreter des liberalen Bürgertums, Rechtspraktiker und liberale Rechtsgelehrte, die sich am französischen Recht, das auch in der Rheinprovinz galt, sowie am Rechtsverletzungsdogma von Paul Johann Anselm von Feuerbach[30] orientierten. Von daher traten sie für eine

27 Revision des Entwurfs des Strafgesetzbuchs von 1843, Zweiter Band: Zum zweiten Theil des Entwurfs, Berlin 1845, Titel 16: „Verbrechen wider die Sittlichkeit", § 371–374, S. 159–161, Zitat S. 160.

28 Revision des Entwurfs von 1843 (Anm. 27), Bd. 2, zum 2. T., Tit. 16: „Verbrechen wider die Sittlichkeit", § 371–374, S. 159–161, Zitat S. 161.

29 Dirk Blasius, Bürgerliche Gesellschaft und Kriminalität. Zur Sozialgeschichte Preußens im Vormärz, Göttingen 1976, S. 98–101 u. 113–114.

30 Bekanntlich verfocht Paul Johann Anselm von Feuerbach eine Strafrechtstheorie, die Handlungen nur dann als Verbrechen auffaßte, wenn individuelle Rechtsgüter, wie Freiheit, Körper oder Leben, verletzt wurden; in dieser Logik konnten weder die Reinheit noch die innere oder äußere Ordnung der Familie Schutzobjekte sein. Entsprechend eliminierte Feuerbach den Blutschandetatbestand in seiner herkömmlichen Fassung aus dem Entwurf für ein Bayerisches Strafgesetzbuch von 1810. Allerdings hat Feuerbach im Rekurs auf Kants Moralitätskonzeption durchaus für den mäßigen Einsatz von Inzeststrafen in Ausnahmefällen plädiert; so wurden solche Regeln bei der Unzucht und Verkupplung von Aszendenten im Bayerischen Entwurf von 1810 ausdrücklich berücksichtigt. Im Bayerischen Strafgesetzbuch von 1813 wurde der Mißbrauch der Privatgewalt und des Vertrauens unter Strafe gestellt, den Eltern und andere Blutsverwandte im Hinblick auf Kinder und Abhängige begingen. In den gesetzgeberischen Kommissionssitzungen hatte hier der konservative Gegenspieler Feuerbachs, N. T. von Gönner, dafür gesorgt, daß die Blutschande mit dem Entwurf von 1813 wieder Eingang in das bayerische Strafrecht fand. Ihm ging es darum, die „Sittenreinheit" der bürgerlichen Institution Familie offiziell als Schutzgut zu etablieren. Doch dieser konservative Durchbruch auf der Ebene der Rechtspolitik und Gesetzgebung vermochte den Stellenwert, den das Rechtsverletzungsdogma von Feuerbach für die Strafrechtstheorie des 19. Jahrhunderts gewann, kaum zu mindern. Jeder weitere Blutschandediskurs hatte sich daran zu

weitgehende Abschaffung der Blutschandestrafen ein. Auf der anderen Seite agierte eine preußische Justizadministration, die trotz aller sonstigen politischen Schwankungen am Tatbestand der Blutschande eisern festhielt, um ihre Rechtsauffassung vor allem auch gegen die aus dem Rheinland kommenden liberalen Impulse durchzusetzen.

Besonders hart prallten die Gegensätze aufeinander, als Ende 1847 den preußischen Ständen ein stärkeres Mitspracherecht bei der Strafrechtsreform eingeräumt wurde. Um über den „Entwurf von 1847"[31] zu beraten, berief man im Dezember 1847 einen „Vereinigten Ständischen Ausschuss" in Berlin ein, am 17. Januar 1848 nahm er seine Arbeit auf. Dem Ausschuß gehörten 99 Mitglieder an, die aus den einzelnen preußischen Provinzen entsandt wurden.[32] Außerdem war schon am 29. Dezember 1847 unter dem Vorsitz des preußischen Staatsministers Graf von Arnim aus jeweils zwei Vertretern jeder Provinz eine besondere „Abteilung" mit der Aufgabe gebildet worden, die Plenarsitzungen vorzubereiten. Sie erstellte bis zum Februar 1848 ein „Gutachten" zum Entwurf des Strafgesetzbuches,[33] das dem von Januar bis März 1848 tagenden Plenum des „Vereinigten Ständischen Ausschusses" als Grundlage diente.[34] Im Laufe dieser Ausschußsitzungen erarbeitete man nun die wichtigsten Prinzipien für das spätere Preußische Strafgesetzbuch vom 14. April 1851 und damit auch für die dort kodifizierten Blutschandegesetze.[35]

Wie in den Jahren zuvor, drohte auch 1848 der rigide Gesetzentwurf, den die preußische Justizadministration vorgelegt hatte, am Votum der rheinischen Vertreter und anderer liberaler Abgeordneter abzuprallen. Die Auseinandersetzung verlief höchst emotional. Mehrfach griff der Justizminister Friedrich Karl von Savigny persönlich in die Debatte ein. Überdies überboten sich die Abgeordneten der verschiedensten Provinzen darin, selbst erlebte oder konstruierte Fälle beizusteuern. Im Ergebnis scheiterten

[Forts. von Anm. 30]
messen. Zur sich wandelnden Konstruktion der Blutschande im Bayerischen Strafrecht: Fritz Eduard Rosenberger, Das Sexualstrafrecht in Bayern von 1813 bis 1871, Marburg 1973, S. 149–151, 204, 285, 294–295; Titzmann (Anm. 13), S. 240–242; Isabel V. Hull, Sexuality, State, and Civil Society in Germany, 1700–1815, Ithaka und London 1996, bes. S. 353; Hommen (Anm. 18), S. 62; zuletzt Kerchner, Grenzen der Intimität (Anm. 20), S. 329–335 und 496.

31 Entwurf des Strafgesetzbuchs 1847 (Anm. 26).

32 Dazu: Verzeichnis der Mitglieder des am 17. Januar 1848 in Berlin zusammengetretenen Vereinigten Ständischen Ausschusses, in: Verhandlungen des im Jahre 1848 zusammenberufenen Vereinigten Ständischen Ausschusses, zusammengestellt von E. Bleich, Bd. 1, Berlin 1848, S. 19–21.

33 Sitzungs-Protokolle der vorberatenden Abteilung d. Verein. Ständ. Ausschusses, Berlin 1848.

34 Verhandlungen des im Jahre 1848 zusammenberufenen Vereinigten Ständischen Ausschusses, zusammengestellt von E. Bleich, IV Bde., Berlin 1848. Vgl. auch Sitzungs-Protokolle des Vereinigten Ständischen Ausschusses, Berlin 1848 [künftig zitiert: VVStA von 1848].

35 Albert Friedrich Berner, Die Strafgesetzgebung in Deutschland vom Jahre 1751 bis zur Gegenwart, Leipzig 1867, ND Aalen 1978, § 195, S. 238–239; Eberhard Schmidt, Einführung in die Geschichte der deutschen Strafrechtspflege, 3. veränd. Aufl., Göttingen 1965, § 281, S. 318–319; Blasius (Anm. 29), S. 130; ders., Eigentum und Strafe. Probleme der preußischen Kriminalitäts- und Strafrechtsentwicklung im Vormärz, in: *Historische Zeitschrift,* Bd. 220 (1975), S. 79–129, bes. S. 120–122. Zum Hintergrund der Revolution von 1848/49 in Deutschland etwa: Rüdiger Hachtmann, Berlin 1848. Eine Politik- und Gesellschaftsgeschichte der Revolution, Bonn 1997; Wolfgang Hardtwig, Revolution in Deutschland und Europa 1848/49, Göttingen 1999; 1848 – Revolution in Europa. Verlauf, politische Programme, Folgen und Wirkungen. Hrsg. von Heiner Timmermann, Berlin 1999; Umbruch der Kulturen – Die europäischen Revolutionen von 1848/49. Hrsg. von Wolfgang Bunzel, Berlin 2000.

die rheinischen Abgeordneten in den Abstimmungen, abgesehen von kleinen Details blieb es bei der Regelung, die das preußische Justizministerium von Anfang an vorgeschlagen hatte.[36] So führten die lebhaften Redegefechte zunächst nur vor, wie um 1848 die bürgerlich-liberale Bewegung um eine stärkere politische Partizipation bemüht gegen die verkrusteten politischen Strukturen in Preußen vergeblich anrannte.

In diesem politischen Konflikt erhielt die Blutschande eine symbolische Bedeutung: Sie fungierte als einigendes Prinzip. Quer über alle sonstigen Differenzen hinweg erklärten die Mitglieder des „Vereinigten Ständischen Ausschusses" von 1848 die Blutschande zum „abscheulichsten Verbrechen" der „niederen Klasse". Zunächst äußerte sich von Savigny selbst zum „sehr verbreitete[n] Gefühle des Abscheues gegen alle Handlungen dieser Art" und sprach von „einem Gefühl, welches nicht blos in einzelnen Ständen sich findet, sondern durch alle Klassen der Gesellschaft durchgeht".[37] Bald glaubte jeder zweite Redner, sich zu diesem „allgemeinen Volksgefühl" bekennen und seinerseits die Blutschande als besonders „abscheulich", „schändlich" oder „verworfen" brandmarken zu müssen.[38] Entsprechend scharf wollte man sich von jedem blutschänderischen Übergriff distanzieren. Naheliegenderweise gelang die Distanzierung am besten, wenn man dieses Verhalten anderen zuschreiben konnte. Als Projektionsfläche dienten hier die „Personen der niederen Klasse".[39] Entsprechend erschien die blutschänderische Tat als ein Akt der „Rohheit", begangen von Tätern, die unter dem „Fluche einer schlechten Erziehung", „unter dem Fluche der kümmerlichsten Lebensverhältnisse" lebten.[40] Folglich erkannte man im Vater-Tochter-Inzest den häufigsten und gravierendsten Fall und stilisierte den blutschänderischen Vater aus der „niederen Klasse" zum typischen Täter.[41]

Was 1848 in den Redebeiträgen der Ausschußmitglieder durchschimmert, ist also eine gemeinsame Wahrnehmung des Pauperismus durch Adel und Bürgertum – immer „von oben". Die Blutschande erschien typisch für ein Milieu, das dem adeligen wie dem bürgerlichen Lebensstil zuwiderlief und den adeligen Ehrenkodizes wie den bürgerlichen Moralanschauungen widersprach. Mit den „Leuten der fraglichen Art", die eng zusammen wohnten[42] und bei denen „Aeltern und Kinder in einem und demselben Bette" zusammenschliefen,[43] schien eine soziale Welt auf, mit der man als Mann von Stand wie als unbescholtener Bürger nichts gemein haben wollte. Allenfalls wagte man

36 VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 370–371 und 374–394. Die Debatte bezog sich auf: Entwurf des Strafgesetzbuchs 1847 (Anm. 26), T. 2, Tit. 9, § 162–166, S. 30. Einen ersten Hinweis auf die Kontroverse verdanke ich Ute Gerhard, dazu bereits Ute Gerhard, Verhältnisse und Verhinderungen. Frauenarbeit, Familie und Rechte der Frauen im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1978, S. 143.

37 Justiz-Minister von Savigny, in: VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 376.

38 VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, Zitate S. 376, 377, 378, 379, 382, 383, 386, 388, 389.

39 So etwa der preußische Abgeordnete und Bürgermeister in Königsberg Sperling: VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 382. Zum im 19. Jahrhundert der Arbeiterschaft angehängten Stigma der „Unsittlichkeit": Lipp, Ledige Mütter (Anm. 9); Lipp, Innenseite der Arbeiterkultur (Anm. 9).

40 So der General-Landschafts-Direktor aus der Preußischen Provinz von Auerswald: VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 388.

41 Etwa VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 388 und 390.

42 So der Kriminalrat und Oberbürgermeister von Prenzlau, Abgeordneter der Provinz Brandenburg Grabow, VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, Zitate S. 374 und S. 380.

43 So der Abgeordnete Sperling, VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, Zitate S. 382.

einen professionellen Blick, der eine gewisse Faszination nicht verhehlen konnte, der aber gleichzeitig auf größtmöglichen Abstand bedacht sein mußte.

Waren die Rheinländer und Preußen zunächst von scheinbar unversöhnlichen Rechtspositionen ausgegangen, so hatten sie nun über die Exklusion der „Blutschänder" als rohen, schlecht erzogenen und in elenden Verhältnissen lebenden Außenseitern zueinander gefunden. In der Abgrenzung zu den „unteren Schichten" wurden selbst die Differenzen zwischen dem alten aristokratischen Führungsanspruch und dem neuen bürgerlichen Selbstverständnis nivelliert, der die Debatten an anderen Punkten immer wieder auseinander zu sprengen drohte. Rheinisch oder preußisch, liberal oder konservativ, aristokratisch oder bürgerlich – was bedeuteten solche Etiketten angesichts von Verhaltensweisen, die die „Heiligkeit" der Familie ignorierten und damit die Basis für den „sozielle[n] Staatsverband" zu sprengen drohten?[44] So nutzten um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Abgeordneten des „Vereinigten Ständischen Ausschusses" die Symbolik der Blutschande, um sich innerhalb der rechtlich, politisch und sozial zersplitterten preußischen Staaten – und sei es nur für einen kurzen, trügerischen Augenblick – einmütig zur Familie als Grundlage des Staates zu bekennen und sich gleichzeitig als homogene Führungselite für diesen Staat zu empfehlen.

Trotz allen Widerwillens gegen den Inzest waren die Abgeordneten des Jahres 1848 allerdings in auffälliger Weise bereit, den blutschänderischen Täter zu entlasten und die Tat zu bagatellisieren. Überwiegend Blutschänder aus einem verarmten Milieu vor Augen, erblickte man plötzlich etwas „Barbarisches" darin, wenn allzu streng „gegen diese unglücklichen Klassen" vorgegangen werde, die „fast unzurechnungsfähig in das Verbrechen hineintaumeln".[45] Zunächst hatten vor allem die Liberalen dazu tendiert, die Blutschande in dieser Weise zu einem entschuldbaren „Laster" umzudefinieren, zu einer harmlosen und letztlich unvermeidbaren Entgleisung.[46] Doch dann führten sich auch andere das schwierige soziale Umfeld vor Augen, sowie die nachteiligen psychischen Dispositionen der Unterprivilegierten. Schließlich warb man ganz allgemein um Verständnis für die Täter. So erkannte man zwar im blutschänderischen Vater einen unberechenbaren Triebmenschen und Wiederholungstäter, aber seine Tat deutete man als „Folge augenblicklicher Aufwallung von Leidenschaft", ohne eigene Schuld werde er immer wieder dazu hingerissen.[47] Der Mangel an „ehrliebender Gesinnung", die Unwissenheit und „Rohheit" wurde durchaus gesehen. Doch im Gegensatz zum späten 19. Jahrhundert, als solche Merkmale biologistisch interpretiert wurden und der Schuldvorwurf eskalierte,[48] war man unmittelbar vor der Revolution von 1848 noch bereit, Herkunft und Wohnverhältnisse zur Entlastung in Rechnung zu stellen.[49] So

44 VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, Zitate S. 374 und S. 380.

45 Von Auerswald, VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, Zitat S. 388–389.

46 So etwa der Abgeordnete der Rheinprovinz, Freiherr von Mylius, VVStA von 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 388. Ähnlich verfuhr auch der Abgeordnete Graf von Renard: S. 389–390.

47 VVStA 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 388–390.

48 Dazu Brigitte Kerchner, Die Sexualverbrecherin. Die paradoxe Konstruktion weiblicher Tätertypen in der historischen Kriminalpsychologie, in: Transgressionen – Grenzgängerinnen des moralischen Geschlechts. Hrsg. von Elfi Bettinger und Angelika Ebrecht, Stuttgart u. a. 2000, S. 121–148.

49 Etwa VVStA 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 381–382.

kam es, daß sogar die konservativen Abgeordneten, die die Blutschande eigentlich mit moralisierendem Pathos verurteilten, bei der Bestrafung der Aszendenten auch in den schwersten Fällen nicht über fünf Jahre Freiheitsentzug hinausgehen wollten.[50]

Die Symbolik der Blutschande

Wie läßt sich dieses Schwanken zwischen ausuferndem Kontrollbedürfnis und Laisserfaire, zwischen Repression und Tolerierung, das für die diskursive Bearbeitung der Blutschande so charakteristisch ist, erklären? Warum finden wir hier eine so starke Neigung zu symbolischer Politik? Bereits in juridischen Texten der Frühen Neuzeit stehen im Blutschandediskurs verharmlosende und bagatellisierende Einstellungen und krasseste „Abscheu" scheinbar unverbunden nebeneinander. Trotz der Gelassenheit, mit der man dem Inzest in konkreten Fällen vor Gericht oder im Alltag begegnete, wurde er in den öffentlichen Diskursen weiterhin mit extremer Bestialität assoziiert und als etwas „Viehisches" empfunden. Bereits zu diesem Zeitpunkt fungierte die Blutschande als Symbol.[51] Symbolisch verarbeitet wurde der Gegensatz von Kultur und Natur, der die gelehrten Betrachtungen der „Fleischesverbrechen" insgesamt durchzog. Vom Tier, das ohne Vernunft, Besitz, Gewissen, Moral und Religion triebhaft vor sich hinvegetierte und sich ohne Konsequenzen vermehrte, wurde der Mensch unterschieden, der in all dem entgegengesetzt war und ausgestattet mit Vernunft und Moral in Freiheit leben konnte. Beging der Mensch Inzest, dann versklavte er sich an seinen Körper und verhielt sich triebhaft wie ein Tier. Infolge dieser Auffassungen unterschied der Abscheu vor Inzest zivilisierte Menschen von Tieren und Wilden. So symbolisierte der Inzest nun die Grenze zwischen Mensch und Tier, zwischen Natur und Kultur, und er fungierte als Indikator für den Entwicklungsstand einer Gesellschaft. In dem Maße, in dem das Inzestverbot nicht beachtet wurde, hatten primitive, unzivilisierte Lebensweisen Eingang in die Gesellschaft gefunden, standen ihre zivilisatorischen Qualitäten zur Disposition.[52] So ging es auch, wenn die Blutschande im späten 18. Jahrhundert thematisiert wurde, darum, den Einbruch des Atavismus in die Zivilisation herbeizureden. Bereits in der kulturkritischen Perspektive der Aufklärer belegte das Vorkommen dieses atavistischen Relikts die tendenzielle Gefährdung der bürgerlichen Gesellschaft und ihre Anfälligkeit für nichtbürgerliche Verhaltensformen und Moralkodizes. Hinzu kamen die Thematisierung des Inzest in literarischen Texten der Spätaufklärung. Hier stellte der Inzest eine objektive Verletzung der Weltordnung dar, er erhielt den Rang eines metaphysischen Sachverhalts. Durch seinen mythisch-sakralen Charakter wurde der Inzest dabei zum

50 Das entsprach: Entwurf des Strafgesetzbuchs 1847 (Anm. 26), T. 2, Tit. 9, § 162–166, S. 30.

51 Dazu etwa Vgl. Isabell V. Hull, Sexualstrafrecht und geschlechtsspezifische Normen in den deutschen Staaten des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der frühen Neuzeit bis zur Gegenwart. Hrsg. von Ute Gerhard, München 1997, S. 221–234, hier S. 226.

52 Ulinka Rublack, „Viehisch, frech und onverschämpt". Inzest in Südwestdeutschland, ca. 1530–1700, in: Von Huren und Rabenmüttern. Weibliche Kriminalität in der Frühen Neuzeit. Hrsg. von Otto Ulbricht, Köln u.a. 1995, S. 171–213, bes. 171–172 und 176–177.

höchstrangigen Verbrechen gegen Gott und/oder die Natur. Und dadurch daß der Inzest etwa in der Literatur der Goethezeit bald alle „fleischlichen" Verhaltensweisen vertrat, die kulturell als verboten galten, konnte er in dieser verallgemeinerten Form zugleich als Faszinosum wie als drakonisch gestraftes, sakralisiertes Delikt äußerster Schändlichkeit wahrgenommen werden.[53]

Unverkennbar lebten diese älteren Vorstellungen in der Kontroverse von 1848 auf. So wurde der „Vereinigte Ständische Ausschuss" Mitte des 19. Jahrhunderts zu einem Ort, von dem eine mehrdeutige Botschaft ausging: Einerseits galt die Blutschande als abscheuliche Tat. Doch als Klassendelikt war sie gleichzeitig erschreckend und faszinierend, sowohl bedrohlich als auch harmlos, allgegenwärtig und dennoch bloß ein Problem der Anderen. Unmittelbar vor Ausbruch der Revolution von 1848 in Deutschland hatten damit hochrangige Politiker die Blutschande in eine schillernde Konstruktion verwandelt, auf die in den sozialpolitischen Kämpfen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts mit großem Effekt zurückgegriffen werden konnte. Zudem hatten sie, indem sie von Triebhaftigkeit, Wiederholungszwang und Unzurechnungsfähigkeit sprachen, Merkmale genannt, die die kriminalanthropologischen und gerichtsmedizinischen Diskurse um 1900 in den Mittepunkt rücken konnten, um den Blutschänder als Inbegriff des kranken und perversen „Sexualverbrechers" zu präsentieren.[54]

2. Blutschande und Wohnungsnot in der Kriminalstatistik

Auf den ersten Blick sind wir über die Statistik der Blutschande recht gut informiert. Schon früh haben Vertreter der Moral- und Kriminalstatistik auf die Schwankungen der Verurteilungen wegen Blutschande geachtet.[55] Über die Zahl der wegen Blutschande verurteilten Personen im Sinne des Paragraphen 173 des deutschen Reichstrafgesetzbuches von 1871, das für das Kaiserreich und die Weimarer Republik maßgeblich war, gibt die offizielle Kriminalstatistik Auskunft: Seit 1882 wurde der Tatbestand der Blutschande (§ 173 RStGB) gesondert erhoben. Demnach wurden im Jahr 1882 314 Personen wegen

53 So Titzmann (Anm. 13), bes. S. 247–265.

54 VVStA 1848, Bd. 3, 17. Sitzung, 10. 2. 1848, S. 381–382. Zu späteren Diskursen vor allem Erich Wulffen, Der Sexualverbrecher, 1. Aufl. 1910, 7. unveränd. Aufl., Berlin 1920. Vgl. Foucault (Anm. 12), S. 1–18; Christine Leps, Apprehending the Criminal. The Production of Deviance in Nineteenth Century Discourse, Durham, N. J. 1992; Becker, Der Verbrecher (Anm. 12); ders., Kriminelle Identitäten (Anm. 12); ders., Verderbnis und Entartung (Anm. 12); Kerchner (Anm. 48), mit weiterer Literatur.

55 Etwa Carl J. Mittermaier, Der französische Compte général de l'administration de la justice criminelle pendant l'année 1827. Dargestellt und verglichen mit den Nachrichten über den Zustand der Verbrechen in Nordamerika, England, der Schweiz, Baiern, Württemberg und Baden, mit Untersuchung über die Ursachen der Vermehrung der Verbrechen, in: *Annalen der deutschen und ausländischen Criminal-Rechtspflege,* Bd. 3, 1829, S. 154–180 und S. 355–386, hier S. 359. Zur Geschichte der Moral- und Kriminalstatistik etwa Wolfgang Heinz u. a., Kriminalstatistik, Wiesbaden 1990, S. 1–37. In einer „naturwissenschaftlich-kulturhistorischen Sexualstudie" hat der Leipziger Sexualmediziner Hermann Rohleder zudem Zahlen über die in westeuropäischen Gesellschaften geschlossenen Ehen zwischen Verwandten zusammengetragen, dieser Zusammenhang führt allerdings vom hier ins Auge gefaßten kriminellen Aspekt weg. Hermann Rohleder, Die Zeugung unter Blutsverwandten (Konsanguinität, Inzucht, Inzest), Leipzig 1912, S. 103–108.

erwiesener Blutschande zu einer Strafe verurteilt. Zwar stieg in den nächsten Jahrzehnten diese absolute Zahl der Verurteilungen phasenweise an, aber der Trend war keineswegs so eindeutig, wie ihn die Zeitgenossen oftmals schilderten. Tatsächlich wies die Statistik für das Jahr 1885 288 wegen Blutschande verurteilte Personen aus, im Jahr 1890 stieg diese Zahl auf 310 an, im Jahre 1895 zählte man 486 Verurteilte. Doch um die Jahrhundertwende (1900) wurden nur noch 448 Personen verurteilt, im Jahr 1905 waren es dann wieder 493, im Jahr 1910 fiel die Zahl erneut auf 487 Verurteilungen. Erst als im Jahr 1913 541 Personen wegen Blutschande verurteilt worden waren, hatte man einen Anhaltspunkt für einen merklich ansteigenden Trend in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Doch entsprechend der Gesamtkriminalität sank die Blutschanderate im Ersten Weltkrieg auf einen Tiefststand von 227 im Jahr 1918. In der Weimarer Republik kletterte die Zahl der verurteilten Personen zunächst auf das Niveau des Kaiserreiches (1920: 421 Verurteilte). Doch im Jahr 1925 wurde ein neuer Höchststand von 1010 Verurteilungen gezählt, so daß die Reden vom Ansteigen der Blutschande neue Nahrung erhielten. Zwischen 1926 und 1933 pendelte sich aber die Rate der registrierten Blutschandefälle wieder auf einem deutlich niedrigeren Niveau ein (zwischen 720 Verurteilungen im Jahr 1928 und 834 Verurteilungen im Jahr 1933).[56]

Im Grunde sagen solche absoluten Zahlen wenig aus, wenn sie nicht ins Verhältnis zur Bevölkerungsentwicklung gesetzt werden. In einer groben Tendenz bewegte sich zwar auch die Kriminalitätsziffer, die dies berücksichtigt, zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik nach oben. Aber es gibt Unsicherheiten bei der Erfassung und erhebliche Schwankungen, so daß sich nicht ohne weiteres von einem kontinuierlichen Anstieg oder gar einer Verdopplung der Fälle zwischen Kaiserreich und Weimarer Republik sprechen läßt.[57]

Bereits die Zeitgenossen waren sich darüber im klaren, wie ungenügend die Zahl der Verurteilten das tatsächliche Vorkommen sexueller Übergriffe in der Familie wiedergab. Die Höhe der Dunkelziffer wurde bei der Blutschande stets außerordentlich stark

56 Statistik des Deutschen Reichs. Kriminalstatistik für die Jahre 1927 ff., Berlin 1930, S. 43; Bd. 384, Berlin 1931, S. 11, 73–74 und 148–149; Bd. 398, Berlin 1932, S. 34–35; Bd. 429, Berlin 1933, S. 84–85; Bd. 433, Berlin 1934, S. 146–147; Bd. 448, Berlin 1935, S. 74–75; Bd. 478, Berlin 1936, S. 130–131 und 203.

57 Die Zahl der wegen Verbrechen nach Paragraph 173 RStGB verurteilten Personen auf 100000 strafmündige Einwohner des Deutschen Reiches blieb zwischen 1882 (0,09) und 1892 (1,1) recht konstant. Dazu Kriminalstatistik für das Jahr 1892, in: Statistik des Deutschen Reichs. Neue Folge. Bearb. im Reichs-Justizamt und im Kaiserlichen Statistischen Amt, Bd. 71, Berlin 1894, Heft II, S. 5. Einen Überblick über die Kriminalitätsziffer im Kaiserreich gibt Hommen (Anm. 18), S. 277. Innerhalb der Weimarer Republik wurde die Kriminalitätsziffer bei der Blutschande nur unregelmäßig erhoben. Im Vergleich zum Kaiserreich stieg sie etwa im Jahr 1928 auf 1,7 an. Dazu: Die Kriminalität im Deutschen Reich im Jahre 1928 (ohne Saargebiet). Vorläufige Ergebnisse, in: Statistik des Deutschen Reichs. Bearb. im Reichsjustizministerium und im Statistischen Reichsamt, Bd. 370: Kriminalstatistik für das Jahr 1927. Mit vorläufigen Ergebnissen für das Jahr 1928, Berlin 1930, S. 30. Bei all dem gibt es Unsicherheiten in der Erfassung: So wurden Verurteiltenziffern, d. h. Verurteilte pro 100000 Strafmündige, zwischen 1884 und 1932 zum Teil auf Grundlage von geschätzten Bevölkerungszahlen berechnet. Überdies wurde nach dem Ersten Weltkrieg die Kriminalitätsziffer nicht mehr auf die Zivilbevölkerung sondern auf die Gesamtbevölkerung bezogen, wodurch sich die in der Kriminalstatistik ausgewiesenen Koeffizienten der Weimarer Zeit nicht mehr ohne weiteres mit denen des Kaiserreiches vergleichen lassen.

betont.[58] Die Erfassung ihres tatsächlichen Umfanges galt als schwer, weil blutschänderische Übergriffe nur „zum allerkleinsten Teile zur Kenntnis der Behörden" gelangten. Das Kaiserliche Statistische Amt ging sogar so weit, die Berechnung der Kriminalitätsziffer aufgrund der Dunkelziffer im Fall der Blutschande für wenig sinnvoll zu halten.[59] Auch die möglichen Gründe für die geringe Anzeigeneigung wurden diskutiert. Weil sie sich „im engen verschwiegenen Kreis der Familie" abspiele, würden sexuelle Übergriffe unter Verwandten noch seltener angezeigt als etwa „Notzucht" bzw. Vergewaltigung.[60] In einem Vortrag auf einer Konferenz der Sittlichkeitsbewegung beklagte etwa Paula Müller als führende Repräsentantin der evangelischen Frauenbewegung die gravierende Dunkelziffer bei der Blutschande. Zwar gelangten vereinzelte Fälle, die abgeurteilt würden, in die Öffentlichkeit, aber diejenigen, die „in der Sittlichkeitsarbeit" stünden, wüßten „von vielen anderen". Dabei hatte Müller vor allem Fälle vor Augen, in denen sich „der Vater einer Anzeige entziehen konnte", weil Aussagen der meist minderjährigen weiblichen Zeugen als „nicht beweiskräftig" eingestuft worden waren. Zudem sei die vom Reichsstrafgesetzbuch geforderte Privatklage gegen den eigenen Vater mit hohem psychischen und materiellen Kosten verbunden und ein solcher Rechtsweg wenig aussichtsreich.[61] Von anderen wurde darauf hingewiesen, daß die Anzeigeneigung verständlicherweise gering war, weil auch die Opfer bzw. Zeugen möglicherweise strafrechtliche Konsequenzen oder ein Einschreiten der Jugendbehörden befürchten mußten. So firmierte das Delikt der „Blutschande" unter Experten als eine „kriminelle Äußerung", die „nur in einer winzigen Anzahl von Fällen zur Kenntnis der Öffentlichkeit und der Polizei" gelangte und bei dem die registrierten Verurteilungen besonders „weit hinter der Wirklichkeit" zurückblieben.[62]

Trotz aller Unsicherheiten glaubte man jedoch immer wieder, ein bedrohliches Ansteigen der Blutschande sowohl im Kaiserreich als auch in der Weimarer Republik und überdies eine signifikante „Häufung" im Vergleich zu den übrigen Sexualverbrechen

58 Helene Wessel, Lebenshaltung aus Fürsorge- und Erwerbstätigkeit, Eberswalde 1931; [o. V.] Lehmann, Arbeitslosigkeit, Wohnungsnot und Inzest, in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform*, Jg. 28 (1932), S. 109–111, hier S. 110–111; Victor Noack, Das soziale Sexualverbrechen. Wohnungsnot und Geschlechtsnot, Stuttgart 1932, S. 20, 61 und 74; Albert Amend, Die Kriminalität Deutschlands 1919–1932, Leipzig 1937, S. 50.

59 Die Entwicklung der Kriminalität im Deutschen Reich seit 1882, in: Statistik des Deutschen Reichs. Hrsg. vom Statistischen Reichsamt, Bd. 370: Kriminalstatistik für das Jahr 1927. Mit vorläufigen Ergebnissen für das Jahr 1928, Berlin 1930, S. 34. Zur Dunkelziffer bei der Blutschande vgl. auch [o. V.] Peters, Die Wohnungsfrage und ihre Bedeutung für die Kriminalität, in: *Zeitschrift für Wohnungswesen*, Jg. 24 (1926), Nr. 7, S. 94–100, Zitat S. [97]. [Die Seitenzählung weist Fehler auf und wurde von mir korrigiert]; Hans von Hentig und Theodor Viernstein, Untersuchungen über den Inzest. Arbeiten aus der Bayerischen Kriminologischen Sammelstelle, Bd. 1, München 1925, S. 334–339, hier S. 334–335.

60 Von Hentig und Viernstein (Anm. 59), S. 335.

61 Paula Müller, Die soziale Ursache der Prostitution, in: Die Bedeutung der Sittlichkeitsfrage für die deutsche Zukunft. Vorträge geh. auf der Frauenkonferenz zum Studium der Sittlichkeitsfrage, Berlin-Lichterfelde [1917], S. 46–47. Paula Müller(-Ottfried) war Vorsitzende des Deutsch Evangelischen Frauenbundes und Mitglied des Deutschen Reichstages. Zum Problem der Glaubwürdigkeit kindlicher Zeugen in historischen Sexualstrafprozessen: Brigitte Kerchner, „Kinderlügen"? Zur Kulturgeschichte des sexuellen Missbrauchs, in: Misshandlung, Vernachlässigung und sexuelle Gewalt in Erziehungsverhältnissen. Hrsg. von Urte Finger-Trescher und Dieter Krebs, Gießen 2000, S. 15–41.

62 Von Hentig und Viernstein (Anm. 59), S. 333–338.

nachweisen zu können.[63] So auch der Dortmunder Oberregierungsrat Lehmann in einer knappen „Mitteilung", die er 1932 in der renommierten „Monatsschrift für Kriminalpsychologie" veröffentlichte: „Die neueste Reichskriminalstatistik", so Lehmann, weise „im Vergleich zu den Jahren 1913/14 eine Zunahme der Anzahl der wegen ‚Blutschande' erfolgten Verurteilungen innerhalb Deutschlands um etwa 100% nach, d.h. es sind rund doppelt so viele Fälle bekannt geworden, in denen die in § 173 des Reichsstrafgesetzbuches mit Strafe belegte Tat als begangen erwiesen werden konnte."[64] Lehmann versäumte es nicht darauf hinzuweisen, welch' „tragisches Geschehen" sich hinter diesen Zahlen verbarg. Zudem führte er den Anstieg der Blutschande nach dem Ersten Weltkrieg neben zunehmender Arbeitslosigkeit und Alkoholismus in bekannter Manier auf eine verschärfte Wohnungsnot zurück.[65]

Insgesamt waren die Erklärungen der Kriminalstatistiker, warum die absoluten Verurteilungen wegen Blutschande in bestimmten Phasen anstiegen, nicht einheitlich. Je nach rechtspolitischem oder wissenschaftlichem Ansatz wurde mal auf kriegsbedingte Umstände,[66] mal auf eine gestiegene Anzeigeneigung,[67] eine intensivere Strafverfolgung[68] meist jedoch auf eine veränderte wirtschaftliche Konjunktur hingewiesen.[69] In seiner kriminalsoziologischen Untersuchung bemühte sich etwa der Gerichtsreferendar Adolf Wilden um den Nachweis, „dass die meisten Sittlichkeitsdelikte ein gewisses Wohlleben voraussetzen". Während die wirtschaftliche Not das Sexuelle unterdrücke, führten Wohlleben und Luxus zur „Vergnügungssucht" und damit zum Anstieg des „Lasters".[70] Von dieser allgemeinen Erkenntnis nahm Wilden allerdings die Blutschande ausdrücklich aus. Hier, wo das „Wohnungselend" als Ursache eine zentrale Rolle spiele, sei eine „Häufung" gerade in Zeiten der wirtschaftlichen Not besonders zu erwarten. Und tatsächlich interpretierte Wilden dann auch die Zahlen der Reichskriminalstatistik in diesem Sinne. Für Wilden war es geradezu „naturgemäß", daß die Gefahren der Blutschande zunahmen, wenn „tausende von Familien gezwungen [waren], in kleinen unzureichenden Räumen zusammenzuwohnen". Zudem treibe das „Wohnungselend" die Arbeiter in die Wirtshäuser, der Alkoholkonsum steigere dann noch einmal die „kriminelle Gefahr", eines sexuellen Übergriffes auf Familienmitglieder.[71]

63 Adolf Wilden, Die Kriminalität der Sittlichkeitsdelikte seit 1910. Eine kriminalsoziologische Untersuchung, Diss. Königsberg 1928, Königsberg 1929, S. 12–13.

64 Lehmann (Anm. 58), S. 109–111, Zitat S. 109; für die Zeit zwischen 1911/13 und 1925 konstatiert Amend eine Steigerung der Verurteilungen um 95,7 Prozent. Amend (Anm. 58), S. 50.

65 Lehmann (Anm. 58), S. 109; später rezipiert von Koch (Anm. 68), S. 87.

66 Verhandlungen des Deutschen Reichstages, III. Wahlperiode 1924/27, Drucksache 3390, Anlage II: Die Entwicklung der Kriminalität im Deutschen Reich seit 1882. Bearb. vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1924/27, S. 24; Peters (Anm. 59), S. [97–98]; Wilden (Anm. 63), S. 10–13; Lehmann (Anm. 58), S. 111.

67 Wilden (Anm. 63), S. 10.

68 Herbert Krempler, Die Sittlichkeitsdelikte im Bezirk des Landgerichts Eisenach in den Jahren 1905 bis 1936, Jena 1939, S. 12–13, 16, 18–19; Rudolf Koch, Über Sittlichkeitsverbrecher, Leipzig 1940, S. 14.

69 Heinrich Többen, Über den Inzest, Leipzig und Wien 1925, S. 54 und 76; Wilden (Anm. 62), S. 12–14; Amend (Anm. 58), S. 50.

70 Wilden (Anm. 63), S. 12–14; vgl. später auch Riemer (Anm. 5), S. 86–96; Krempler (Anm. 68), S. 11.

71 Wilden (Anm. 63), S. 12–14 und 17–18; vgl. auch Amend (Anm. 58), S. 50.

Nach einigen Vorläufern[72] war es der Hamburger Oberbaurat Peters, der am 5. Februar 1926 in einem Vortrag bei der Hamburger Kriminalistischen Gesellschaft systematisch nach einem eindeutigen statistischen Zusammenhang zwischen Wohnung und Kriminalität (und dabei auch der Blutschande) fahndete. Beeinflußt von der kaum je ernsthaft in Zweifel gezogenen These, die Wohnungsnot verursache Kriminalität und Blutschande, war auch Peters davon ausgegangen, der statistische Nachweis sei ohne weiteres möglich. Doch dann mußte er Mängel in der Datenbasis einräumen. „Bei näherem Zuschauen" zeigte sich: „Es fehlen zurzeit noch durchaus die statistischen Unterlagen, die die Wechselbeziehung dieser beiden sozialen Erscheinungen grundlegend aufklären könnten."[73] Auch aus dem Material der Hamburger Polizeistatistik, von der sich Peters größere Aufschlüsse über das Anzeigeverhalten erwarten durfte,[74] ließen sich „präzise Folgerungen über diese Verhältnisse nicht ziehen". Demnach waren in Hamburg im Jahr 1912 immerhin 91 Fälle von Blutschande angezeigt worden, im Jahr 1913 stieg die Zahl auf 93 Fälle. Für die nächsten Jahre fehlten gesicherte Angaben. Erst ab dem Jahr 1921 lagen wieder Daten vor. 1921 waren nur 72 Anzeigen erstattet worden, im Jahr 1922 sank die Zahl auf 49 Anzeigen, im Jahr 1923 stieg sie wieder auf 64, im Jahr 1924 weiter auf 73, im Jahr 1925 hatte die Polizei erneut 74 Anzeigen registriert. Die Schwankungen ließen sich nicht ohne weiteres erklären, zumal die Registrierung uneinheitlich erfolgt war und ganz unterschiedliche „Gesichtspunkte" bei der Entgegennahme der Anzeige wie bei der Klassifizierung der Tatbestände eine Rolle gespielt hatten. Angesichts dieser Befunde befürchtete Peters, daß die bislang in der Öffentlichkeit kursierenden Zahlen aufgebauscht waren. Er hielt die Aussagekraft der bisherigen Erhebungen überhaupt für fragwürdig und die Berichte über „Schauergeschichten", die mit Zahlen belegt wurden, für tendenziös.[75]

Allerdings ging diese kritische Sicht in der öffentlichen Aufregung weitgehend unter. Bedeutsamer für die öffentliche Diskussion waren Fallstudien, wie sie Heinrich Többen exemplarisch durchführte. Többen trug auf der Basis von Akten einer Strafanstalt 30 Inzestfälle zusammen und „bewies", daß in zehn Fällen schlechte Wohnverhältnisse der Anlaß zur Tat gewesen wären.[76] Daraus schlossen später andere kurzerhand, daß mindestens ein Drittel aller Blutschandefälle auf die Wohnungsnot zurückzuführen sei.[77]

Außerdem ist versucht worden statistisch nachzuweisen, daß „verschiedene Bevölkerungsklassen und Berufe" in besonderem Maße zu bestimmten Sittlichkeitsverbrechen neigten.[78] Aus einer skeptischen Sicht gegenüber der amtlichen Kriminalstatistik heraus

72 Etienne Laspeyres, Der Einfluss der Wohnung auf die Sittlichkeit. Eine moralstatistische Studie über die arbeitenden Klassen der Stadt Paris, Berlin 1869; Ernst Cahn, Das Schlafstellenwesen in den deutschen Großstädten und seine Reform, Stuttgart 1898, S. 19. Vgl. auch vgl. Hans Kurella, Wohnungsnot und Wohnungsjammer, ihr Einfluss auf die Sittlichkeit, ihr Ursprung aus dem Bodenwucher und ihre Bekämpfung durch demokratische Städteverwaltung, Frankfurt a. M. 1900, S. 28–30.

73 Peters (Anm. 59), S. [94–95] u. [97].

74 Zur Aussagekraft von Polizeistatistiken: Heinz (Anm. 55), S. 82–83.

75 Peters (Anm. 59), S. [96–98].

76 Többen (Anm. 69), S. 74 und 76.

77 So Koch (Anm. 68), S. 86; zur intensiven Rezeption der Untersuchung von Többen auch Erich Zacharias, Die sexuelle Gefährdung unserer Jugend, Halle 1929, S. 5–6 und 20; Ulbrich (Anm. 2), S. 5–6; Amend (Anm. 58), S. 50.

78 Wilden (Anm. 63), Zitat S. 29.

unternahmen die Mediziner Hans von Hentig und Theodor Viernstein Studien bei den Gefangenen eines Zuchthauses, wobei sie auch nach dem Beruf und der sozialen Herkunft fragten. Wenig überraschend war das Ergebnis: Die Zuchthausinsassen wiesen eine überdurchschnittlich niedere Steuerklasse auf.[79] Auf der Basis der Reichskriminalstatistik suchte Adolf Wilden nach ähnlichen „Gesetzmäßigkeiten". Bei der Blutschande fand er eine Überrepräsentanz in den „niederen Schichten, in der Arbeiterbevölkerung". Allerdings machte sich Wilden nicht die Mühe, konkrete Zahlen für die soziale Situation der Verurteilten heranzuziehen. Vielmehr wurde der Zusammenhang einfach behauptet. Offenbar glaubte man nur an die „Wohnungsnot" erinnern zu müssen, um den statistischen Zusammenhang zwischen Wohnungsnot und Blutschande als gegeben ansehen zu können.[80] Selbst aus offizieller Seite verzichte man nicht darauf, auf einen Anstieg der Verurteilungen bei der Blutschande hinzuweisen und dabei den hohen Anteil der „minderbemittelten Bevölkerungsschichten" an den verurteilten Tätern zu betonen.[81]

Auf der Basis des statistischen Materials von Hentig und Viernstein plädierte Svend Riemer schließlich dafür, die Blutschande nicht als „vereinzelte Untat abnormer Individuen" zu betrachten, sondern als „letzten Schritt in einer Entwicklung [...] gewisser sozialer Gruppen". In Deutschland bildeten demnach „proletarische Schichten, verwahrloste Arbeiter- und zuweilen auch Handwerkerkreise in den großen und kleinen Städten" die signifikante Tätergruppe.[82] Aus einer kriminalsoziologischen Sicht forderte er dazu auf, die „Milieubedingungen" der „Inzestverbrecher" genauer zu erforschen und dabei besonders die „gewissen tiefstehenden städtischen Arbeiterschichten" aber auch die „unteren Schichten der Landbevölkerung" ins Auge zu fassen.[83]

Genauer besehen erweisen sich all diese Bemühungen, zwischen Wohnungsnot und Blutschande einen statistischen Zusammenhang herzustellen, als wenig überzeugend. Schon das unbestritten hohe Dunkelfeld ließ jede weitere Interpretation fragwürdig werden. Darüber hinaus machten sich unzulässige Verallgemeinerungen von Einzelfällen bemerkbar sowie eine vorurteilsbeladene Interpretation der Zahlen. Hat sich schon der um 1900 ebenso oft behauptete Kausalzusammenhang von Wohnungsnot und Geschlechtskrankheit als „Mythos" erwiesen,[84] so spricht vieles dafür, daß dies für den Zusammenhang von Wohnungsnot und Blutschande ebenso gilt. Gestützt wird diese Einschätzung auch durch kritische Reflexionen innerhalb des kriminalstatistischen Diskurses selbst. Bereits um die Jahrhundertwende merkte der Münchener Rechtsanwalt und mehrfach promovierte Statistiker Rudolf Wassermann an: „Es wird nur zu häufig ein Zusammenhang zwischen bestimmten Tatsachen der Bevölkerungs-, Wirtschaftsstatistik usw. mit bestimmten sittlichen Vorstellungen vermutet, der erst noch zu beweisen

79 Von Hentig und Viernstein (Anm. 59), S. 334–339.
80 Wilden (Anm. 63), S. 8 u. 29.
81 Verhandlungen des Deutschen Reichstages, III, 1924/27, Drucksache 3390, Anlage II, S. 24.
82 Aus medizinstatistischer Perspektive: von Hentig und Viernstein (Anm. 59); Vgl. dazu aus soziologischer Sicht: Riemer (Anm. 5).
83 Riemer (Anm. 5), S. 86 und 88–89.
84 Linse (Anm. 4), S. 181.

wäre, statt dessen aber fröhlich als ‚bewiesen' in die Welt hinein posaunt wird."[85] So ist es interessant, den politischen Strategien weiter nachzugehen, die dazu tendierten, die Zahlen über Blutschande aufzubauschen und die Wohnungsnot dafür verantwortlich zu machen.

3. Die Thematisierung der Blutschande im Diskurs über die „Wohnungsnot" im Deutschen Kaiserreich

In einem Vortrag über „Wohnungsnot und Kinderelend" enthüllte im Jahr 1907 der Vorsitzende des Bundes der Bodenreformer Adolf Damaschke „eine Reihe ergreifender Bilder [...] aus dem Berliner Mietskasernenleben", darunter auch einen extremen Fall, den er aus einer Gerichtsreportage entnommen hatte: „Vier Kinder sind angeklagt, der 12jährige Max Maaß, seine Schwester, die 14jährige Amanda Maaß und Karl Rossow und der 12jährige Anton Pawlick. Die Kinder werden wiederholter Sittlichkeitsverbrechen, Max Maaß und Karl Rossow auch der Blutschande beschuldigt." Für Damaschke zeigte sich hier: Eine Wohnsituation, die Kinder mit „allen verkehren" ließ, mißachtete in gröbster Weise deren „Recht" auf eine angemessene „geistige, sittliche und körperliche Ausbildung". „Was hilft der feinste, Geist und Gemüt bildende Unterricht", so Damaschke an sein pädagogisch geschultes Publikum, „wenn zu Hause keine Möglichkeit ist, die Reinheit und Keuschheit der Seele zu bewahren?" Wie der eingangs zitierte Pfeiffer skandalisierte auch Damaschke mit den in Blutschande verstrickten Kindern die „furchtbaren Verhältnisse" in der Großstadt; aber Damaschkes erklärtes Anliegen war konkreter. Mit den Schreckbildern von der Blutschande wollte er den „Lehrerstand" dafür gewinnen, sich der Bewegung der Bodenreform anzuschließen und gegen „Schacher" und „Missbrauch von städtischem Bauland" einzutreten.[86] Als Funktionär der Bodenreformbewegung nutzte er also die weit verbreitete, tiefe Abscheu vor der Blutschande, um die Empörung auf sein politisches Anliegen umzuleiten. So wurde die Blutschande im Kaiserreich zu einem festen Bestandteil des Diskurses über die „Wohnungsnot".

Bekanntlich war es bereits in der Zeit der Frühindustrialisierung in den Großstädten westeuropäischer Gesellschaften zu einer vielfach geschilderten prekären Wohnsituation gekommen. Dagegen mögen die Wohnverhältnisse der Arbeiterschaft gegen Ende des 19. Jahrhunderts zwar als „Fortschritt" erscheinen; aus sozialgeschichtlicher Sicht besteht jedoch kein Zweifel, daß die Wohnungssituation weiterhin ein drängendes Problem geblieben war. Selbst wenn regionale Differenzen sowie die erheblichen Unterschiede zwischen verschiedenen Arbeitergruppen beachtet werden, bleibt unbestritten, daß ein großer Teil der städtischen Unterschichten des Kaiserreiches, in extremem Ausmaß etwa in Berlin, in Mietskasernen, Keller- oder Dachwohnungen und Hinterhöfen

85 Rudolf Wassermann, Begriff und Grenzen der Kriminalstatistik, in: *Monatsschrift für Kriminalpsychologie und Strafrechtsreform*, Jg. 5 (1908/09), S. 383–387, hier S. 385.

86 A[dolf] Damaschke, Wohnungsnot und Kinderelend. Vortrag, gehalten auf dem Kongress für Kinderforschung und Jugendfürsorge am 1.–4. Oktober 1906 zu Berlin, Langensalza 1907, Zitate S. 1–5.

lebte, wo die Wohnungen eng, überbelegt und dürftig eingerichtet waren und hygienischen Standards kaum genügten. Häufiger Wohnungswechsel und überhöhte Mietpreise verschärften die Situation. Oft verfügte nicht jeder Wohnungsinsasse über ein eigenes Bett, vor allem nicht die Kinder. Damit die Arbeiterfamilien ihre Wohnkosten überhaupt finanzieren konnten, hatte sich die Institution der „Schlafgänger" etabliert. Jüngere, ledige, noch nicht seßhafte Arbeiter, in geringerem Ausmaß auch Arbeiterinnen, teilten sich als Mieter eines Bettes die Wohnung mit einer Arbeiterfamilie. Mitunter hatten sie das Bett auch nur für bestimmte Tageszeiten gemietet. Zwar verringerte sich in Deutschland tendenziell die Dichte der Wohnbelegung und die Ausbreitung des Schlafgängerwesens zwischen den 1870er Jahren und dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts, aber an der allseits empfundenen großstädtischen Wohnungskrise änderte dies nur wenig.[87]

Denn auf der Seite der Kommunen und des Staates wurde die altliberale Haltung, sich nicht in die private Wohnsituation einzumischen, nur zögernd aufgegeben.[88] Hier setzte die bürgerliche Sozialreform des Kaiserreiches ein. Ihr galt die „Wohnungsfrage" als Teil der sozialen Frage. Aus humanitärer Gesinnung wollten Volkswirtschaftler, Juristen, Ärzte, Hygieniker und Lehrer zusammenwirken, um die Wohnungsinspektion auszubauen, grobe Mißstände im Wohnungsbau zu beseitigen und neue Gesundheits- und Hygienestandards durchzusetzen. So entstand ein komplexes politisches Gegenprogramm zur „Heilung der Wohnungsnot", das Vereinsbildung, die Förderung gemeinnütziger Baugesellschaften, den Bau von Arbeiterwohnungen durch Arbeitgeber, ein neues Reichswohngesetz, städtebauliche Programme und kommunale Bebauungspläne, gesundheitspolitische Initiativen und nicht zuletzt Sozialisierungsforderungen umfasste.[89] Nach dem Vorbild des Amerikaners Henry George organisierten sich die Bodenreformer seit 1888 auch in Deutschland. Unter dem Vorsitz von Adolf Damaschke entstand 1898 der zentrale Bund deutscher Bodenreformer.[90] Unter Damaschke vertraten die Bodenreformer einen linksliberalen Ansatz. Ihnen galt die kapitalistische Bodenspekulation als Kern aller Wohnungs- und Sozialprobleme. Deshalb traten sie dafür ein, die Grundrenten und den unverdienten Wertzuwachs abzuschaffen oder wegzusteuern, städtischen Boden als „Gemeindegrundeigentum planmäßig [zu] vermehren"

87 Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft, Hrsg. von Lutz Niethammer, Wuppertal 1979; Familie, Haushalt, Wohnen. Hrsg. von Hans-Ulrich Wehler, Göttingen 1988; Ursula A. J. Becher, Geschichte des modernen Lebensstils. Essen, Wohnen, Freizeit, Reisen, München 1990; Angela Giebmeyer, Wohnen in Trier in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Baustruktur und soziale Aspekte, Trier 1995; Gerhard Neumeier, München um 1900: Wohnen und Arbeiten, Familie und Haushalt, Stadtteile und Sozialstrukturen, Hausbesitzer und Fabrikarbeiter, Demographie und Mobilität. Studien zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte einer deutschen Großstadt vor dem ersten Weltkrieg, Frankfurt a. M. 1995; Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte 1800–1866. Bürgerwelt und starker Staat, Sonderausgabe, München 1998, S. 219–255; ders., Wohnen, in: ders., Deutsche Geschichte 1866–1918, Bd. I: Arbeitswelt und Bürgergeist, Sonderausgabe, München 1998, S. 136–150, hier S. 141–147; Gerd Kuhn, Wohnkultur und kommunale Wohnungspolitik in Frankfurt am Main 1880 bis 1930: Auf dem Wege zu einer pluralen Gesellschaft der Individuen, Bonn 1998.

88 Nipperdey, Wohnen (Anm. 87), S. 147–148.

89 Kurella (Anm. 72), S. 45–52.

90 Nipperdey, Wohnen (Anm. 87), S. 149–150.

und Schrebergärten als „Proletarierland" zu verpachten.[91] Darüber hinaus aber zielten die Wohnungs- und Bodenreformer, wie die bürgerlichen Sozialreformer des Kaiserreiches insgesamt, darauf ab, das Proletariat „einzubürgern". Dabei wurde der Anspruch erhoben, die Unterschichtfamilien der Großstädte vor dem „Verfall" zu „retten" und so indirekt die bürgerliche Sexualmoral zu stärken. Von daher wurde die Wohnraumnot stets mit sexualmoralischen Argumenten bekämpft.[92] „Unzucht" und „Unsittlichkeit" wurden als zwingende Folgen ungenügender Wohnsituationen hingestellt, und als konkrete „Symptome des Übels" galten typischerweise Trunksucht, Prostitution, Geschlechtskrankheiten, Selbstmord und Verbrechen.[93] Und zwischen der vielfältigen Schilderung all dieser „Abgründe"[94] wurden, wie bei Damaschke, Beschreibungen blutschänderischer Akte eingeflochten.

Unverkennbar äußerte sich in solchen Schilderungen proletarischen Wohnungselends erneut die bürgerliche Furcht vor den fremden Lebensformen der Arbeiterschaft. Und ganz offenbar wurde das „großstädtische Wohnungselend" zum Indikator einer vermeintlich moralisch „durchseuchten" Gesellschaft und des nationalen Niedergangs. Auf die Blutschande im Proletariat fixierten sich um 1900 die kollektiven Phantasien des respektablen Bürgertums, weil hier die Körper am engsten zusammengedrängt waren, hier hatte man einen exemplarischen Ort gefunden, an dem sich die mit dem Übergang zur Moderne allseits registrierte ungeregelte Vermischung der Körper und die wachsende Auflösung der Körpergrenzen am deutlichsten manifestierte.[95]

Über die skandalisierende Funktion hinaus führte die Thematisierung der Blutschande innerhalb des Diskurses über die Wohnungsnot aber noch zu einem weiteren wichtigen Effekt: Das Verbrechen der Blutschande wurde hier zum Inbegriff gefährdeter „Häuslichkeit". Mit den Reden über die Blutschande im Arbeitermilieu konnten die bürgerlichen Ideale von Intimität und Privatheit vermittelt und verbreitet werden. Dies gilt auch für die Untersuchung, die der Volkswirtschaftler Ernst Cahn 1898 über das „Schlafstellenwesen in den deutschen Großstädten" publizierte. Zunächst erhob Cahn beträchtliche „sittliche Bedenken" gegen die Schlafsituation der dortigen Arbeiterwohnungen. Auf der Basis statistischen Materials und anhand von Umfragen insbesondere aus München charakterisierte er die „sozialen und wirtschaftlichen Wirkungen" des Schlafstellenwesens und der engen Wohnsituation mit einem Elendsbild, das dem des eingangs zitierten Stadtphysikus' Pfeiffer bis ins Detail glich: „Roheit" und „Genusssucht" nähmen Überhand, eine „völlige Demoralisation" sei das unabwendbare

91 Damaschke (Anm. 85), S. 6–7.

92 Zum Programm der Sozialreformer etwa Kampffmeyer (Anm. 3); Paul Kampffmeyer, Die Wohnungsmissstände im Prostitutions- und Schlafgängerwesen und ihre gesetzliche Reform, in: *Zeitschrift für Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten*, Jg. 3 (1904/05), Nr. 5/8, S. 165–229. – Vgl. auch Clemens Zimmermann, Von der Wohnungsfrage zur Wohnungspolitik. Die Reformbewegung in Deutschland 1845–1914, Göttingen 1991; Nipperdey, Wohnen (Anm. 87), S. 147, mit weiterer Literatur.

93 Etwa Kurella (Anm. 72), Zitate S. 2 und 27; vgl. Kampffmeyer (Anm. 3); Pfeiffer (Anm. 1). Dazu zuletzt Becker, Entartung und Verderbnis (Anm. 12).

94 [o. V.] Binder, Zerstörende Wirkungen der Wirtschaftsnot auf das Familienleben und Hilfsmaßnahmen der Fürsorge, in: *Archiv für Kriminalanthropologie und Kriminalistik*, Bd. 29 (1908), S. 48–57, hier S. 50.

95 Linse (Anm. 4), S. 180–182.

Schicksal einer „solchen Familie". So käme es nicht nur zur „Verführung der erwachsenen Töchter durch die Schlafburschen" und zu „geschlechtlichen Ausschweifungen" der Mutter mit dem „in Kost und Logis aufgenommenen [...] Arbeiter", sondern auch zu Übergriffen der Familienmitglieder untereinander, was letztlich zu „Verbrechen der mannigfaltigsten Art, „sogar zu Mord und Totschlag" führe. In der Logik von Cahn zerstörte also die Wohnungsnot „Familienleben" und „Häuslichkeit" und damit die Grundlagen bürgerlicher Existenz, und die „Blutschande" war nur das alarmierende Zeichen dieser Bedrohung für Gesellschaft und Staat.[96]

Noch stärker stellte der Mediziner und Sozialreformer Hans Kurella in seinem 1900 veröffentlichten „Beitrag zur Boden- und Wohnungsfrage" den Begriff der „Häuslichkeit" in den Mittelpunkt. Auch Kurella untersuchte die Folgen von „Wohnungsnot und Wohnungsjammer" für die „Sittlichkeit".[97] Dabei zeichnete er in „agitatorischer" Absicht einen scharfen Gegensatz zwischen Norm und Wirklichkeit. Im Idealfall, so Kurella, müsse die „Häuslichkeit" erstens ein geeigneter „Schauplatz" für eine anregende und kreative kindliche Entwicklung sein; „alles", was das kindliche „Gemüt verrohen, seine Phantasie beschmutzen könne", sei fernzuhalten. Zweitens müsse die „Häuslichkeit" dem Erwachsenen „alles gewähren, was Erwerbsarbeit und Teilnahme am öffentlichen Leben ihm nicht gewähren" könnten: „Ruhe, Stille, Abschluss vor Einmischung, vor Beobachtung und Kritik Fremder; Bequemlichkeit und Behagen; Genuss der traditionellen Familien-Freuden; Sicherheit vor Neugierde, Neid, Spott, Unterdrückung". Die „Häuslichkeit" bezeichnete also einen „Ort", „wo an Stelle der ökonomisch notwendigen Arbeit die aus Liebe entspringenden gegenseitigen Dienste und Hilfsleistungen treten;" wo die „Persönlichkeit die grösste Freiheit geniesst" und „wo [der Bürger ...] frei von Gesetz, Konvention und Zwang den eigentlichen Kern seines Lebens gestalten kann [...]" – alles in allem also einen „Ort" des „stillen Glücks". So wurde die „Häuslichkeit" zum „einzigen Boden", auf dem die wichtigsten bürgerlichen Tugenden, wie „Sympathie, Pflichtbewusstsein und Ordnungsbedürfnis" erwachsen könnten.[98]

Überdies hatten die Sozial- und Bodenreformer ausgesprochen konkrete Vorstellungen, unter welchen Bedingungen sich die bürgerlichen Ideale der „Häuslichkeit", der Intimität und Privatheit realisieren ließen: „Ein Schlafzimmer für die Eltern, eines für die Kinder, und sobald diese heranwachsen, je eines für Knaben und für Mädchen, ein gemeinsamer Wohnraum, ein paar Kammern, in denen die einzelnen Mitglieder mit ihrer Beschäftigung, ihrer Stimmung allein sein können, und ein Reserveraum, in [... dem] Geburt, Krankheit, Tod und andere Gäste doch auch einmal gelegentlich Heimat finden." Es sei nicht „schön und auch nicht sittlich", so etwa Kurella, „wenn in demselben einzigen Zimmer und oft genug auch gleichzeitig geboren, gestorben, gekocht, gewaschen, gegessen und gearbeitet" werde. Demnach hatte eine Familie aus „4–6 Individuen" Anspruch auf eine Wohnung, die mindestens aus drei Zimmern, zwei Kammern, einer Küche bestand, also einem „Luftraum von 250 Kubikmetern" und einer

96 Cahn (Anm. 72), Zitate S. 19 und 27–31.
97 Kurella (Anm. 72); vgl. Kampffmeyer (Anm. 3), S. 155–156.
98 Kurella (Anm. 72), Zitate: Vorwort [o. S.] und S. 6–8.

Grundfläche von mindestens 68 Quadratmetern". Waren diese Bedingungen nicht erfüllt, drohte die „Zerstörung der Häuslichkeit".[99]

Schließlich bildete für die kulturpessimistischen Klagen der Sozial- und Bodenreformer über die „Zerstörung der Häuslichkeit" und das Überhandnehmen der Blutschande auch die um 1900 weit verbreitete Großstadtkritik einen wichtigen Rahmen.[100] In den hitzigen Diskussionen zur „Wohnungsfrage" wurde die Blutschande als ein Symptom für die „traurigsten Wohnungsverhältnisse" in der Großstadt angeprangert. So auch von der in der Schweiz promovierten Juristin und Geschäftsführerin in der Berliner Zentralstelle für Jugendfürsorge Frieda Dünsing, die ebenfalls von extremen Fällen zu berichten hatte: „Vater, Mutter, ein Schlafbursche, 8 Kinder, die ältesten 19 und 18, das kleinste 5 Jahr, zusammen in einer Wohnung, bestehend aus Wohnzimmer mit 3 Betten, Küche und Korridor. Der älteste Knabe ist im Gefängnis, weil er sich unsittlich an seinen kleinen Schwestern von 8–9 Jahren vergangen hat. Der heranwachsende von 14 Jahren hat dasselbe versucht. Die Mutter geht mit dem Schlafburschen durch. Der Vater treibt in Gegenwart der Kinder mit seiner Geliebten Geschlechtsverkehr."[101] Für die Jugendfürsorgerin Dünsing bestanden solche „Gefahren" „nur in der Großstadt", von daher spitzte sie ihre Kritik auf die Forderung zu: „[...] das Kind gehört [...] in die Natur. [...] Kampf gegen die Großstadt auf der ganzen Linie!"[102] Für andere zeigten sich an solchen Beispielen tiefgreifende Tendenzen der „Auflösung" und „Zersetzung" von Familie und Moral, eine allgemein zu beobachtende „Neugruppierung der Individuen", eine „Atomisierung der Kulturvölker". In „Jammer, Elend und Not", in „enger Dürftigkeit" und ohne „Behaglichkeit" hausten demnach die meisten Großstadtbewohner. Gerade hier schienen auch Privatheit und Intimität auf der Strecke zu bleiben: „Beim ständigen Kontakte" der Großstadtbewohner untereinander hätten „Friedfertigkeit und Versöhnlichkeit" keine Chance sich zu entwickeln, seien „Diskretion" oder „Schamgefühl" nicht zu erwarten; „ohne Abschließung vor unberufenen Blicken" könne die „zartere Innigkeit der Gatten- und Elternliebe" nun einmal nicht gedeihen.[103]

Andererseits lassen sich die Reden der Sozial- und Bodenreformer nicht ohne weiteres auf die „trüben Quellen konservativer Moralpredigt" zurückführen, die um die Jahrhundertwende allseits den sittlichen Ruin der Gesellschaft an die Wand malten und

99 Ebd., Zitate: S. 11.

100 Etwa Riemer (Anm. 5), S. 95. Vgl. Leitner (Anm. 11), S. 261–275. Zur Großstadtkritik um 1900 auch: Kulturkritik und Jugendkult. Hrsg. von Walter Rüegg, Frankfurt a. M. 1974; Corona Hepp, Avantgarde: Moderne Kunst. Kulturkritik und Reformbewegungen nach der Jahrhundertwende, München 1987; Aidan William Sothall, The City in Time and Space, Cambridge u. a. 1998; Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900. Hrsg. von Clemens Zimmermann und Jürgen Reulecke, Basel 1999; Unsichere Großstädte? Vom Mittelalter bis zur Postmoderne. Hrsg. von Martin Dinges und Fritz Sack, Konstanz 2000.

101 Frieda Dünsing, [Diskussionsbeitrag], in: Damaschke (Anm. 85), S. 9. Frieda Dünsing hatte in der Schweiz promoviert und wirkte als Geschäftsführerin in der Berliner Zentralstelle für Jugendfürsorge. Vgl. Frieda Dünsing, Verletzung der Fürsorgepflicht gegenüber Minderjährigen. Ein Versuch zu ihrer strafrechtlichen Behandlung, Jur. Diss., Zürich 1902/03.

102 Dünsing, [Diskussionsbeitrag], in: Damaschke (Anm. 85), S. 9.

103 Kurella (Anm. 72), S. 2 und 24–25.

dabei auch in der Wohnungsfrage vor keiner Übertreibung zurückschreckten.[104] Ausdrücklich distanzierten sich die linksliberalen Sozial- und Bodenreformer vom allgemeinen „Kriegsgeschrei" über die vermeintlich „geschlechtlichen Ausschweifungen" des Proletariats; in solche Ressentiments einer kleinbürgerlichen, „schlaff[en], blutarm[en], feig[en], verlogenen" und dennoch „lüstern[en]" „Krämermoral" oder einer „patentierten Bourgeoismoral" wollte man gerade nicht einstimmen. Von der „‚Verrohung' der unteren Klassen" sprach etwa Kurella nur in Anführungszeichen, und die „Proletarier-Moral" nahm er vor ungerechtfertigten Angriffen ausdrücklich in Schutz.[105]

Denn die Verantwortung für die Wohnungsmisere, die „Zerstörung der Häuslichkeit" wie für die Gefahren der Blutschande erblickten die Sozialreformer gerade nicht bei den Arbeiterfamilien selbst, sondern bei einer unverantwortlichen Wirtschafts- und Wohnungspolitik. Demnach waren „schrankenloser Wohnungswucher" und das „aufs Äußerste ausgebeutete Bodenmonopol der städtischen Grundbesitzer" die Ursache der sozialen und moralischen Krise. Zudem seien die Bodenspekulation der Aktionäre und die Dividenden der Hypothekenbanken gesellschaftspolitische Probleme, die die Majorität der Bewohner in den Großstädten betreffe. Aus dieser Sicht hatten keineswegs nur proletarische Schichten unter der „Wohnungskalamität" zu leiden. Auch Familien des Klein- und Bildungsbürgertums mußten sich demnach allzu sehr „einengen und einschränken".[106]

Von daher waren sich manche Sozialreformer auch nicht ganz sicher, ob die Blutschande tatsächlich nur in der Großstadt[107] und ausschließlich in den Arbeiterschichten zu Hause war. Eine allzu einseitige klassenspezifische Zuschreibung, die seit Mitte des 19. Jahrhunderts zum permanent wiederholten Klischee geworden war, wurde im Diskurs über Wohnungsnot zumindest vereinzelt auch hinterfragt. So war etwa die Berliner Sozialreformerin John überzeugt, daß „Unsittlichkeiten" wie die Blutschande weder eine zwangsläufige Folge des „Wohnungselendes" noch auf proletarische Schichten zu begrenzen seien. Sie jedenfalls wußte von einem vergleichbaren Fall zu berichten, der sich in einer „eleganten Familie in Berlin-W." zugetragen hatte.[108] Ihr konnte der

104 Detlev J. K. Peukert, Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Moderne, Frankfurt a. M. 1987, S. 188 bis 189; zur „Krise der Moral" und zur Moralpolitik um 1900 auch Edward Shorter, „La vie intime". Beiträge zu seiner Geschichte am Beispiel des kulturellen Wandels in den Bayerischen Unterschichten im 19. Jahrhundert, in: Soziologie und Sozialgeschichte. Aspekte und Probleme. Hrsg. von Peter Christian Ludz, Opladen 1973, S. 530–549; Brigitte Kerchner, Körperdiskurse und Moralpolitik, in: Gender and Politics. „Geschlecht" in der feministischen Politikwissenschaft. Hrsg. von Christine Bauhardt und Angelika von Wahl, Opladen 1999, S. 121–147.

105 Kurella (Anm. 72), Zitate S. 2–4, 18 und S. 26. Die Abgrenzung von prüder Kleinbürgermoral oder von konservativer Moralisierung ist bei den linksliberalen Sozialreformern durchgängig, so auch bei Kampffmeyer (Anm. 92), S. 167. Eine vergleichbare Position formulierte das Danziger Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses Münsterberg in der Wohnungsfrage: Otto Münsterberg, Prostitution und Staat. Vortrag gehalten in der Ortsgruppe Berlin der Deutschen Gesellschaft zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten am 8. November 1907, Leipzig 1908, S. 4.

106 Kurella (Anm. 72), S. 19–20.

107 Zweifel äußern: Marie Sprengel, [Diskussionsbeitrag], in: Damaschke (Anm. 85), S. 10, und Feist, [Diskussionsbeitrag], ebd., S. 11.

108 John, [Diskussionsbeitrag], ebd., S. 11.

Vorsitzende der Bodenreformbewegung Damaschke nur zustimmen: Solche Art der „sittlichen Fäulnis" gebe es auch in den „besitzenden Klassen".[109]

Insgesamt zeigt sich bei der Thematisierung der Blutschande durch die Sozial- und Bodenreformer des Kaiserreiches eine doppelte Strategie: Zum einen sensibilisierten sie unverkennbar für die Phänomene sexueller Grenzüberschreitung und Gewalt. Gleichzeitig nutzten sie den symbolischen Gehalt der Blutschande, um diesen für ihre eigenen Zwecke zu instrumentalisieren. Wohnungsnot und sittliche Gewalt, galten ihnen als Felder der Politik, die Staat und Verwaltung besonders herausforderten, möglicherweise auch als Bereiche, in denen sie sich politisch besonders zu profilieren gedachten.[110] Jedenfalls skandalisierten sie die Wohnungsmisere, indem sie extreme Fälle von Blutschande heranzogen und diese als politisches Argument einsetzten. Dabei wurde der Blutschandefall, den der Hamburger Stadtarzt Pfeiffer veröffentlicht hatte, permanent kolportiert.[111] In dieser instrumentellen Diskurstechnik war das Schreckbild von der Blutschande geeignet, die unterschiedlichsten politischen Ziele zu legitimieren: die Einrichtung von Ledigenheimen, die Förderung von Baugenossenschaften und nicht zuletzt ein umfassendes Wohnungsgesetz.[112]

4. Die Konstruktion des Blutschänders als krimineller Typus in der Wohnungs- und Bodenreformbewegung der Weimarer Republik

Gegenüber der Thematisierungen des Kaiserreiches veränderte sich in der Weimarer Republik der Tenor in der Debatte über die „Wohnungsnot" in mehrfacher Hinsicht.

Zunächst ergab sich schon dadurch ein qualitativer Sprung, daß die Weimarer Reichsverfassung dem Sozialstaatsprinzip konstitutionellen Rang einräumte und konkrete Maßnahmen zu Grundrechten erhob. Das galt auch für die Wohnungsfrage. Im Grundrechtsabschnitt über „das Wirtschaftsleben" konzentrierten sich dazu die wichtigsten sozialpolitischen Grundsätze. So war in Art. 155 WV die Freiheit und gleichzeitige Gemeinwohlbindung des Eigentums festgeschrieben und die Bodennutzung an das öffentliche Interesse gebunden. Die Verteilung des Bodens sollte überwacht werden, um jedem Deutschen eine Wohnmöglichkeit zu sichern. Sogar das Projekt einer Siedlungs- und Heimstättenbewegung besonders für „kinderreiche Familien" erhielt Verfassungsrang. Hinzu trat die Förderung des Genossenschaftswesens und die Möglichkeit zur Sozialisierung (Art. 156 WV).[113]

Sehen muß man auch, daß nach der Jahrhundertwende der Verstädterungsprozeß zu einem gewissen Abschluß gekommen war. Waren im Kaiserreich die städtebaulichen

109 A[dolf] Damaschke, [Diskussionsbeitrag], ebd., S. 11–12.

110 Münsterberg (Anm. 105), S. 4–5 und 28.

111 Ebd., S. 13; vgl. Lischnewska (Anm. 16), S. 153–155.

112 Münsterberg (Anm. 105), S. 13–17. Zur preußischen Initiative für ein Wohnungsgesetz nach 1900 vgl. Nipperdey, Wohnen (Anm. 87), S. 147–148.

113 Hans Boldt, Deutsche Verfassungsgeschichte, Bd. 2: Von 1806 bis zur Gegenwart, München, 2. durchgesehene und ergänzte Aufl. 1993, S. 241; Reinhold Zippelius, Kleine deutsche Verfassungsgeschichte. Vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, 3. verbesserte Aufl., München 1996, S. 130–131; Peukert (Anm. 104), S. 134–135. Zur Wohnungspolitik in der Weimarer Republik auch Kuhn (Anm. 87).

Planungsinstrumente und die infrastrukturellen Projekte entworfen worden, um die Expansion des urbanen Lebensraumes zu bewältigen, so wurde im Ersten Weltkrieg die gesetzliche Regelung vorbereitet, mit der der soziale Wohnungsbau künftig finanziert werden sollte. Die Weimarer Sozialpolitik nahm diese Impulse auf und setzte sie in konkrete Projekte und Gesetze um. Im großem Stil wurden nun öffentliche Wohnungsbauprogramme realisiert. Auch wenn sich nur ein Bruchteil der oftmals avantgardistischen Reformpläne umsetzen ließ, so begannen doch die Wohnsiedlungen des genossenschaftlichen, gemeinnützigen und kommunalen Wohnungsbaus die Lebensweise von vielen tausend Unterschicht- und kleinbürgerlichen Mittelschichtfamilien zu prägen.[114]

Auch in der zeitgenössischen Wahrnehmung von Stadt und Urbanität kam es zu bemerkenswerten Veränderungen. Die Großstadt galt nun als der moderne Lebensraum schlechthin; gleichwohl gab es nicht nur Befürworter sondern weiterhin auch Gegner. Unter den Titeln „Neue Stadt" und „Neues Wohnen" fanden sich die optimistischen Neuerer zusammen. Für sie standen Urbanität und Metropolitanität für die Befreiung aus nachbarschaftlicher Bevormundung und traditioneller Einbindung; entsprechend begrüßten sie die Anonymität der Großstadt, ihre Multifunktionalität und ihr überwältigendes Medien- und Warenangebot. Auf der anderen Seite standen die Modernisierungsskeptiker, die Vereinzelung, Entfremdung, soziale Kälte und massenhaften Schematismus beklagten.[115] Diese Ambivalenzen zeigten sich besonders in der Diskussion um das „Neue Bauen". Die in den Genossenschaftssiedlungen realisierte funktionalistische Architektur, die bemüht war, hygienische Standards umzusetzen und den Anforderungen der Rationalität, Sparsamkeit und Nützlichkeit zu entsprechen, harmonierte nicht immer mit dem Bedarf und der Mentalität der Adressaten. In der pessimistischen Modernisierungskritik wurden diese Mißklänge aufgenommen, indem man dem „Neuen Bauen" einen „seelenlosen" Internationalismus vorwarf und eine Rückbesinnung auf neoklassizistisch-traditionalistische Bauformen, eine „blut- und bodenverbundene", deutsche Traditionsbauweise oder auch regionalistisch gefärbte Heimatstile anmahnte.[116]

Trotz dieser veränderten Rahmenbedingungen ebbte die Kritik an der „Wohnungsnot" nach dem Ersten Weltkrieg nicht ab. Zunächst erschienen die „Wohnungsverhältnisse" kriegsbedingt „zerrüttet". In der Wahrnehmung der Bodenreformer „stockte" in der Kriegs- und Nachkriegszeit der Wohnungsbau, dann „versagte" die „Wohnungswirtschaft". Die steigende Nachfrage nach Wohnraum habe die Mietpreise ansteigen lassen. Gleichzeitig hätten die Familien der Eingezogenen, Verwundeten und Gefallenen die geforderten Mieten immer weniger aufbringen können. In den nachfolgenden wirtschaftlichen Krisenphasen der Weimarer Republik spitzte sich die Kritik am „Wohnungsdefizit" weiter zu. Immer noch fehlten Wohnungen, zusätzlich konnten sich die Unterschichtfamilien nun durch die hohe Arbeitslosigkeit ihren bisherigen Wohnraum nicht mehr leisten, sie zogen in kleinere Unterkünfte oder wurden wohnungslos. Weil die öffentlich geförderten Wohnungen für diese „minderbemittelten Kreise" oft nicht mehr erschwinglich waren, ging man staatlicherseits dazu über, den Bau von

114 Peukert (Anm. 104), S. 142 und 182–183.
115 Ebd., S. 181–182.
116 Ebd., S. 183–184.

„Schlicht-Kleinstwohnungen" zu fördern, die nun wiederum kaum das eigentlich angestrebte „Wohnminimum" erfüllten. – So entstand neues „proletarisches Wohnungselend". Noch Anfang 1930 wurden im Deutschen Reich nahezu eine halbe Million „überfüllte Wohnungen" gezählt, 3,2 Millionen Menschen hatten nun unter einer eklatanten Wohnmisere zu „leiden". Auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise schätzte man die Wohnungslosen auf mehrere hunderttausend Menschen.[117]

So gab es auch für die Sozial- und Bodenreformer der Weimarer Republik genügend Anlaß, sich um die Wohnsituation zu sorgen und entsprechende Gegenprogramme aufzustellen. Doch anders als im Kaiserreich interpretierten sie nun die „Wohnungsnot" ohne Umschweife als „Sexualnot", sie war also nicht mehr nur Teil der „sozialen", sondern auch der „sexuellen Frage" geworden. Deshalb lag es jetzt fast noch näher, das häufige Vorkommen der Blutschande exemplarisch herauszustellen, wenn man die Wohnverhältnisse skandalisieren wollte.[118] Allerdings zeigte die Thematisierung der Blutschande nicht mehr nur die Gefährdung der Privatheit an; vielmehr setzte sich nun eine Sichtweise durch, die Übergriffe in der Familie als Ausdruck einer psychischen und körperlichen Degeneration der Individuen auffaßte.[119]

Es war der bekannte Bodenreformer Victor Noack, der mit seiner kämpferischen Schrift über „Das soziale Sexualverbrechen" die Debatte zuspitzte.[120] Von den Zeitgenossen wurde der Beitrag als ein „erschütterndes Dokument" rezipiert.[121] In zehn knappen „Berichten" hatte Noack Fürsorgeakten des Berliner Jugendamtes ausgewertet. In drei Fällen offenbarten die Akten blutschänderische Übergriffe,[122] in weiteren vier Fällen „unzüchtige" Übergriffe auf fremde Kinder.[123] Das Täterprofil war uneinheitlich, verwies aber insgesamt auf die „Sockelschicht der Gesellschaftspyramide": Neben

117 Noack (Anm. 58), Zitate S. 43–44, 65–70 und 72. Zum Hintergrund auch: Horst Riese, Mieterorganisationen und Wohnungsnot. Geschichte einer sozialen Bewegung, Basel 1990; Florian Oberhuber, Die Erfindung des Obdachlosen. Eine Geschichte der Macht zwischen Fürsorge und Verführung, Wien 1999; Wolfgang Ayaß, „Asoziale" im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995, S. 19 ff.

118 Viktor Noack, Kulturschande. Die Wohnungsnot als Sexualproblem, Berlin 1925; Joseph Beeking, Wohnungselend als Quelle der Jugendnot, in: *Caritas*, Jg. 32 (1927), S. 261–269, hier S. 267; A. Buschke und Martin Gumpert, Das Schicksal geschlechtskranker Kinder, in: *Medizinische Welt*, Jg. 1 (1927), S. 695–699, hier S. 699; Zacharias (Anm. 77), S. 26, zur Wohnungsnot S. 33; Heinrich Többen, Gefährdung und Schutz der Jugend des rheinisch-westfälischen Industriebezirkes, in: *Deutsche Zeitschrift für die ges. gerichtliche Medizin*, Bd. 13 (1929), Nr. 3, bes. S. 188.

119 Zur Ausbreitung des Degeneration im Blutschandediskurs Hommen (Anm. 18), S. 61. Zum Diskurs über Degeneration zuletzt: Becker (Anm. 12).

120 Noack (Anm. 58); vgl. auch Noack (Anm. 118); sowie Victor Noack, Der neue Kurs im Wohnungsbau, in: *Der Grundstein, Wochenblatt des Deutschen Baugewerksbundes*, Jg. 43 (1930), H. 46.

121 Binder (Anm. 94), S. 53.

122 Noack (Anm. 58), S. 7–17 (Berichte IV, V, VIII). Weitere Blutschandefälle erwähnt Noack (Anm. 58), S. 20, 54, 57 und 74.

123 Noack (Anm. 58), S. 7–17 (Berichte I, VI, VII, X). „Unzüchtige Handlungen an Personen unter vierzehn Jahren" wurden nach dem Reichsstrafgesetzbuch von 1871 mit bis zu zehn Jahren Zuchthaus bedroht; selbst wenn mildernde Umstände geltend gemacht wurden, durfte das Strafmaß nicht unter sechs Monate sinken. Die Verfolgung trat nur auf Antrag ein, eine einmal erstattete Anzeige konnte nicht mehr rückgängig gemacht werden. Reichs-Gesetzblatt 1871, Berlin 1871, Dreizehnter Abschnitt, § 176 Abs. 3, S. 161. Vgl. Michael Schetsche, Der „einvernehmliche Missbrauch". Zur Problematik der Begründung des sexualstrafrechtlichen Schutzes von Kindern und Jugendlichen, in: *Monatsschrift für Kriminologie und Strafrechtsreform*, Jg. 77 (1994), S. 201–214; Hommen (Anm. 18), S. 53–60; Kerchner (Anm. 18); Kerchner, Grenzen der Intimität (Anm. 20), S. 692–698.

Werkmeistern und Fabrikarbeitern standen Lumpensammler, „Stromer", „Landstreicher" oder Erwerbslose, Familienväter von mehreren Kindern, „schwindsüchtige Proleten", „Trinker". Nicht die Berufsgruppe, sondern vor allem die Wohnsituation schien „verdächtig": Überbelegung der Wohnungen, Zimmer und Betten, es war „kalt, nass und muffig", Kleidung und Möbel „stockig", alles in allem ein „wüstes Durcheinander", „verwahrloste Häuslichkeit", „soziale Verelendung" – eine „überaus notdürftige, enge Welt". So weit führten Noacks Ausführungen den früheren sozialreformerischen Diskurs über „Wohnungsnot" und Bodenreform nur fort. Mit solchen Fallsammlungen wollten linksliberale, bürgerliche Sozialreformer, wie Noack, ausdrücklich keine „Sensationen" bieten, sondern den „Einfluss der Wohnungsverhältnisse auf die Geschlechtsmoral" zeigen.[124] Dabei ist beachtlich, daß Bodenreformer wie Noack die Ursachen für Not und Verbrechen nicht in der psychischen und körperlichen Disposition der „Sexualverbrecher" und ihrer Opfer erblickten. Entgegen den weit verbreiteten Tendenzen der Zeit,[125] vermieden sie es, Armut, Kriminalität und Normabweichung biologistisch zu interpretieren.[126] Grundsätzlich führten die Bodenreformer Phänomene wie die psychische Degeneration auf soziale Not und diese wiederum auf politische Faktoren zurück: auf die „Machtverhältnisse im Staate", die unverantwortliche Spekulation der „Bodeneigner" und das „Versagen" einer kapitalistisch orientierten, nur noch am Profit interessierten „Wohnungswirtschaft".[127] Konkret wurden die kommunalen Stadtverwaltungen wie die Weimarer Regierung aufgefordert, für eine Realisierung des in der Verfassung garantierten Rechts auf eine angemessene Wohnung zu sorgen.[128]

Andererseits läßt sich kaum bestreiten, daß biologistische Positionen auch in die Argumentationen der Wohnungsreformer einsickerten. Beispielsweise glaubte Noack in Blutschändern und Sexualverbrechern pauschal „schwindsüchtige Schwächlinge" erkennen zu können.[129] Vor allem aber wurde die biologistische Perspektive sichtbar, als die Bodenreformer der Weimarer Republik daran gingen, dem Körper und dem Charakter der in der Wohnungsmisere Lebenden ihre Aufmerksamkeit zu schenken. Unter ihnen hob Noack wiederum die Blutschänder und anderen Sexualverbrecher hervor und beschrieb diese als von Not und Armut „zermürbt", arbeitsscheu", „abgestumpft", „gleichgültig", „verkommen" und „triebhaft". Diese inneren Merkmale äußerten sich dann in Körperzeichen, wie „Schwindsucht". Auch hier wurde der Körper also zum Träger von Degenerationszeichen, die wegen der Einheit von Körper und Seele auf einen

124 Noack (Anm. 58), S. 1–17 u. 20.

125 Zum damals weit verbreiteten kriminalpsychologischen Streit um Anlage oder Umwelt etwa Karl-Ludwig Kunz, Kriminologie. Eine Grundlegung, Bern, Stuttgart und Wien 1994, S. 82–98.

126 Hans Malmede, Vom „Genius des Bösen" oder: Die „Entartung" von Minderjährigen. Negative Kindheitsbilder und defensive Modernisierung in der Epoche des deutschen Kaiserreichs 1871–1918, in: Kinderwelten. Hrsg. von Christa Berg, Frankfurt a. M. 1991, S. 187–214, hier S. 199–202; Becker, Kriminelle Identitäten (Anm. 12); ders., Der Verbrecher (Anm. 12), S. 162–166.

127 Noack (Anm. 58), S. 63–73.

128 Georg Loewenstein, Wohnungsnot und Sexualnot, in: *Die Ärztin. Monatsschrift des Bundes Deutscher Ärztinnen*, Jg. 7 (1931), Nr. 6, S. 134–137, hier S. 137; Noack (Anm. 58), S. 78.

129 Noack (Anm. 58), S. 7–17. Zur Konstruktion „gefährlicher Individuen" in der Kriminalpsychologie: Foucault (Anm. 12), S. 1–18; Schönert (Anm. 12); Leps (Anm. 54); Becker, Kriminelle Identitäten (Anm. 12); ders., Der Verbrecher (Anm. 12), S. 147–173; Kerchner (Anm. 48), S. 121–148.

asozialen Charakter zurück verwiesen.[130] Für die Bodenreformer war die von ihnen skandalisierte „Wohnhölle"[131] Ausgangspunkt eines schicksalhaften sozialen Abstiegs, der sich bereits in den Körper und die Persönlichkeit eingeschrieben hatte. Demnach „zerstörten" elende Wohnverhältnisse Gesundheit, Nervenkraft und Arbeitskraft, sie behinderten die Leistungsfähigkeit und begünstigen Schwächlichkeit, Arbeitsscheu, Langeweile. Nach und nach „breche" dies den „Charakter". Stolz, Selbstbewußtsein, Intellekt würden untergraben, Mutlosigkeit, Gleichgültigkeit befördert. Menschen in einem solchen Milieu würden unweigerlich „schlecht" an „Leib und Seele", „asozial", zu „Schädlingen der Gesellschaft". Die „Degeneration des Volkes" sei die zwangsläufige Folge.[132] Und immer erhoben die Autoren den Inzest zum Inbegriff dieses „Infernos".[133]

Bezeichnenderweise erstreckte sich diese Art der Körper- und Persönlichkeitsbeschreibung auch auf die in blutschänderische Beziehungen verstrickten, meist kindlichen Opfer, in der Regel die Töchter oder andere Mädchen. Sie wurden als „schwachsinnig" hingestellt, „nicht offen", „trübselig" und „verlassen", „verwahrlost", „frühreif" und „sittlich gesunken". Stärker noch, als bei den männlichen Tätern, dehnte sich die Charakterisierung auf den weiblichen Körper aus: Er sei „voll Ungeziefer", „krank", „schwindsüchtig", hinzu kamen „schlechte Zähne" und „Plattfüsse".[134] Wie schon im Kaiserreich bezog die Debatte über Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg ihre Erklärungen für solche Beobachtungen aus der Kriminalitätsforschung. Hier galten Kinder krimineller Eltern als verdorbene und verlorene „Monster", sie befanden sich auf einer verhängnisvollen Laufbahn nach unten.[135] Sekundiert wurden solche Deutungen von der zeitgenössischen Pädagogik und Jugendfürsorge. Gerade für die Kinder, so die übereinstimmende Meinung, werde die Wohnsituation zu einer „Quelle der Seelennot".[136] Die räumlichen Verhältnisse in den Arbeiterschichten bewirkten eine „gesteigerte Geschlechtsinnlichkeit des Kleinkindes",[137] was wiederum eine „steigende sexuelle Verwahrlosung der Kinder" zur Folge habe.[138] Durch die Schlafsituation würden die Kinder zu Zeugen der intimsten Kontakte der Erwachsenen, das Gesehene könnten sie nur verarbeiten, indem sie es an den Geschwistern und anderen selbst „versuchten". Durch das Zusammenschlafen in einem Bett würden die Kinder zusätzlich von „asozialen Neigungen erfasst und getrieben", aus dieser Konstellation resultierten dann ihre „sexuellen Nachstellungen" in der Familie. Bereits im frühesten Alter gerieten die „im

130 Noack (Anm. 58), S. 7–17. Dazu Becker, Der Verbrecher (Anm. 12), bes. S. 148–149.

131 Loewenstein (Anm. 128), S. 136; Noack (Anm. 58), S. 40.

132 Noack (Anm. 58), S. 63 und 73.

133 Ebd., S. 1–14, 20, 54, 57, 74; Den Begriff des „Infernos" verwendet: Loewenstein (Anm. 128), S. 135; vgl. Noack (Anm. 58), S. 38.

134 Noack (Anm. 58), S. 7–17.

135 Becker, Kriminelle Identitäten (Anm. 12), S. 153; ders., Der Verbrecher (Anm. 12), S. 159–160.

136 Loewenstein (Anm. 128), S. 135.

137 Noack (Anm. 58); Zitat S. 44–45.

138 Lorenz Keller, Wohnungsnot und Jugendverwahrlosung, in: *Jugendwohl*, Jg. 13 (1924), S. 225–232, Zitat S. 225; Charlotte Meyer, Die Behandlung kindlicher und jugendlicher Zeugen bei Sittlichkeitsprozessen betrachtet vom sozialfürsorgerischen Standpunkt, in: *Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft*, Bd. 45 (1925), S. 126–160; Zacharias (Anm. 77). Vgl. auch Malmede (Anm. 126).

Wohnungselend geborenen" so auf eine abschüssige Bahn.[139] Körperliche Gesundheit und Charakter der Jugendlichen seien bedroht.[140] Bald hieß es kurz und bündig: „Die Wohnungsnot zerstört die Keuschheit der heranwachsenden Jugend",[141] man sprach von „Jugendnot".[142] Nicht selten wurden die Bilder vom „asozialen" und „kriminellen Jugendlichen" gegen die Jugendlichen selbst gewendet: Dann erschienen sie als diejenigen, denen bei Verbrechen, wie der Blutschande, die eigentliche Initiative und Verantwortung zukam.[143]

Darüber hinaus entwickelte sich die Wohnungsdebatte zu einem willkommenen Anlaß, die in der Gesellschaft wirkenden kulturellen Schamgrenzen neu auszutarieren und nunmehr klassenspezifisch festzuschreiben. Am Beispiel anthropologischer und philosophischer[144] aber auch juridischer Texte[145] lässt sich zeigen, daß etwa seit dem letzten Drittel des 18. Jahrhunderts neben der Vernunft die Scham als mögliche Instanz der Triebregulierung aufgefaßt wurde. Schon während der Aufklärung wurden die Vorstellungen über die „Scham" auf virtuose Weise nach Geschlechtern,[146] Generationen[147] und Ständen bzw. Klassen aufgespalten. Diese Differenzierung zeigte sich auch im aufklärerischen Diskurs über die Blutschande. Hier schrieb man etwa den Unterschichten eine geringere Empfindsamkeit und „Scham" zu, als den bürgerlichen und adeligen Ständen. In der Weimarer Republik steigerte sich das Argument: In den Unterschichten der Gesellschaft, so hieß es nun, würde durch Wohnraum- und Bettenmangel die an sich schon vorhandene geringere „Schamgrenze" der Unterschichten ganz „ausgelöscht": „Diese Menschen waschen sich und verrichten ihre Notdurft vor aller Augen und Ohren. Sie geben sich auch [...] in Gegenwart Dritter und Vierter und Fünfter Umarmungen hin. Ihre Wohnverhältnisse lassen es nicht anders zu." Die im „Bürgertum angeborenen Hemmungen" könnten die in das „Wohnungselend hineingeborenen"

139 Noack (Anm. 58), Zitate S. 54, 57–61; Zacharias (Anm. 77), Zitat S. 5; Keller (Anm. 138); Lischnewska (Anm. 16).

140 Keller (Anm. 138), S. 228–229.

141 Wessel (Anm. 58); vgl. Noack (Anm. 58), S. 42 und 74; vgl. auch Loewenstein (Anm. 128), S. 136 und 137.

142 Beeking (Anm. 118).

143 Wilden (Anm. 63), S. 18 und 24–25. Zum Bild des jugendlichen Verbrechers etwa Becker, Der Verbrecher (Anm. 12), bes. S. 159–160.

144 Dazu grundlegend Angelika Ebrecht, Moralität und Leidenschaft. Geschlechterpolitik und Triebstrukturierung in anthropologischen Texten der deutschen Aufklärung, in: Staat und Privatheit (Anm. 18), S. 135–154. Zu den historisch sich wandelnden Konzepten von Sittlichkeit und Scham vgl. auch: Karl-Heinz Ilting, Sitte, Sittlichkeit, Moral, in: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Hrsg. von Otto Brunner, Werner Conze und Reinhart Koselleck, Bd. 5, Stuttgart 1984; Irmtraud Götz von Olenhusen, Das Ende männlicher Zeugungsmythen im Zeitalter der Aufklärung. Zur Wissenschafts- und Geschlechtergeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts, in: Ordnung, Politik und Geselligkeit der Geschlechter im 18. Jahrhundert. Hrsg. von Ulrike Weckel u. a., Göttingen 1998, S. 258–283; zuletzt Philipp Sarasin, Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914, Frankfurt a. M. 2001, S. 192–196.

145 Hull (Anm. 30), bes. S. 147–149; Kerchner, Grenzen der Intimität (Anm. 20), S. 162–181.

146 Dazu Ebrecht (Anm. 144), bes. S. 139–144; Ute Frevert, „Mann und Weib und Weib und Mann". Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München 1995, S. 184–187; Ute Gerhard, Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht, München 1990, S. 42–49.

147 Etwa Johann Jakob Cella, Über Verbrechen und Strafen in Unzuchtsfällen, Zweibrücken, Leipzig 1787, § 78, bes. S. 130–131.

nicht „empfinden", die größere „Empfindlichkeit des Bürgertums" auch nicht begreifen. „Von daher dürften die in den Unterschichten gehäuft vorkommenden „geschlechtlichen Annäherungsversuche Blutsverwandter" niemanden mehr „überraschen".[148]

Nicht zuletzt zollten die Sozial- und Bodenreformer der Weimarer Republik den neu aufkommenden Sexualwissenschaften Tribut.[149] So diskutierte etwa der Berliner Stadtarzt Georg Loewenstein die „Wohnungsnot" ausdrücklich als eine Frage der „Sexual-" bzw. „Geschlechtsnot".[150] Wieder wurde eine Situation skandalisiert, die „zahllose Proletarier" in „ungeheizten" und überfüllten Wohnungen „dahinvegetieren" ließ. Und wiederum fehlte der Hinweis nicht, daß unter solchen Verhältnissen die Blutschande und der „intrafamiliäre Geschlechtsverkehr" gefördert werde. Den Angehörigen der Arbeiterschaft, so hieß es in diesem Kontext, werde durch die unzumutbaren Wohnverhältnisse eine erfüllende Sexualität verweigert; die unausgelebten Triebe und die „psycho-sexuelle Stauung" begünstigten nun die Neigung zu Neurosen und Verbrechen, ja sogar zu politischem Aufruhr.[151] In diese Klagen über die „Wohnungsnot" als Ursache der „Geschlechtsnot" stimmten auch andere ein: In „menschenunwürdiger Enge", so die Interpretation, bliebe nur der Sexualwunsch, um das sonst abgestumpfte „Lebensgefühl" anzuregen. Es sei also leicht zu begreifen, wenn Menschen in einer solchen Situation ihr „Sinnen und Trachten" ganz auf das Sexuelle konzentrierten. Im Grunde „wandele" jedes Opfer des Wohnungselends immer am „Rande des Sexualverbrechens".[152]

Bei all dem war es bemerkenswert, wie man aus der Alltagserfahrung der „Wohnungsnot" die Alltäglichkeit der Blutschande ableitete. Ausdrücklich wurde darauf hingewiesen, daß es sich beim inzestuösen Umgang der Familienmitglieder untereinander nicht um Einzelfälle handele, daß ihr Vorkommen „alltäglich" sei und solche Übergriffe von den Beteiligten selbstverständlich, ja „gleichgültig" und „wurstig" hingenommen würden.[153] Und stets war man davon überzeugt, die Vorfälle würden in der betroffenen Familie aber auch von den zuständigen Behörden wie von der Gesellschaft insgesamt mit „Schweigen" übergangen, so daß blutschänderische Akte, trotz ihres häufigen Auftretens und des Abscheus, den sie auslösten, auch in modernen Gesellschaften ein streng gehütetes „Geheimnis" blieben.[154]

148 Noack (Anm. 58), S. 20–21. Vom Abbau der Inzestschranke im proletarischen Milieu spricht auch Riemer (Anm. 5), S. 94.

149 Etwa Richard von Krafft-Ebing, Psychopathia sexualis, Wien 1886, hier zit. nach der 14., von Alfred Fuchs besorgten Aufl., Wien 1912, bes. S. 455–457; Max Marcuse, Vom Inzest, Halle 1915.

150 Loewenstein (Anm. 128), Zu den Sexualwissenschaften und der Sexualreformbewegung in der Weimarer Republik Peukert (Anm. 104), S. 106–111.

151 Loewenstein (Anm. 128), S. 135–137.

152 Noack (Anm. 58), S. 60–63 und 80.

153 Ebd., S. 19–21, 29, 74. Vgl. auch Peters (Anm. 59), S. 99.

154 Zacharias (Anm. 77), S. 11; Loewenstein (Anm. 128), S. 136; Lehmann (Anm. 58), S. 110–111; Noack (Anm. 58), S. 20; Amend (Anm. 58), S. 50.

5. Fazit und Ausblick

Noch in den juridischen Diskursen des 18. Jahrhunderts war der Blutschänder als Tätertypus nur vereinzelt und dazu recht blaß aufgetreten.[155] Offenbar übernahm im 19. und frühen 20. Jahrhundert der Diskurs über Wohnungsnot die Funktion, das blutschänderische Verhalten klassenspezifisch zuzuordnen. Folglich wurde die Blutschande zu einem Delikt der unterbürgerlichen Schichten, und der Blutschänder entwickelte sich zu einem Subjekt mit einer speziellen Herkunft und einem unbürgerlichen Verhalten. Imaginiert wurde er als Gegenbild des moralisch integren Bürgers, dem es in eklatanter Weise an bürgerlichen Tugenden mangelte. Folgt man den hier herangezogenen juridischen und sozialreformerischen Texten, dann könnte man glauben, Blutschänder hätten seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Massen die Elendsquartiere der anwachsenden Städte bevölkert. Gegen Ende des Jahrhunderts, als Kriminalanthropologie und Gerichtsmedizin sich vehement für den Charakter und das Aussehen von Kriminellen interessierten und die Diskurse über Perversion explodierten,[156] erhielten schließlich auch die Blutschänder im Diskurs über Wohnungsnot sichtbare Körperzeichen und feste Persönlichkeitsmerkmale.[157] Was sich im Laufe der Zeit in permanent sich wiederholenden Reden über den in Wohnungsnot lebenden Blutschänder als Diskurseffekt einstellte, war die Gewißheit, über den Charakter und die Moral des Proletariats ein pauschales Urteil abgeben zu können: „mehr lebendiges Fleisch" als „Geist".[158]

Am Ende der Weimarer Republik forcierten die linksliberalen Bodenreformer ihre Bemühungen um eine erweiterte Wohnungs- und Siedlungspolitik. Die gestiegene Militanz äußerte sich auch im Sprechen: Mit der Chiffre „Volk ohne Raum", die bekanntlich für die Kriegsziele des Nationalsozialismus steht,[159] kämpften die Bodenreformer zu diesem Zeitpunkt innenpolitisch um öffentliche Aufmerksamkeit und für ihre berechtigten Anliegen.[160]

Allerdings begann sich nun die nationalsozialistische Bewegung selbst des Diskurses über die „Blutschande" zu bemächtigen. Vereinzelt wurde dabei auch auf jene Klischees

155 Zwar hatte man allenthalben die Abscheu über die Tat dramatisiert, aber für das Äußere des Täters, seine Herkunft und seinen Charakter hatte man sich noch kaum interessiert. Allenfalls auf gewisse moralische Mängel war man bereits gestoßen, hatte etwa vom „lüsternen Vater", der „bulerischen Mutter" oder dem „üppigen älteren Geschwistert" gesprochen. So etwa Cella (Anm. 147), § 77, S. 130–131.

156 Dazu etwa Foucault (Anm. 12), S. 1–18; Leps (Anm. 54); Becker, Kriminelle Identitäten (Anm. 12), S. 142–157; ders., Der Verbrecher (Anm. 12), S. 147–173.

157 Dazu sowie insbesondere zu weiblichen Blutschändern Kerchner (Anm. 48), S. 121–148, mit weiterer Literatur.

158 Noack (Anm. 58), S. 65.

159 Zur Außenpolitik des Nationalsozialismus: Kriegsbeginn 1939. Entfesselung oder Ausbruch des Zweiten Weltkriegs? Hrsg. von Gottfried Niedhart, Darmstadt 1976; dort etwa: Alan Bullock, Hitler und die Ursprünge des Zweiten Weltkrieges, S. 125–162, bes. S. 126–127. Zur Raumordnungspolitik im Nationalsozialismus: Birgit Kletzin, Europa aus Rasse und Raum. Die nationalsozialistische Idee der Neuen Ordnung, Münster 2000; Dieter Münk, Die Organisation des Raumes im Nationalsozialismus. Eine soziologische Untersuchung der Leitbilder in Architektur, Städtebau und Raumplanung des Dritten Reiches, Bonn 1993; Rolf Messerschmidt, Nationalsozialistische Raumforschung und Raumordnung, in: Nationalsozialismus und Modernisierung. Hrsg. von Michael Prinz und Rainer Zitelmann, Darmstadt 1991, S. 117–138.

160 Noack (Anm. 58), S. 77.

zurückgegriffen, die bislang vor allem von den linksliberalen Bodenreformern vorgebracht worden waren. Die Aussage, „Wohnungsnot" und „wirtschaftliche Not" bildeten den entscheidenden „Nährboden des Inzests", übernahmen die kriminologischen Studien der dreißiger und vierziger Jahre zwar von ihren Vorgängern, aber sie bezogen diese Erkenntnis vor allem auf die Vergangenheit vor 1933.[161] Im Hinblick auf diesen Zeitraum fügten auch die Reden im Nationalsozialismus eine „lückenlose Kette" von der „Wohnungsnot" zur „Blutschande" zusammen, wobei sie den Diskurs zusätzlich mit nationalistischen und rassistischen Bewertungen aufluden.[162] Im Rückblick auf die verhaßte politische Situation der Weimarer Republik stilisierten nationalsozialistische Texte den „schaffenden Menschen" der zwanziger und frühen dreißiger Jahre nun zum Opfer des „Wohnungselends". Und das „deutsche Kind" erklärten sie zum Opfer einer „Blutschande", die permanent anwachse und so die „deutsche Kultur" bedrohe.[163] Vor diesem Hintergrund konnte das „nationalsozialistische Deutschland" als rettende Instanz angepriesen werden. Mit der „zielbewussten Führung" des „neuen Staates" verband man die Gewißheit, den „unzulänglichen Wohnungsverhältnissen" und damit auch der vermeintlich steigenden Blutschande endlich „energisch" den Kampf ansagen zu können.[164]

Tatsächlich sank zwischen 1934 und 1936 die absolute Zahl der offiziell registrierten Blutschandefälle von 832 (ohne Saarland) auf 768 (mit Saarland) ab. Bezogen auf die Bevölkerungsentwicklung entsprach das einer abnehmenden Kriminalitätsziffer von 1,65 (1934) auf 1,48 (1936).[165] Sofort waren sich anerkannte Experten sicher, diese Daten auf eine „Besserung des Wohnungsmarktes" zurückführen zu können.[166] Eine Stabilisierung des Trends erwarteten sie, sobald erste Erfolge in der nationalsozialistischen „Siedlungspolitik" bemerkbar würden.[167] Doch genauer besehen, zeigt sich: Zwischen 1935 (638 Verurteilte) und 1936 (768 Verurteilte) war die Blutschanderate kurzfristig nach oben geschnellt; in den Jahren 1937 und 1938 pendelte sie sich mit rund 700 Verurteilungen auf relativ hohem Niveau ein.[168] Jetzt hatten Kriminalstatistiker, Rechtsmediziner und Strafrechtler sichtlich Mühe, für diese „merkwürdige", ja „erschreckende" Erscheinung eine plausible Erklärung zu finden.[169] Kurzerhand wurde ein neues

161 Alfred Eber, Die Blutschande. Eine kriminologische Untersuchung unter bes. Berücksichtigung der Tatsituation, Leipzig 1937, S. 52–53, 55–57 und 66–67. Vgl. aus der Fülle der Belege auch: Koch (Anm. 68), bes. S. 85–87; Krempler (Anm. 68).

162 Etwa Franz Rattenhuber, Der gefährliche Sittlichkeitsverbrecher, Leipzig 1939, S. 59–61.

163 Graßmann (Anm. 2), S. 249–253.

164 Eber (Anm. 161), S. 67.

165 Statistik des Deutschen Reichs, Bd. 507: Die Kriminalität im Deutschen Reich im Jahre 1936, Berlin 1938, S. 28.

166 Koch (Anm. 68), S. 87.

167 Krempler (Anm. 68), S. 16.

168 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Hg. vom Statistischen Reichsamt, Jg. 56–58, Berlin 1937 bis 1940, S. 610.

169 Krempler (Anm. 68), S. 12–13 und 15–16; W[enzeslaus Graf von] Gleispach, „Sittlichkeitsverbrechen", in: Die Rechtsentwicklung der Jahre 1933 bis 1935/36. Handwörterbuch der Rechtswissenschaft, Bd. VIII: Der Umbruch 1933/36. Hrsg. von Erich Volkmar, Alexander Elster und Günther Küchenhoff, Berlin und Leipzig 1937. *Wenzeslaus Graf von Gleispach* war Rechtsprofessor in Österreich. 1933 erhielt er einen Lehrauftrag an der Universität in Berlin. Während des Nationalsozialismus war er Mitglied der

Erklärungsmuster etabliert, das nunmehr die gestiegene Verfolgungsintensität in den Vordergrund rückte. Ohne zu zögern werteten renommierte Fachexperten die „konsequentere" Verfolgung im Nationalsozialismus als „Erfolg" in der Rechts- und Innenpolitik. „Viel schärfer" als zuvor, würde nun „jeder Anzeige" nachgegangen und die „Verfolgung auch des kleinsten Falles" Ernst genommen. Ohne das Problem der Denunziation zu erwähnen, glaubte man zudem eine „gesteigerte Anzeigefreudigkeit" feststellen zu können.[170] Die gestiegenen Blutschanderaten aber, die über Jahrhunderte als Negativindikator für Wohnungsnot und soziale Desintegration gegolten hatten, mußten in dieser Logik zu positiven Zeichen umgedeutet werden: Sie avancierten nun zu Chiffren für die „Zukunftsfähigkeit" und politischen „Kraft" des „neuen Staates",[171] verwiesen auf eine „steigende Moral" und das „Durchbrechen des gesunden Volksempfindens".[172] Von „Wohnungsnot" durfte in diesem Kontext nicht mehr die Rede sein. Statt dessen sprach man von einer „Raumnot", die den „Inzest" begünstige.[173]

Selbstverständlich wurde in den späten dreißiger Jahren diese „Raumnot", die vermeintlich die Blutschande hervorbrachte, nicht etwa dem nationalsozialistischen Staat angelastet, sondern seinen äußeren und inneren Feinden. Als innere Feinde behandelte man neben den „Asozialen"[174] unter anderem die „gefährlichen Gewohnheitsverbrecher", letztere konnten nach dem mit dem Gesetz vom 24. November 1933 möglich gewordenen „Sicherungsmaßnahmen" zwangsweise „entmannt" werden.[175] Doch bemerkenswerterweise rechnete das nationalsozialistische Regime die Blutschande ausdrücklich nicht zu den „gefährlichen Gewohnheitsverbrechen". Offenkundig waren selbst unter den Bedingungen des Nationalsozialismus alte Diskursmuster wirksam geblieben. Blutschande, so hieß es zur Begründung, sei „nicht notwendig auf einen entarteten Geschlechtstrieb"[176] zurückzuführen. Damit thematisierte man die Umweltfaktoren,

[Forts. von Anm. 169]
Strafrechtskommission und maßgeblich beteiligt an der praktischen Durchsetzung der repressiven Politik gegenüber homosexuellen Männern, vgl. das Personenverzeichnis, in: Homosexualität in der NS-Zeit. Dokumente einer Diskriminierung und Verfolgung. Hrsg. von Günter Grau und Claudia Schoppmann, Frankfurt a. M. 1993, S. 18.

170 Krempler (Anm. 68), S. 13 und 16.

171 Eber (Anm. 161), S. 67.

172 Gleispach (Anm. 169).

173 Eber (Anm. 161), S. 53.

174 Detlev Peukert, Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde, Köln 1982. Zur Disziplinierung und Ausmerze der Wohnungslosen: Ayaß (Anm. 117).

175 Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher und über Maßregeln der Sicherung und Besserung, in: Reichsgesetzblatt, Teil 1, Berlin 1933, S. 996. Zur Gesetzgebung und ihren Folgen Gerhard Werle, Justiz-Strafrecht und polizeiliche Verbrechensbekämpfung im Dritten Reich, Berlin und New York 1989, S. 97 ff.; Gisela Bock, Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Frauenpolitik, Opladen 1986, S. 94–96; Christiane Rothmaler, Sterilisation nach dem „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" vom 14. Juli 1933, Husum 1991; Ayaß (Anm. 117), S. 43. Zur zeitgenössischen Legitimation etwa Gustav Boeters, Die Kastration von Sexualverbrechern, in: *Münchener Medizinische Wochenschrift*, Jg. 77 (1930), Nr. 9, S. 369–370; ders., Die Lösung eines schwierigen Sexualproblems, ebd., Jg. 76 (1929), Nr. 46, S. 1683–1686; ders., Zur Entmannung von Sittlichkeitsverbrechern, in: *Monatsschrift für Kriminalspsychologie und Strafrechtsreform*, Jg. 25 (1934), S. 579–587; vgl. auch Rattenhuber (Anm. 162), bes. S. 27 und 28.

176 So in einem Schreiben des Reichsministeriums des Innern an die Reichskanzlei vom 12. Juni 1935, zitiert nach Bock (Anm. 175), S. 95.

griff also indirekt auf die alte Argumentation von der Wohnungssituation als Ursache der Blutschande zurück. Dies bedeutete aber nicht, daß im Einzelfall nicht Anhaltspunkte konstruiert werden konnten, um als Blutschänder Verurteilte mit drakonischen Körperstrafen zu verfolgen, selbst wenn bekannt war, daß sie aus „traurigen Verhältnissen" kamen.[177]

177 Beispiele: Rattenhuber (Anm. 162), S. 67–70.

„Wir fühlten uns als freie Menschen"

Der „mOAning star", die Zeitschrift der Offenen Arbeit und der Kirche von Unten (1985–1989)

Von Dirk Moldt

> Die Anarchie in ihrem Lauf hält weder Mielke und Erich schon gar nicht mehr auf.
> (Anhebung eines zeitgenössischen Zitats auf eine dialektische Ebene.)[1]

Manchmal treibt es den Verlauf der Geschichte selbst ins Absurde. der „mOAning star", frech, jugendlich und unerhört anmaßend, wie wir ihn stets in angenehmer Erinnerung behalten haben, unser Lieblings- und Blödelblättchen ist vor kurzem zu einem Veteran der politischen Widerstandsgeschichte erklärt worden. Da erhebt er sich noch einmal, um sich nach allen Seiten zu verneigen, klopft den Staub ab und präsentiert seine Situationskomik, die nicht gelingen will, weil die Situationen selbst schon längst gestorben sind. Mir, der ich sämtliche Ausgaben betreut habe, scheint es, als sollte ich den „mOAning star" wie auf seinem letzten Weg begleiten und ihm zu dem verhelfen, was er nie sein mochte und auch nicht gewesen ist: Ehrwürdiger, guter alter Kämpe für die Errichtung der freiheitlich-demokratischen Grundordnung.

Begriffskritik

„Satirisch absurd", so lautet die lakonische Bemerkung in der Rubrik „Thematischer Schwerpunkt u. a.", mit der Erhard Neubert den „mOAning star" in einer Reihe von 135 Samisdatzeitschriften der DDR-Opposition bedenkt.[2] Zwar mag diese Bezeichnung einem allgemeinen Verständnis dienen, doch ist sie unzureichend, um das Wesen des „mOAning stars" zu erfassen, zumal es sich bei dieser Einschätzung um die Sicht eines Außenstehenden handelt.

Selbst die Anwendung des Begriffs Opposition ist nicht unproblematisch.[3] Er galt nämlich keineswegs als das Selbstverständnis von Gruppen in der DDR und wurde auch nur selten benutzt. Seinem Wortsinn nach (Gegenposition) ist er nicht unbedingt falsch, doch war uns der Begriff Opposition als Bezeichnung für Nicht-Regierende in der parlamentarischen Demokratie im Westen bereits zu sehr festgelegt. Auch außerparlamentarische Oppositionsbewegungen westlicher Demokratien können trotz ähnlicher Aktionsformen mit den widerständigen Bewegungen in der DDR nicht gleichgesetzt werden, denn sie agieren unter völlig anderen Bedingungen. Zudem hatte sich

1 Persiflage auf das Honecker-Zitat: „Den Sozialismus in seinem Lauf hält weder Ochs noch Esel auf!", in: *mOAning star,* Nr. 4711 15 [Nr. 15], S. 32.

2 Erhart Neubert, Opposition in der DDR 1949–1989, Bonn 1998, S. 758.

3 Siehe auch: Der zwiespältige Begriff „Opposition in der DDR", in: Martin Gutzeit und Markus Meckel, Opposition in der DDR. Zehn Jahre kirchliche Friedensarbeit – kommentierte Quellentexte, Köln 1994. S. 25–31.

auch die DDR-Propaganda festgelegt und den Begriff Opposition mit Attributen wie antisozialistisch, reaktionär, gar friedensfeindlich versehen, abgesehen davon, daß die Propaganda auch gar keinen Grund für das Agieren Oppositioneller in der DDR sah.

Viel zu verschieden waren die kritischen, widerständigen oder subkulturellen Bündnisse und Gruppen, als daß sie sich damals unter einem Begriff zusammenfassen ließen. Es gab auch keinen Anlaß, der die Gruppen dazu bewogen hätte, nach einem gemeinsamen Namen zu suchen. Als übergeordnete Bezeichnungen galten Friedens-, Umwelt-, Menschenrechtsgruppen oder Künstlergruppen bzw. -kreise oder einfach Basisgruppen, denen auch Eigenschaften wie unabhängige, kirchliche oder gesellschaftskritische angehängt wurden.

Für die Menschen im Westen waren die nicht einfach zu erfassenden DDR-spezifischen Gruppenstrukturen und ihre Gruppennamen kaum verständlich, was auch durch ein gewisses Maß an Ignoranz im Westens gegenüber dem Osten verschuldet war. Der Begriff DDR-Opposition wurde im Westen zu einer zusammenfassenden und schlüssigen Bezeichnung, mit der ein dort existierendes Verständnis-Vakuum gefüllt wurde, das es für unsere Gruppen in der DDR überhaupt gar nicht gab. Wir sahen daher auch keinen Anlaß, nach einem Begriff zu suchen. (Ich erinnere mich an unser Gelächter über eine neue Bezeichnung: „Inis" als Kürzel für hiesige Initiativgruppen, die im Herbst 1987 von der Westberliner „Tageszeitung" kreiert worden war.) Wir benutzten unter uns auch nicht den Begriff Samizdat, sondern nannten unsere Druckerzeugnisse lieber, wenn nicht mit ihren Namen, Info-Blätter, Info-Hefte oder Infos.

Eine differenzierende Begriffsanwendung ist unbedingt notwendig, um einen tieferen Einblick in die damaligen Strukturen zu gewinnen und das bis heute für viele noch rätselhafte Agieren der Basisgruppenleute zu verstehen. Das vorsichtigere Herangehen verhindert auch einen allzu bequemen, der Tagespolitik dienenden Umgang mit der Geschichte. So verschleiert z. B. die Bezeichnung Bürgerrechtler die ursprünglichen Intentionem der Mitarbeiterinnen und -arbeiter in Ökologie-, Friedens- bzw. Menschenrechtsgruppen. Der Unterschied zwischen Bürgerrecht und Menschenrecht offenbart sich im Umgang mit den Menschen, die kein Bürgerrecht in den reichen Industrienationen besitzen. Im Begriff Bürgerrechtler scheint immer die Aussage durchzuklingen, in Westeuropa am Ziel angekommen zu sein. Wer jedoch beansprucht, für Menschenrechte einzutreten, gilt bis heute als Träumer. Bis Ende November 1989 gab es unter den DDR-Widerständigen keine Stimme, die für die deutsche Wiedervereinigung und für das politische System der Bundesrepublik plädiert hat. Heute haben viele von ihnen – auch „mOAning star"-Leute – die Vorzüge des Rechtsstaates und der parlamentarischen Demokratie erkannt, wobei nur ein verschwindend kleiner Teil der damals Widerständigen seine kritische Distanz verloren hat.

Farbe ins Grau

Der „mOAning star" war das erfolgreiche Nebenprodukt einer lange Zeit erfolglosen Bewegung. Diese Bewegung ist wegen ihrer Turbulenz, Spontaneität und mitunter Abenteuerlichkeit bei den damals Jugendlichen oft mehr durch Gefühle und Erfahrungen in

Erinnerung geblieben, als durch rationale gesellschaftsbezogene oder gar zeithistorisch Erkenntnisse.[4] Solche Erfahrungs-Momente reflektierte der „mOAning star". Seine respektlose und groteske Polemik war einerseits Teil und Ausdruck eines Lebensgefühls, das von jugendlicher Lebenswut und „Etwas-Machen-Wollen" geprägt war. Andererseits – und das fällt erst in der kritischen Reflexion deutlich auf – kaschierte der dreiste Optimismus auch bittere Realitäten, in denen wir uns befanden. Das geschah mitunter auch bewußt, denn viele Dinge in der DDR waren eben nur durch positives Denken zu ertragen.

Uns allen, Herausgeberinnen und Herausgeber, Autorinnen und Autoren genauso wie Leserinnen und Lesern, kam beim Vergnügen über respektlose Betrachtungen der Umstand zugute, daß Ansprüche und Ausmaße der staatlichen Reaktion kaum bekannt waren. Wir hatten Angst vor den Sicherheitsbehörden, weil niemand wußte, wie weit ihre Kompetenzen gingen. Nach Öffnung der Archive erschraken und begriffen wir, wie erbarmungslos die Stringenz und Menschenverachtung war, mit der Sicherheitsbehörden über die Ruhe im Land wachten. Ohne dieses Wissen konnten wir relativ unbefangen, wacker und kompromißlos gegen den Mief angehen, der unserer Entwicklung aber auch der eines herrschaftsfreien Sozialismus im Weg zu stehen schien. Witzig bis aberwitzig, originell, zynisch, blödelnd, mitunter infantil blödelnd aber immer wieder erfrischend, so waren nicht nur die Ausdrucksformen, sondern auch die Inhalte des „mOAning star". „Alternatives Info-Blatt", „Undergroundblättchen", „Dezentralorgan", „Lieblingsblättchen" oder „Träger der Medaille für gutes Gewissen" und sogar „Messagegoldblättchen" hießen die Auszeichnungen, die das Redaktionsteam dem „mOAning star" verlieh, und niemals erhob die Leserschaft dagegen Einspruch.

Eine eindeutige ideologische Ausrichtung hatte der „mOAning star" nicht und kann ihm auch schwerlich unterstellt werden. Unsere Vorstellungen von einer gerechten Gesellschaftsordnung verbanden wir, wie alle kritischen und widerständigen Gruppen in Berlin, mit den Begriffen Sozialismus oder Kommunismus. Dies waren Gesellschaftsordnungen, die wir in den Ostblockländern als nicht bzw. nur partikulär verwirklicht ansahen. Verbesserung, Erleichterung, Demokratisierung oder Reform finden wir als Schlagworte in den Quellentexten unabhängiger Publikationen aus jener Zeit. Dem „mOAning star" dagegen haftete ein Ruch von Rebellion, von Umsturz, von Revolution und Revolte an, aber benutzt hat auch er diese Begriffe nicht. Bestenfalls wandten wir solche Bezeichnungen karikierend an, wie in der Überschrift: „Die Revolution macht Urlaub".[5] Wenn wir ideologische Akzente setzten, dann in Richtung Anarchismus, in eine nicht gesetzlose sondern herrschaftsfreie Gesellschaft. Unser Selbstverständnis war auf basisdemokratische Konsensentscheidungen orientiert. Eine die Massen überzeugende Alternative zum Realsozialismus entwickelten auch wir nicht. Ebensowenig wie die anderen Gruppen sahen auch wir in der bürgerlichen Demokratie die Alternative.

4 Zur Geschichte der Berliner Offenen Arbeit und der Kirche von Unten siehe: Wunder gibt es immer wieder. Fragmente aus der Geschichte der Offenen Arbeit Berlin und der Kirche von Unten, Berlin 1997.

5 Die Revolution macht Urlaub, in: *mOAning star,* Nr. 4711 10 [Nr. 9], S. 2. – Siehe Anhang.

Offene Arbeit

„Infoblatt der Offenen Arbeit Berlin" hieß es im Kopf jeder Nummer. Ab 1987 kam noch der Vermerk: „Teil der Kirche von Unten" hinzu, wobei die Kürzel OA und KvU benutzt wurden. Die Offene Arbeit, ohne die der „mOAning star" undenkbar ist, hatte sich seit Ende der sechziger Jahre parallel zu anderen Formen der Jugendarbeit in der evangelischen Kirche entwickelt, in denen kritisches Denken und Agieren stattfand. Die Jungen Gemeinden z. B. oder die mit kleinem „o" geschriebene offene Jugendarbeit war an bestimmte Kirchgemeinden angebunden und wurde von verantwortlichen Diakonen bzw. Pfarrern geleitet und meist auch inhaltlich geprägt. Unsere Offene Arbeit – geschrieben mit großem „O" – verstand sich als freie Personal-Gemeide von Christen und Nichtchristen, die sich selbst organisierte und über Inhalte und Gestaltungsformen von Veranstaltungen selbst entschied. Das machte sie unter Jugendlichen attraktiv, weshalb sie großen Zulauf hatte. Wichtigstes Kriterium der OA war, daß sie keine Versuche unternahm, „schwierige" Jugendliche in jene Gesellschaft zu resozialisieren, die sie fremdbestimmt und mitunter „deformiert" hatte und aus der sie deshalb ausgestiegen waren. Es galt die Gesellschaft zu verändern, die „kaputte" Menschen produzierte. Zentren der OA gab es vor allem im Süden der DDR, so in Jena, Saalfeld, Erfurt, Plauen, Halle, Leipzig, Dresden oder Karl-Marx-Stadt und in Braunsdorf. Es ist nicht übertrieben, die OA in der DDR als „Ursuppe der Demokratie" zu bezeichnen. Hier waren Jugendliche gezwungen, Interessenkonflikte innerhalb eigener Gruppierungen angesichts einer feindlichen Umgebung, ohne fremde Hilfe, gemeinsam mit eigenen Anstrengungen und möglichst unter Ausschluß von Gewalt zu lösen. In der DDR gab es sonst nirgendwo die Möglichkeit, solche Kompetenzen der Mitentscheidung zu erlernen.

Die Berliner Offene Arbeit hatte, nachdem 1983 der wöchentlich zweimal stattfindende Punk-Treff in der Friedrichshainer Pfingstgemeinde von Gemeindegliedern und staatlichen Institutionen mittels gemeinsam gesponnener Intrigen hinausgeschmissen worden war, keine eigenen Räume mehr. Im Herbst 1985 gelang es uns endlich, mit Vertretern der Berliner Kirchenleitung über ein Haus der OA zu verhandeln. Uns ging es um einen ungestörten, vor staatlichen Zugriffen geschützten Raum, in dem regelmäßig kulturelle Betätigung und Bildungsarbeit möglich sein sollten. Die Kirchenleitung verlangte dafür von uns eine Art Vereinssatzung und eine Erklärung, wie wir uns unsere Einbindung in die Grundordnung der Berlin-Brandenburger Kirche vorstellten. Damit waren wir Jugendlichen völlig überfordert. Die Kirchenbonzen gaben uns immer neue Hausaufgaben auf, wohl wissend, daß wir sie nicht leisten konnten. Wir verschlissen unsere Energien in endlosen Nachtsitzungen, bis wir völlig frustriert auseinandergingen und die OA im Sommer 1986 hoffnungslos demoralisiert und zerstritten am Boden lag. Doch in jenen beinahe euphorischen Tagen des 85er Herbstes, als wir noch glaubten, daß uns die Kirchenleitung gewogen sei, entstand der „mOAning star".

Gründung

Die Idee hing geradezu in der von Tabaksqualm völlig verräucherten Luft unserer Nachtsitzungen. Bald würden wir eigene Räume haben, in denen so vieles geschehen konnte, Theater, Bands, Treff, Malen, Tanzen und so weiter. Immer wieder wurde bemängelt, daß die „Mund-zu-Mund-Propaganda", der Informationsfluß unzureichend war, wenn es um lohnenswerte kulturelle Ereignisse ging. Das Schwarze Brett, auf dem sie angekündigt werden sollten, gehörte zum Offenen Haus, über das gerade verhandelt wurde. Ein Programm-Zettel zum Weitergeben schien ein erster Notbehelf zu sein. Außerdem war es mühevoll, all jene über den Stand der Verhandlungen zu informieren, die nicht an den Nachtsitzungen teilnahmen.

In den Freundeskreisen der OA wurde niemals über konfessionellen Bindungen geurteilt. Doch gegenüber der Kirchenleitung kam ich mir als Nichtgottgläubiger wie ein „falscher Fuffziger" vor. Neben meiner Mitarbeit in der Offenen Theatergruppe, die vor allem aus OA-Leuten bestand, hatte ich das Bedürfnis, mich mehr für die OA zu engagieren, Hauptsache, ich bliebe von Auseinandersetzungen mit Kirchenleuten verschont. Ich stellte mich für die Herausgabe eines Info-Teils zur Verfügung und bekam den Auftrag, zum nächsten Mal ein Konzept zu erarbeiten. In mühevoller Schreibmaschinenarbeit – ich saß zum ersten Mal vor einer Tastatur – machte ich einen Entwurf und sprach ihn mit Rüdiger Stahnke durch. Nach einem weiteren Schreibmaschinen-Abend präsentierte ich stolz das dreiviertelseitige Konzept in der nächsten Nachtsitzung. Interessant sind die geradezu pedantischen Vorstellungen über das zu gründende Blatt, die in keinem Verhältnis zu unserem sonst üblichen Chaos standen. Augenscheinlich hatte ich mir den Stil unserer mühselig erarbeiteten Positionspapierchen für die Kirchenleitung zu eigen gemacht. Vorgeschlagen wurde also ein ca. 14tägig erscheinendes, höchstens zweiseitiges Blatt in einer 20er bis 30er Auflage. In Kirchgemeinden, wo sich Leute aus unserer Szene trafen, sollte es angepinnt werden, ansonsten in den offenen Wohnungen einiger Freunde zur Ansicht ausliegen. Damit würde der mündliche Informationsfluß zuverlässig fundiert werden. Ein von der Vollversammlung in Rotation verabschiedetes Redaktionsteam mit fünf Leuten sollte nur Informationen aus erster Hand aufnehmen und deren Zuverlässigkeit prüfen. Wichtig war, daß keine Informationen an Westmedien erteilt würden und daß ausgeschlossen werden müßte, daß „Störkräfte" an Informationen herankommen. Das Wort „Störkräfte" war in Schreibmaschinen-Minuten effektiver vollbracht als die Aufzählung: Bullen, Zivis, Spießbürger, Nazis usw.

Das neue Info-Teil tauchte auf der Oberfläche unserer basisdemokratischen Pedanterie auf, die wir damals, unter dem Hausaufgaben-Druck der Kirchenleitung, an uns gegenseitig austobten. Kritik am Projekt-Papier äußerte die Vollversammlung nicht, Lob spendete sie auch nicht. Nur einer witzelte über den Satz „Gerüchte entstehen": „Det halt ick ja für'n Jerücht!", und ein anderer begrüßte mich noch Wochen später: „Hallo Info-Molti!" Diskutiert wurde mein Entwurf auch nicht. „Such dir jemand, der mitmacht, und probier's einfach." Mein Sinn für Positionspapiere und basisdemokratische Rückversicherung ist damals empfindlich erschüttert worden. Augenscheinlich war die Vollversammlung gar nicht so versessen darauf, ein Info-Blatt-Team zu verabschieden. Mich beschlich eine leise Ahnung von Handlungsfreiheit, von Pressefreiheit.

Nach meinen Vorstellungen sollte im Titel des Blatts der Begriff „Offene Arbeit" vorkommen, doch nicht in so langweiliger Form wie in unseren Selbstverständnisschriften für die Kirchenleitung. Es mußte „fetzig" klingen. Der Name der englischen kommunistischen Tageszeitung „Morning Star", die wir aus dem Englisch-Unterricht kannten, brachte mich auf die Idee. In diesen Monaten experimentierte ich mit Drucktechniken, z. B. mit Linoleum, in der Hoffnung, ein unkompliziertes häusliches Druckverfahren entwickeln zu können. Unter Zeitdruck entwarf ich das „mOAning star"-Logo mit dem Stern und schnitt einen Stempel aus. Ich hatte mich mit Daniel Kaiser verabredet, um über unser Info-Blatt zu sprechen und wollte meine Idee fertig präsentieren. Kurz bevor er bei mir war, preßte ich den Stempel auf ein Blatt Papier und mußte zu meinem Entsetzen feststellen, daß ich im Eifer vergessen hatte, spiegelverkehrt zu schneiden. Kaiser witzelte, daß der Stempel immerhin einen guten Button abgeben könne. Er teilte nicht meine Befürchtung, daß der anglophile Titel zu Mißverständnissen führen würde. „Morgenstern", das entsprach nicht nur unserer Stimmung, das war wie eine Orientierung. Und im Unterton schwang auch wilde Romantik mit, dachte man an die gefürchteten Prügel jener rebellierenden Rechtlosen, die mit Thomas Münzer gegen die Obrigkeit gestritten hatten. Daniel übernahm es, die Texte auf die Ormig-Matrizen zu schreiben und diese auf Papier abzuziehen zu lassen. Letzteres geschah wie bei fast allen im Ormig-Verfahren hergestellten Nummern bei Micha Frenzel, der die Kiezarbeit im Professor-Fischer-Haus – „Pro-Fi-Keller" bzw. „Leichenkeller" genannt – auf dem Gelände der Lichtenberger Erlöser-Gemeinde betreute.

Legal, illegal, scheißegal

Wir bewegten uns mit der OA in einer Art Grauzone. Ob diese Szene ein Umfeld der OA war oder ob die Freundeskreise der OA nur zum Umfeld dieser Szene gehörten, hängt vom Standpunkt des Betrachters ab. Unbestritten ist es, daß die OA (und mit ihr der „mOAning star") Bewegungen und Impulse aus der Szene aufnahm und zurückgab. Festzumachen war die Zugehörigkeit zur Szene und zur OA an gewissen Verhaltens- und Organisationsformen, auf die näher eingegangen werden muß.

Daß die Gesellschaft durch einen „langen Gang durch die Institutionen" verändert werden könne, glaubten wir nicht. Insofern waren wir in einem schon relativ frühen Alter abgeklärt. Niemand von uns hatte den Versuch unternommen, sich über die SED-Schiene zu engagieren. Die DDR-Parteien boten nicht den Ansatz einer gesellschaftlichen Perspektive und dienten zudem als Instrumente der Kontrolle und der Unterdrükkung. Diese Ansicht entsprach nicht nur einer politischen Überzeugung, sondern auch einer ausgesprochen kritischen Haltung gegenüber jeder Form von Karriere. Karriere zu machen, war immer mit der Gefahr verbunden, den Boden unter den Füßen zu verlieren, sich dem permanenten ideologischen Druck auszusetzen, dem man sich mehr und mehr bis zur Selbstaufgabe beugen mußte.

Das Beugen begann für manche schon am Arbeitsplatz oder in der Lehre. Nicht nur, daß man sich neuneinhalb Stunden dort aufhalten und dabei oft Dinge verrichten mußte, die keine Freude bereiteten, weil sie einen nicht ausfüllten; man mußte auch die

Gegenwart des Arbeitskollektivs ertragen, dessen Gespräche sich meist auf Themen beschränkten wie Autos, Bumsen, Besäufnisse oder den vorabendlichen Spätfilm. Es gab kaum jemand bei uns, dem die Arbeit Spaß machte und der sich auf seine Kollegen freute. Mobbing am Arbeitsplatz gehörte zu den wichtigsten Ventilen der frustrierten DDR-Gesellschaft und oft waren es gerade „buntere" Leute, Langhaarige und Punks, die darunter zu leiden hatten. Kampagnen, wie der Kampf um den Titel „Kollektiv der sozialistischen Arbeit" verschärften diese Verhältnisse, denn dann galt es, auch noch lebhaft am Brigadeleben teilzunehmen. Dies bedeutete noch weniger Freizeit und Freiheit. Die Staatssicherheit sah bei den Arbeitsplätzen eine wichtige Angriffsmöglichkeit, um unliebsame Personen zu disziplinieren. Immer wieder klagten Leute aus Basisgruppen über Zurücksetzungen auf ihrer Arbeit. Arbeitskollektive galten auch als Instrumente der „sozialistischen" Erziehung. Für Jugendliche war die Bewährungsauflage „Arbeitsplatzbindung" nach einer Verurteilung eine furchtbare Strafe und für etliche in der Tat auch die Ursache für eine erneute Verurteilung. Bis zum letzten Tag der DDR galt § 249 StGB, der berüchtigte „Assi-Paragraph", laut dem zu Gefängnis verurteilt werden konnte, wer keiner geregelten Arbeit nachging.

Weil man in der DDR mit relativ wenig Geld über die Runden kam, waren Aussteigerjobs, wie z. B. bei der Volkssolidarität, bei denen man mehr Gestaltungsfreiheit und mehr Freizeit hatte, eine hilfreiche Alternative. Außerdem hielten wir die Betreuung alter Menschen für sinnvoller. Wichtig war vor allem ein offizielles Arbeitsverhältnis. Als ab Mitte der achtziger Jahre der „Assi-Paragraph" 249 nicht mehr unmittelbar zur Anwendung kam, kümmerten sich Jüngere, die unsere Vorsicht nicht teilten, nicht mehr um einen Arbeitsvertrag. Ihren Unterhalt verdienten sie sich mit dem Schneidern von Klamotten oder mit der Herstellung von Modeschmuck. Bei der staatlichen Versicherung konnten sie sich den Gesundheitsversicherungsschutz für einen monatlichen Betrag von 10 Mark kaufen.

Auch das Studieren gehörte zum Karriere-Machen. Zu einem Fachschulstudium wurde man üblicherweise vom Betrieb delegiert, wozu gute Leistungen auf der Arbeit notwendig waren. Die Chancen konnten durch „gesellschaftliche Tätigkeit", also Mitgliedschaft in Massenorganisationen und in der SED erheblich verbessert werden. Für ein Hochschulstudium war das besonders wichtig, denn bei fast allen Studiengängen standen nur begrenzt Studienplätze zur Verfügung. Den Armeedienst mußte man für ein Studium üblicherweise bereits hinter sich haben. Mit der Ableistung eines verlängerten Wehrdienstes über drei Jahre und mehr, standen die Chancen für den Erhalt eines Studienplatzes bedeutend günstiger. Und selbst während des Studiums wurden die Studierenden ideologisch bei der Stange gehalten, zur Zivilverteidigung bzw. zum Reservistendienst eingezogen. Studieren in der DDR war das genaue Gegenteil von dem, was es in der demokratischen Gesellschaft ist: In ihr lernt man das Managen der eigenen Person, also Selbständigkeit, in der DDR hatte man das Sich-Anpassen zu lernen.

Studieren und weiterbilden konnte man sich aber auch auf andere Weise. Mit Geduld und mitunter auf gesetzesverletzende Weise kam man schließlich doch an die nötige Literatur. Systematische themenorientierte Ausbildung war unter diesen Bedingungen kaum möglich. In der Szene kursierten alle möglichen Bücher, die es nicht zu kaufen gab. Bekam man eins davon in die Hände, dann mußte es gleich gelesen werden. Wer

wußte schon, ob man es später überhaupt noch einmal zu sehen bekommt. So las man hintereinander Bücher wie Wolfgang Leonards „Die Revolution entläßt ihre Kinder", Seyfried-Comics, „Wir Kinder vom Bahnhof Zoo", Wilhelm Reichs „Rede an den kleinen Mann", Biermann-Texte, Michael Endes „Unendliche Geschichte", „Global 2000", Bommi Baumanns „Wie alles anfing", Texte von DDR-Schriftstellern, die nur im Westen erschienen und zwischendurch natürlich auch die Literatur, die bei uns nicht auf dem Index stand. Solcherart Cocktail-Bildung war in den Ostblockstaaten wohl generell üblich. Wir profitierten dabei auch von den „Geheimen Bibliotheken", die Ältere aus anderen Oppositionskreisen über Jahre zusammengestellt hatten. Das polnische Modell der „Fliegenden Universitäten" galt einigen von uns als Vorbild, wurde aber nicht im Ansatz erreicht. Doch es war selbstverständlich, erworbene Fähigkeiten und erworbenes Wissen sofort weiterzugeben. Weiterbildung geschah also auch bedarfsorientiert. So galt beispielsweise ein Französisch-Sprachkurs in der Volkshochschule als eine Art Privatvergnügen, denn diese Sprache kam in unseren Kreisen eigentlich nicht zur Anwendung (und dafür die Zeitschrift der französischen Kommunistischen Partei „L'humanité" lesen zu können – falls man sie am Kiosk erwischte –, lohnte der Aufwand nicht). Höher im Kurs standen Seminare über Strafrecht oder Ökologie im Haushalt. Im Grunde genommen war jede themenbezogene und kulturelle Aktivität mit Bildung, Wissens- und Fähigkeitserweiterung verbunden. Das betraf alle Hauskreise, von denen es zahlreiche und zu den unterschiedlichsten Themen gab. Die Kehrseite dieser Formen der Ausbildung ist, daß die so erworbenen Kompetenzen heutzutage kaum in die Gesellschaft eingebracht werden können, weil man ohne anerkannte Schulabschlüsse keine Chance auf dem Arbeitsmarkt hat.

Ein weiteres großes Problem, das wir in einem gewissen Sinne lösen konnten, war der Armeedienst. Er wurde oft auch gezielt als Machtmittel eingesetzt wurde, um Menschen zu disziplinieren oder um Gruppen zu zerstören. Nachdem im Herbst 1985 etwa 60 auf einen Schlag verhaftete Wehrdienst-Totalverweigerer ohne Gerichtsprozesse wieder entlassen worden waren, gab es für Verweigerer einen „rechtsfreien Raum". Kein Wehrdienst-Totalverweigerer wurde mehr mit Gefängnis bestraft, wenn er sich bei der Einreichung seiner Verweigerung an gewisse Spielregeln hielt. Wir nutzten das für uns aus, vermittelten diese Erfahrung auch an Jüngere weiter und berieten sie, wenn sie verweigern wollten. Anlaufpunkte waren dabei unsere Wohnungen, so daß auch junge Männer beraten werden konnten, die sich vor dem Schritt in kirchliche Räume scheuten. Zwar war der Zwangsdienst ab 1985 keine unmittelbare Bedrohung mehr, aber an eine berufliche Weiterbildung war nach der Verweigerung kaum noch zu denken. Abgesehen davon, bestand bis zur „Wende" die latente Gefahr fort, schließlich doch ins Gefängnis zu müssen, denn Totalverweigerung war gesetzlich nicht sanktioniert.

Ein Bereich des widerständigen Lebens, den andere Oppositionsgruppen kaum wahrnahmen, war der, daß wir relativ schnell und problemlos Wohnraum für neu Hinzugekommene organisieren konnten. Wir sahen darin eine Form der praktischen Hilfe. Wohnraumvergabe wurde üblicherweise durch die staatlichen kommunalen Wohnungsverwaltungen vorgenommen. Oft behielten sich das MfS oder die Abteilungen für Inneres das Recht über Entscheidungen zur Vergabe von Wohnungen vor. Die Verteilung bzw. Nichtverteilung von Wohnraum war auch ein Instrument der staatlichen

Reaktion. Mittels eines Systems legaler und illegaler Schritte gelang es, besetzte Wohnungen binnen einiger Wochen zu legalisieren.

Ein Unterschied zu den älteren Widerständigen zeichnete sich auf kultureller Ebene ab. Die Jüngeren aus der OA, zu denen die „mOAning star"-Leute zählten, konnten beispielsweise mit Biermann nur noch wenig anfangen. Für uns stellte er eine vergangene Protestform dar. Wir verstanden nicht das Leuchten in den Augen der Älteren, wenn sie Biermann zelebrierten. Liedermacher empfanden wir als unkommunikativ, denn man mußte ruhig zuhören, um die Texte zu verstehen. Sie gingen in den Kopf, aber nicht in den Bauch. Ihre Musik war zu langweilig, irgendwo fehlte der Spaß, die Leichtigkeit. Spaß hatten wir an den Liedermachern bei der Textzeile von Bettina Wegners „Wenn meine Lieder nicht mehr klingen [...]" oder wenn wir uns Pannach und Kuhnerts „[...] schlage ich meine Gitarre [...]" bildlich vorstellten. Aber nicht nur sie waren nicht mehr angesagt. Das ganze kulturelle Alterbe der 68er hatten wir hundertmal gehört und ausgetanzt, alles war immer wieder und wieder gesagt und zelebriert worden. Immer mehr Leute verließen die „Stones-, Zappa- und Blues-Fraktion". Die Dynamik und Mentalität der Punks entsprach zunehmend mehr unserem Lebensgefühl.

Inzwischen hatte sich eine eigene Live-Kultur im Untergrund entwickelt, deren Anspruch es nicht allein war, sich durch die staatliche Kulturdirektive nicht vereinnahmen zu lassen. In vielen Kreisen galt die staatliche Einstufung, also die offizielle Spielerlaubnis, als verpönt. Viele Bands dachten nicht im Traum daran, sich einem offiziellen Einstufungsgremium zu stellen, denn ihre Texte erfüllten oft juristische Tatbestände wie den der öffentlichen Herabwürdigung oder der staatsfeindlichen Hetze. Eine eigene Szene hat eigene Medien. Der „mOAning star" veröffentlichte mehrmals Konzertberichte, wobei der Artikel zu dem Frühlingsfest der ALØSA-Punks 1988 heute einen einmaligen dokumentarischen Wert besitzt.[6]

Unter den Basisgruppen, von denen fast alle Kontakte zu bestimmten Westmedien unterhielten, vertraten wir OA-Leute am radikalsten die Auffassung, daß unsere Belange in den Westmedien nichts zu suchen hätten. Obwohl es sich punktuell zeigte, daß man den Staat über die Westmedien unter Druck setzen konnte, wurde die Frage der Westmedien zwischen einzelnen Angehörigen von Basisgruppen immer wieder grundsätzlich diskutiert. Dabei kam es manchmal zu einem unbewußten Schulterschluß zwischen aufrichtigen Westmedien-Gegnern und Inoffiziellen Mitarbeitern (IM), die per Auftrag des MfS jede Äußerung im Westen verhindern sollten. Wie bereits angedeutet, gab es im Westen ein ganz anderes Verständnis von den Dingen in der DDR. Besser schien es, Gegenöffentlichkeit mit eigenen Mitteln zu schaffen, auch wenn nur ein kleiner Personenkreis erreicht wurde. Für Radio- und Fernsehkonsumenten war man als Oppositions-Promi bestenfalls ein Tagesereignis, nicht aber für die Sicherheitskräfte. Der Ärger, den man sich selbst und auch für den Freundeskreis einhandeln konnte, stand für uns in keinem Verhältnis zum ohnehin zweifelhaften Erfolg in der westlichen Medienöffentlichkeit. Wir vermieden es auch, öffentliche Aufrufe namentlich zu unterschreiben und unterzeichneten mit den unverfänglichen Namen der Gruppen, denen wir uns zugehörig fühlten: Kirche von Unten, AG JUST FOR FUN, oder Punks Erlöser.

6 Frühlingsfest-Rückblende, in: *mOAning star,* Nr. 4711 9 [Nr. 8], S. 2–4.

Artikel in halblegalen Druckschriften wurden oft mit Synonymen, Kürzeln oder gar nicht unterschrieben.

Wir meinten, daß die Bewegung ohne öffentlich bekannte Personen besser, weil unangreifbarer agieren könne. Zudem konnte es den Gruppen schaden, wenn Einzelne von ihnen in eine exponierte Stellung kamen. Spätestens bei den Januarereignissen 1988 sahen wir uns mit der Richtigkeit unserer Popularitätsabstinenz bestätigt. Die staatliche Reaktion konzentrierte sich vor allem darauf, Oppositions-Promis unschädlich zu machen. Popularität war kein Schutz mehr. Wir hatten den Eindruck, daß sich die Promis oft eher selbst produzierten als ihre Inhalte und unterstellten ihnen spaßeshalber einen Wettbewerb um die meisten Minuten im Westfernsehen.

Das soziale Milieu des „mOAning stars"

In Berlin-Friedrichshain entstanden besonders ab 1986/87 weit über den Rahmen der OA hinaus Freundeskreise, die einerseits besonderen Wert auf Ausprobieren, Lebensbejahung und vor allem Spaß, aber auch gegenseitige Hilfe und Austausch legten, andererseits aber auch versuchten, in allen Bereichen des Lebens vollkommen unabhängig von staatlichen und gesellschaftlichen, als bedrückend empfundenen Gegebenheiten zu leben. Nicht nur sie hatten diese Ansprüche. Auch in anderen Berliner Stadtbezirken, wie dem Prenzlauer Berg und in anderen Großstädten der DDR gab es solche Freundeskreise. Der „mOAning star" spiegelte dieses Milieu und dokumentierte, wie weit die Transformation von subkulturell geprägter Jugendgemeinschaft zu einer beinahe autarken Sub-Gesellschaft vorangeschritten war und wie bewußt, wie konzentriert, zielorientiert und permanent diese Entwicklung vorangetrieben wurde.

Von Ernsthafteren aus der Szene der widerständigen Basisgruppen wurden wir nicht selten belächelt und als „Chaoten" bezeichnet. Andere Bezeichnungen waren „Friedrichshainer Mob" oder als einige von uns Henna entdeckten „Friedrichshainer Möhrenköppe". Für diese Ernsthaften hatten wir wiederum ein ganzes Repertoire von Begriffen drauf wie „Gestandener Friedenskämpfer", „Guru", „Grufti", „Müsli", „Peacer" oder, hatten sie einen Bart, „Fellfresse". Manche von ihnen kamen mit den für uns normalsten Dingen nicht klar, wie den Aufbau von Fahrrädern bzw. anderen handwerklichen Fähigkeiten, unser ständiges Unterwegs-Sein, das Blödeln über alles mögliche und Lachen über uns selbst oder mit den häufigen Partys bis in die frühen Morgenstunden. Unsere Unterschrift „AG JUST FOR FUN" unter oppositionellen Flugschriften und Erklärungen stand jedoch gleichwertig mit den Namen der anderen unterzeichnenden Gruppen. Mit diesem Namen wurde in der Nummer 4711 11 (siehe Anhang) der Bericht eines Benefiz-Konzertes von einem Hallenser Freund unterschrieben.

Besonders kennzeichnend für uns Friedrichshainer OA-Leute war der ausgeprägte Gemeinschaftssinn. Viele von uns arbeiteten in der Volkssolidarität als Hauswirtschaftspfleger, manche sogar in denselben Brigaden. So konnten wir uns gegenseitig aushelfen, wenn jemand von uns ein paar freie Tage haben wollte und nicht das Konto der kostbaren Urlaubstage belasten wollte. Auf diese Weise wurden wir allmählich mit allen von uns betreuten Rentnern bekannt, so daß sie in vielen unserer Gespräche

und Diskussionen präsent waren. Immer wenn Kollegen kündigten, vermittelten wir Bekannte und Freunde in unsere Brigaden. Man kann schon sagen, daß ohne uns die Lichtenberger und Friedrichshainer Volkssolidarität kaum ihre Arbeit hätte erfüllen können. Eine der angenehmen Nebenerscheinungen dieser Arbeit war, daß wir nach dem Essenausteilen immer Reste von Kartoffeln, Gemüse, Soße und manchmal auch Fleisch übrig hatten. So trafen wir uns meist täglich nach der Arbeit zum gemeinsamen Mahl, an dem auch arbeitslose Freunde teilnahmen.

Unsere Sub-Gesellschaft hatte also beachtliche Standards erreicht: Die Möglichkeit der Armeedienstverweigerung, ein eigenes System der Fortbildung und kulturellen Betätigung, eigene Möglichkeiten der Arbeits- und Wohnungsbeschaffung. Komplettiert wurde dies durch ein gut funktionierendes geldloses Waren- und Dienstleistungs-Austauschsystem. Mit unserer selbständigen Arbeitszeitplanung – von der die Betriebsleitung nie erfuhr – verfügten wir sogar über mehr „Freiheitsstandards", als ältere Bekannte aus anderen Basisgruppen. Wir hatten uns staatlichen Mechanismen der Kontrolle und Disziplinierung fast vollständig entzogen und blickten mit einer Mischung aus Bedauern und Entsetzen auf die Normalbürger, die solche wie uns vor lauter Frustration lieber denunzierten, als daß sie unserem Beispiel folgten.

Wir hatten sagenhaft viel Freizeit. Stundenlang hockten wir zusammen und dachten uns dabei alles mögliche aus. Für besondere Anlässe bereiteten wir etwas vor, beispielsweise Geburtstagssongs oder das 1988 in Hirschluch aufgeführte Theaterstück: „Sieben Schneewittchen und ein Zwerg oder Höhere Gewalt". Ideen hatten wir viele. So gab es ein Ballettprojekt, das Profilierungsbestrebungen einzelner Leute karikieren sollte. In den schönsten Farben und Tönen malten wir uns aus, wie wir die „Sterbende Solidarität" zu der Musik von Tschaikowskys „Sterbenden Schwan" aus dem Ballett „Schwanensee" darstellen würden. Die Leute, die wir darauf ansprachen, zeigten uns einen Vogel und meinten, daß sie keine Lust darauf hätten, sich zum Klops zu machen. Aber was sollte es, schon beim Ideen-Sammeln hatten wir uns köstlich amüsiert.

Wir achteten sorgsam darauf, daß das Verhältnis zwischen unserem alltäglichen Leben und dem politisches Engagement ausgewogen war. Wer sich über die Maßen für etwas engagierte, gewann damit nicht etwa eine bessere Position, sondern wurde eher als Pflegefall angesehen, der bis zu seiner Gesundung einer besonderen Fürsorge an Unterhaltung und Abwechslung bedurfte. Wichtige Personen aus anderen Gruppen aber auch Gurus, mit denen wir auch in der KvU unsere Probleme hatten, galten als unheilbar, obwohl wir hin und wieder leichte Therapieerfolge in puncto Lockerheit verzeichnen konnten. Das soll aber nicht heißen, daß sie sich auch wirklich verklemmt oder gar krankhaft verbissen für die Verbesserung der Welt einsetzten. Auch die „alten" Damen und Herren hatten ihren Beat und ihre Art von Lockerheit, die wir, zehn oder fünfzehn Jahre jünger, nicht bemerkten und damit als nicht existent deklarierten.

Dagegen schätzten wir ihr Wissen und ihre Erfahrung. In heiklen Zeiten, wie die der Zionsaffäre Ende 1987 und den Januarereignissen 1988 rieten sie uns, Terminkalender und Notizhefte nicht mehr bei uns zu führen, Wohnungen „sauber" zu machen und wichtige Abmachungen nicht über Telefone zu treffen. Außerdem gaben sie in eigens dafür organisierten Veranstaltungen Ratschläge, wie man sich etwa im Falle einer Zuführung oder Verhaftung verhalten solle, welche Rechte und Pflichten man dabei habe.

Die Unterweisungen waren hilfreich, so daß man später relativ furchtlos Polizeikontrollen und Zuführungen über sich ergehen lassen konnte, ohne gleich in Panik zu verfallen. Manchmal kam es vor, daß man die verdutzten Ordnungshüter angemessen an die überschrittene Gesetzlichkeit erinnern konnte. Es kam aber auch vor, daß man dafür eins in die Fresse bekam.

Anläßlich der Tagung des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank im September 1988 in Westberlin gab es in einer Friedrichshainer Wohnung eine Seminarfolge über die Geschichte und Wirkungsweise des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. In solchen Momenten erwiesen sich manche alten „Peace-Fighter" als absolute Spitzenkräfte, denn sie hatten ein immenses Fachwissen, das nur auf Abruf wartete.

Etliche IWF- und Weltbank-Tagungsteilnehmer übernachteten in den Interhotels in Ostberlin, so z. B. im gerade rechtzeitig fertiggestellten Grand Hotel in der Friedrichstraße. Dieser Protzbau war in der DDR-Bevölkerung nicht gerade beliebt. So kursierte der Witz, daß im Westen die herrschende Klasse aus den Hotels herausschaue, im Osten dagegen hinein. Über die Beherbergung der Gipfel-Teilnehmer in Ostberlin wurde in den DDR-Medien absolut nichts verlautbart, denn der IWF und die Weltbank galten offiziell als Instrumente neokolonialer und imperialistischer Unterdrückung.

Um den Gipfel zu stören, wurde unter uns die Idee publik gemacht, die Telefone der Interhotels lahmzulegen. Der Trick würde angeblich nur bei dem DDR-Telefonsystem funktionieren, rief man ein Hotel an und legte den Hörer nicht mehr auf, wenn die andere Seite abgenommen hatte, war die Leitung des Hotels angeblich blockiert, selbst wenn dort wieder aufgelegt würde. Auch die Leute, die nicht daran glaubten, daß diese Technik funktionieren würde, sammelten Zwanzig-Pfennig-Münzen und riefen die vorher verteilten Telefonnummern an. Beim nächtlichen Rundgang vor dem Schlafengehen stellte jeder für sich zufrieden fest, daß alle Hörer der öffentlichen Telefone im Kiez herunterbaumelten.

Umstritten waren Aktionen, die einen demonstrativen Charakter hatten. Vorsichtigere wiesen auf die Brisanz solcher Aktionen hin und hielten sich zurück, wurden deshalb aber nicht als Feiglinge verschrien. Angst galt als ein vernünftiges Argument. Manchmal erwies sie sich jedoch als unbegründet, wie beim „Bankerklatschen" anläßlich des IWF-Gipfels. Vor dem Pergamon-Museum, einer touristischen Hauptattraktion der DDR-Hauptstadt, erwarteten am 29. September 1988 etwa 50 Leute aus dem Umfeld einiger Basisgruppen IWF-Teilnehmer, die sich kulturell zerstreuen wollten. Touristen, die aufgrund ihres Outfits wie Konferenzteilnehmer aussahen, wurden mit Jubel empfangen und mit Kleingeld beworfen. Die fein Angezogenen mochten darin vielleicht eine bislang unbekannte Form ostzonaler Aktionskunst gesehen haben, die DDR-Sicherheitskräfte dagegen wußten, daß dem nicht so war. Als die Demonstranten in Richtung USA-Botschaft losgingen, um dort eine Protestschrift abzugeben, wurden sie komplett von der Polizei eingesammelt. Weil viele von ihnen gemeinsam in einen großen Raum gesperrt wurden, bekam die Verwahrungszeit fast den Charakter eines Happenings. Bei den Verhören mußten selbst Vernehmer zugestehen, daß die Aktion im Sinne der offiziellen antikolonialen Staatspolitik war. Mit leuchtenden Augen erzählten die Zugeführten hinterher, daß sie ihre Vernehmer argumentativ aufs Kreuz gelegt hatten.

Für die Demonstrantinnen und Demonstranten blieb die Aktion ohne Folgen. Allerdings wurde die Videokamera der Umweltbibliothek beschlagnahmt, ein nicht zu ersetzender Verlust, denn es war die einzige Videokamera, über die Ostberliner Basisgruppen verfügten.

Im Vorfeld des Gipfels gab es im „mOAning star" einen Artikel[7] und sogar ein ganzes dreiseitiges Extrablatt mit dem Titel: „Gewogen und für zu schwer befunden!" Da wir inhaltlich nicht allzuviel beisteuern konnten (unter anderem brachte eine Arbeitsgruppe eine faktenreiche Sondernummer „Die Schuldenkrise" heraus), verlegten wir uns auf groteske Blödeleien, die einige als unangemessen und zynisch kritisierten. Doch immerhin, es war die einzige „mOAning star"-Ausgabe, die je eine zweite Auflage erlebte.

Eine andere Aktion, an der sich die „mOAning star"-Redaktion fast vollständig beteiligte, war der Protestmarsch gegen die Sondermüllverbrennungsanlage in Schöneiche. Dies war eine der ersten grenzüberschreitenden Aktionen. Westberliner Politiker ließen es gern geschehen, daß dortige Firmen ihren Giftmüll billig in Schöneiche entsorgen konnten, wohingegen sich Wirtschaftsfunktionäre im Osten über jede Westmark freuten. Am Vormittag des 11. November 1988 blockierten Leute von „Robin Wood" den Grenzübergang, über den der Mülltransfer lief. Gleichzeitig fuhren ein paar Leute von der Ostberliner Umweltbibliothek mit Fahrrädern in Richtung Verbrennungsanlage, um dort gegen den Giftmüllimport zu protestieren. Ebenso machten sich ein paar Leute von uns nach einem gemeinsamen Frühstück zu Fuß von Mittenwalde aus in Richtung Schöneiche auf. Zwei Leute von „Robin Wood" waren mit dabei. An diesem Tag fuhren auffällig viele zivile PKW die Chaussee hinauf und hinab, so daß es unseren Freunden geraten schien, ihr Transparent wegzuwerfen und sich seitlich in die Büsche zu schlagen. Dennoch wurden sie aufgespürt und auf einen VP-LKW geladen. Bei den Verhören stritten die Wanderer jede Beteiligung an einer Demonstration ab. Heiterkeit erregte der Bericht eines der Demonstranten über seine Vernehmung. Auf die Frage des Vernehmers, woher er seine Mitwanderer kenne, zählte er die Namen einiger Friedrichshainer Kneipen auf, in denen er sie kennengelernt haben könnte. Weil er in der Gegend von Schöneiche aufgewachsen war, hätte er seinen Freunden gern einmal die Schönheit seiner Heimat zeigen wollen. Nach seinen Hobbys gefragt, antwortete er: „Wandern und Bier trinken". Diese Aussage wurde wörtlich ins Protokoll aufgenommen. „Wandern und Bier trinken", das war der Hit des Tages![8] Dabei war der Spruch gar nicht so weit hergeholt. Fast jedes Wochenende fuhren wir irgendwo hin, besonders natürlich in den Sommermonaten.

Für unser Unterwegs-Sein benutzten wir den Begriff „Bewegung", allerdings eher selbstverulkend. Im „mOAning star" findet sich zwar kein Beispiel, doch galt unter uns dennoch zur Erklärung für außerordentliche Aktivitäten das Wort „für de Beweejung". Der Lada, der nach der Ausreise von Stephan Krawczyk im Osten verblieben war und oft verliehen wurde, hieß unter uns das „Bewegungsauto". Wir betrieben den Widerstand nicht mit der Zwanghaftigkeit, wie sie etwa der Psychoanalytiker Hans Joachim

7 Wetterleuchten deuten auf Gewitter im September, in: *mOAning star*, Nr. 4711 10 [Nr. 9], S. 6.

8 Satirisch verarbeitet in: Wie sicher sind unsere Straßen?, in: *mOAning star*, Nr. 4711 12 [Nr. 12], S. 6, und Wie es wirklich war, in: *mOAning star*, Nr. 4711 13 [Nr. 13], S. 4. – Siehe Anhang.

Maaz auszumachen versuchte.[9] Alles kam aus unserem turbulenten Leben heraus und der Widerstand war nur ein Teil davon. Er war oft wie ein Nebenprodukt, das entstand, weil die staatliche Reaktion freies und selbstbestimmtes Leben nicht zulassen wollte. Wir fühlten uns oft nicht als „Verfolgte", sondern als „Verfolger".

Eines Abends zu fortgeschrittener Stunde überraschten zwei Leute von uns bei einer Diskussion in der Galerie der Umwelt-Bibliothek die noch anwesenden Gäste, indem sie sich selbst als freie Menschen bezeichneten. Unbewußt hatten sie an den Festen eines verzagt-oppositionellen Grundverständnisses gerüttelt: „Wie kann man sich in der DDR als frei bezeichnen?!" Eifernd erhoben sich Köpfe und Zeigefinger einiger Anwesender, die damit anfingen, den Osten zu erklären. Die Friedrichshainer OA-Leute hatten aber keine Lust auf eine Grundsatzdiskussion und verblödelten ihre Aussage aus dem Handgelenk, indem sie Bilder aus der Westreklame strapazierten: „Jaaaaa! Freiheit, die von innen kommt. Nehmen wir noch einen Schluck!"

Zeitweilig wurde auch versucht, das Schlagwort „Revolution with Fun!" in die Runde zu werfen. Das war so eine Idee, der Refrain eines Hip-Hop-Songs, der für die Band „Rap Aid's Kuli" gedacht war. Diesen Song haben wir nie zu Ende komponiert, die Idee der „Revolution with Fun" leider auch nicht. Und jene Drei-Mann-Band, Silvio Meier (Gesang, Scratchmachine – Plattenspieler), Gerd Friedrich Fahlberg (Gesang, Schlaginstrumente), der auch an einigen Redaktionssitzungen teilnahm, und Dirk Moldt (Gesang, Gitarre) existierte auch nur für einige Wochen. Sie hatte nur einen einzigen Auftritt auf einem Geburtstagsfest und hinterließ etwa zehn Minuten Studio-(Wohnzimmer-)Aufnahmen.

Blinden Spaß-Aktionismus betrieben wir aber nicht. Bei allem überlegten wir genau, wogen Risiken und Erfolgsaussichten ab und entwickelten damit politisches Feingefühl.

Alternativen philosophischen Ansätzen von Marxisten, undogmatischen Sozialisten oder Christen mochten wir nichts entgegensetzen. Selbst Anarchisten unter uns hantierten gern mit Klassikerzitaten und bewegten sich damit auf einer Ebene, die uns der Mühe nicht wert schien. Wir wollten leben, uns ausprobieren und auch anderen die Möglichkeit dazu bieten, vorausgesetzt, daß sie das nicht auf Kosten Schwächerer taten.

Weil niemand von uns an breit angelegte Reformen in der DDR glaubte, geschweige denn an die „Große Weltrevolution", sahen wir unsere Bemühungen um Freiräume als eine Politik der kleinen Schritte an. Wir orientierten uns an einem solidarischen macht- und gewaltlosen Umgang, um von diesem Fundament aus in die Gesellschaft hinein zu agieren. Wenn alle Menschen so miteinander umgehen würden, wie wir es anstrebten, würden Staaten mit ihren Paragraphen und Zwängen sinn- und gegenstandslos werden. Natürlich erkannten wir die Naivität dieser Logik, denn Staatsanwälte, Spießbürger, Bullen, Kriminelle oder Politiker würden sich niemals mit Leuten einlassen, deren Subversion vor allem auf konsequentem Machtverzicht beruhte. Wenigstens schränkte der

9 „Kamen sie [die Oppositionellen] zur Therapie, ergab die therapeutische Analyse meist einen erheblichen inneren Druck aus gestauter Aggressivität, Haß und Schmerz aus der individuellen Lebensgeschichte, was aber zumeist nur gegen Außenfeinde agiert worden war. Manchmal konnte es schon als grotesk erscheinen, wenn nach außen für Frieden und Menschenrechte gestritten wurde und die eigenen persönlichen Beziehungen dabei auf der Strecke blieben." Hans-Joachim Maaz, Der Gefühlsstau. Ein Psychogramm der DDR, Berlin 1991, S. 122.

schrittweise Ausbau von herrschaftsfreien Strukturen und Räumen die Einflußmöglichkeit der staatlichen Willkür ein.

Selbst innerhalb unseres DDR-Weltbilds träumten wir an der Realität vorbei. Wir wähnten uns im realsozialistischen Staat dem Ziel der herrschaftsfreien Gesellschaft näher, als in den Staaten der bürgerlichen Demokratie.

Der „mOAning star" publizierte im Frühsommer 1988 den Artikel: „Die Revolution macht Urlaub"[10] und ging dabei auf die politische Situation in der DDR ein. Mit welcher Naivität, aber auch mit welcher Leichtigkeit wir uns der Probleme annahmen, an denen schon etliche zerbrochen waren, belegt folgender Ausschnitt: „Und wenn dann zum Ende der nächsten Wettbewerbsrunde [zwischen dem Staat und den Basisgruppen] Juni '89 in der DDR die Betriebe endlich aus der Hand der Bürokratie in die des Volkes übergegangen sind, wenn für Schöpfertum statt für Knufferei bezahlt wird, sich die Volkspolizei ihrem Brotgeber [dem Volk] gegenüber endlich respektvoll aufführt (unter dem Motto: Gehe nie zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen wirst), wenn Völkerverständigung konsequent zugelassen wird, die Volksbildung mehr Sensibilisierung und Phantasie statt Paukerei und ideologische Heuchelei lehrt und alle Minister mit der Straßenbahn zur Arbeit fahren, dann wissen wir, daß wir unserem GROSSEN ZIEL ein kleines Stückchen näher gekommen sind."

Ganz so naiv waren wir dann doch nicht, denn es hieß weiter: „Das Volk. Was ist mit dem Volk? Dieses nun, gefragt nach seiner Meinung, würde mit ca. 59,37829% sicher für SAT 1 stimmen, allerdings nur in wirklich geheimen Wahlen."

So provokant unsere „Prognose" für den Staat der 99 Prozent Ja-Stimmen auch ausgesehen haben mag, die letzte Volkskammerwahl im Mai 1990 war noch eindeutiger. Wir setzten bei den Menschen in der DDR einen politischen Willen voraus, der so nicht gegeben war.

Der „mOAning star" als Teil der kritischen Gegenöffentlichkeit

Ab 1986/87 gab es in Berlin einige unabhängige Zeitschriften, die eine Reihe an Gemeinsamkeiten hatten. Hierzu gehörten neben dem „mOAning star" die ab Herbst 1986 erscheinende „Umwelt-Bibliothek", die sich ab März 1987 „Umweltblätter" nannte, der seit April 1987 vom Friedrichsfelder Friedenskreis herausgegebene „Friedrichsfelder Feuermelder", der ab Juni 1986 herausgegebene „grenzfall" der Initiative für Frieden und Menschenrechte, das ab April 1988 erscheinende „Arche-Info" des Grün-Ökologischen Bunds Arche, der ab Juni jenes Jahres die „Arche Nova" herausgab, schließlich auch die „Bekenntnisse" des Freundeskreises der Wehrdienstverweigerer, die seit Herbst 1988 erschienen und nicht zuletzt der „Kopfsprung", der seit 1987 von einem Berlin-Friedrichshainer Anarcho-Kreis herausgegeben wurde. Besonders auffällig sind gemeinsame Äußerlichkeiten der Zeitschriften, die dem Druckverfahren geschuldet waren. Die erste Generation jener Hefte, hergestellt im Ormig-Verfahren,

10 Siehe Anm. 5.

waren schnell vergilbende, oben links geklammerte DIN-A4-Seiten, deren meist blaue Schreibmaschinenlettern manchmal nur mit Mühe zu entziffern waren. Auffällig gleich waren auch die Versuche, im Rahmen dieses Druckverfahrens Kopfbögen der Druckerzeugnisse graphisch unterschiedlich zu gestalten und ihnen ein Label zu verpassen. Auch die weitere Entwicklung der Drucktechnik zum Wachsmatrizenverfahren und zur Computertechnik, die eine Verbesserung der Druckqualität und eine Erhöhung der Auflagen bedeutete, vollzogen alle diese Blätter gleichermaßen. Eine weitere Gemeinsamkeit und das entscheidende Kriterium, bestand in der Freiheit der Entscheidung über Veröffentlichungen durch die Herausgeberkreise. Keine der Arbeitsgruppen legte ihre Artikel vor Veröffentlichung irgendeinem Gremium zur Erlaubnis vor, außer ihrem eigenen. Lediglich für die „Umweltblätter" erzwang im Dezember 1987 Konsistorialpräsident Manfred Stolpe eine über Monate dauernde Zensur.[11] Auch die Inhalte der Zeitschriften waren sehr ähnlich, wenn auch mit verschiedenen Schwerpunkten. Sie betrafen in den offiziellen Medien unterdrückte bzw. tendenziös wiedergegebene Ereignisse, wobei die Politik der evangelischen Kirche eine besondere Rolle spielte. Letzteres steht damit im Zusammenhang, daß die einzige Möglichkeit für konsequent gesellschaftskritische Bewegungen nur innerhalb der evangelischen Kirche gesehen und gelebt wurde. Doch unabhängig davon, ob Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter widerständiger Gruppen gottesgläubig gewesen sind, alle setzten sich mehr oder weniger mit den Freiheitsgedanken des Evangeliums auseinander, entdeckten auch für sich Relevantes und maßen die Politik der Kirchenleitung und der Gemeinden an deren eigenen Ansprüchen. Selbst die Initiative für Frieden und Menschenrechte machte dabei keine Ausnahme, auch wenn sie ihren „grenzfall"[12] nicht mit legalisierenden Vermerken wie: „Nur zum innerkirchlichen Dienstgebrauch", „Nur zur innerkirchlichen Information" oder einfach „Innerkirchlich" versah. Immerhin, so eine weitere Gemeinsamkeit der Herausgeberkreise, bewgten wir uns alle in widerständigen beziehungsweise subkulturellen Szenen, innerhalb oder am Rand der kirchlichen Freiräume. Alle Gruppen verband das Kriterium, von den Regierenden angefeindet zu sein, und sie begleitete auch das Mißtrauen normaler Kirchgemeinden.

Die Herausgeber standen durch Freundschaften und Bekanntschaften, oft aber auch durch Animositäten und Antipathien miteinander in Verbindung. Auch besorgten alle Herausgeberkreise die Herstellung und den Vertrieb ihrer Produkte selbst, wobei oft gemeinsame Strukturen genutzt wurden. Schließlich das letzte der Gemeinsamkeiten der Herausgeberkollektive, und das mag durchaus als das Letzte bezeichnet werden, sie alle waren wie die meisten subkulturellen oder widerständigen Gruppierungen männlich dominiert. Abschreibearbeiten waren zwar nicht unbedingt „Frauensache", wurden aber größtenteils von Frauen erledigt. Ihr großes Engagement bei der Herausgabe von Info-Blättern schlug sich dagegen kaum in den Textinhalten nieder. Es erschienen

11 Über die „Umweltblätter" siehe: Wolfgang Rüddenklau, Störenfried. DDR-Opposition 1986–1989. Mit Texten au den Umweltblättern, 2., überarbeitete Aufl., Berlin 1992.

12 Über den „grenzfall" siehe: Ralf Hirsch und Lew Kopelew, Initiative Frieden und Menschenrechte. Grenzfall. Vollständiger Nachdruck aller in der DDR erschienenen Ausgaben (1986/87). Erstes unabhängiges Periodikum, Berlin 1989.

nur höchst selten Artikel, die sich mit den spezifischen Problemen von Frauen in der Gesellschaft auseinandersetzten, eigene Rubriken gab es überhaupt nicht.[13]

Der „mOAning star" als das Besondere der kritischen Gegenöffentlichkeit

Obwohl das Layout unseres Blattes – gemessen an den Ansprüchen der heutzutage verwöhnten Augen – ebenso trostlos aussah, wie das der anderen Info-Hefte, war beim „mOAning star" eines auf den ersten Blick auffällig: Wir hatten einen farbigen Stempel auf der Titelseite. Später kam noch der kleine Stern von Silvio Meier hinzu. Das Stempeln auf die fertigen und geklammerten Exemplare war wie ein feierlicher Abschluß, obwohl man sich dabei die Finger und Klamotten mehr beschmieren konnte, als bei allen anderen Arbeitsgängen zuvor. Unser KvU-Mitstreiter Reinhard Schult erzählte Silvio Meier und mir einmal, daß er sich von den einzelnen, gerade fertig gedruckten Seiten einige Exemplare selbst zusammengelegt habe, um sie weiter zu geben. Prompt erklärten wir diese Exemplare für ungültig, denn sie waren ja nicht gestempelt. Eines dieser „illegitimen Kinder" befindet sich im Matthias-Domaschk-Archiv. Man könnte es als eine Art blaue Mauritius betrachten. So gesehen scheint der „mOAning star" wie ein Kunstobjekt, dessen Inhalte nicht von seiner äußerlichen Form zu trennen sind. Und wie bei Kunstwerken vermittelte der „mOAning star" Inhalte zugespitzt über Gestaltungsformen, durch seine Sprache, durch Karikaturen oder durch Versuche, den Satzspiegel und Sprachnormen zu sprengen. Haben wir gedrucktes Kabarett gemacht? Möglich, daß wir das taten, aber wir wollten das nicht. Es sei denn, wenn Kabarett hier als politisch verstanden wird. Wir verstanden uns als politisch, nicht als künstlerisch.

Zum Verständnis des „mOAning star", scheint auch folgender Vergleich sinnvoll: Wenn wir die Texte des 1990 verunglückten Matthias „Baader" Holst lesen, dann erinnern wir uns nicht nur an ihre damaligen aktuellen Bezüge zur Gesellschaft, sondern vor allem auch an Baaders einmalige Vortragsart. Wer diese nicht kennt, dem bleibt die Originalität jener Texte verschlossen. Eine Neuauflage des „mOAning star" würde das gegenwärtige Verständnis von widerständigem Leben in der DDR bereichern und für dieses Verständnis vielleicht auch Akzente setzen. Doch die Stimmungen dieser Zeit, die wir reflektierten (und sicher auch prägten) können wohl kaum noch rekonstruiert werden.

Redaktion und Anliegen

Obwohl der „mOAning star" als erste von den oben genannten Zeitschriften erschienen war, gelang anderen Info-Heften, wie den „Umweltblättern" beinahe aus dem Stand der Sprung zur Popularität. Allein quantitativ nimmt sich unser Blatt mit seinen insgesamt gut 150 Seiten gegen die etwa 850 Seiten der Umweltblätter wie ein Zwerg aus. Unser

13 Über die Gegenöffentlichkeit der Basisgruppen (trotz Ausblendung wichtiger Ereignisse) siehe: Freiheit und Öffentlichkeit. Politischer Samisdat in der DDR 1985–1989. Hrsg. von Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin 2002.

Blatt erschien stets unregelmäßig, bis Sommer 1987 nur auflagenschwach, oft nach monatelangen Pausen und hatte vor allem den Anspruch, eine Szene zu bedienen. Bis dahin war der „mOAning star" unter Mithilfe von Daniel Kaiser, Uwe Kulisch und Matthias Kliemt erschienen. Einzige Gastschreiber waren einige Köpenicker ALØSA-Punks und Lorenz Postler. Das Herausgabedatum wurde meist auf einen Veranstaltungstag gelegt, beispielsweise, zum „Nachtpott", einem unregelmäßig, aller paar Monate stattfindenden Nachtcafé der Berliner Offenen Arbeit im Pro-Fi-Keller. Die Zeit der Kontinuität begann eigentlich erst mit der Nummer 8, im Februar 1988, nachdem sich ein festes Redaktionsteam mit Christiane Schidek, Silvio Meier, Jörn Fincke und mir gebildet hatte. Fast immer waren auch noch weitere Freunde bei den Redaktionssitzungen dabei. Nun vergrößerte sich auch der Kreis der Gastschreiber.

Die Inhalte des „mOAning stars" orientierten sich an Ereignissen der Tagespolitik. Allerdings gingen wir nicht mit der Ernsthaftigkeit an sie heran, wie es die anderen Info-Blätter taten. Wir überließen es den anderen Blättern, ausführlich über innenpolitische Ereignisse wie die Zions- oder Januaraffäre (1987 und 1988) oder die Relegierung der Schülerinnen und Schüler an der Carl-von-Ossietzky-Schule in Berlin-Pankow im Herbst 1988 zu berichten. Hinter ihren Artikeln stand auch ein gewisser Fundus an politischer und philosophischer Bildung, der sich mitunter in seitenlangen, manchmal mühselig zu lesenden Artikeln über Themen wie „Glasnost in der UdSSR" niederschlug. Wir dagegen betrachteten uns als eine neue Generation, die es gar nicht erst beabsichtigte, das staatliche Philosophie- und Ideologiekonstrukt zu studieren, um sich mit dessen Verantwortlichen über die Reinheit der Lehre zu streiten. Die Biographien jener älteren Ausgestiegenen waren uns bekannt, wozu sollten wir ihre bitteren Erfahrungen noch einmal durchleiden? Das gesamte kulturelle und politische Erbe, wie eben auch das der DDR, maßen wir eher an seinem Unterhaltungswert, wobei ein gewisser Karl Marx nicht gerade dazu geeignet war, unsere Herzen höher schlagen zu lassen. Nicht die Theorie war unsere Stärke, sondern das praktische Handeln. Wichtig war das gemeinsame Leben, unsere Normalität. Und die sah Ideologien, Gesetze und Ordnungsbestimmungen der Oberen als lästig und hinderlich an. Auseinandersetzungen mit jenen Oberen versuchten wir zu umgehen bzw. auf ein Mindestmaß zu reduzieren. Wir agierten an ihnen vorbei. Wohnungsbesetzungen, Aussteigerjobs, Wehrdienstverweigerung, nichtkommerzieller Austausch von Waren und Dienstleistungen, Organisation von Veranstaltungen und Informationsstrukturen, Hauskreise, Band- und Theaterprojekte, Herumreisen und Partys, weit verzweigte Freundschaften und Bekanntschaften, das war unsere Normalität. Dies bot natürlich auch ausreichend Stoff, um zu diskutieren, zu blödeln, auch um bitter zu streiten. Zwar wäre die Darstellung unserer Lebensformen im „mOAning star" ein sinnvoller Kontrapunkt zu den Inhalten der anderen Blätter gewesen, ein Anlaß zur Belebung der Diskussion. Jedoch agierten wir nicht selten unter Ausschluß der Gesetzlichkeit, was wiederum den Ausschluß der Öffentlichkeit erforderte.

Inhaltlich hatten wir zu den Texten der anderen Info-Blätter kaum etwas hinzuzusetzen. Dagegen juckte es uns schon, zu allem unsere pointierten Kommentare dazuzugeben. Das heißt also, daß wir uns eben doch im gewissen Maße mit Theorien auseinandersetzen mußten, vor allem aber mit innenpolitischen Ereignissen, die wir selbst miterlebten und zu einem geringen Teil auch mitgestalteten. Die unmittelbaren Auswirkungen

auf unser tägliches Leben standen dabei natürlich im Vordergrund. Manchmal blieb nicht viel mehr als ein kurzer zynischer Kommentar, wie im Februar 1988 nach den Januarereignissen, als wir einen populären und fast immer falsch zitierten Satz verdrehten in: „Andersdenken ist immer die Freiheit der Freien" und ihn mit „Losa Ruxemburg"[14] unterzeichneten. Dagegen war die Stimmung schon etwas besser, als wir in jener Nummer im Artikel „Zur Lage der Nation" großspurig erklärten: „Neue junge Kräfte raffen sich auf und übernehmen das großpolitische Erbe."[15] Hier hatten wir auf die als Niederlage empfundene Ausreise von Mitstreitern und Freunden im Zusammenhang mit der Januaraffäre 1988 angespielt, aber auch darauf, daß wir sie zum großen Teil als Gurus der Widerstandsbewegung ansahen. Dieser Text reflektiert nicht nur eine Stimmung in unseren Szenen, sondern auch die typische Atmosphäre, in der unsere Redaktionssitzungen stattfanden. Die Tatsache, daß wir sämtliche Artikel im Konsens verabschiedeten, mag auf den ersten Blick vielleicht an einen verklemmten Debattierverein erinnern, der auf wasserdichte und hochreine Statements erpicht war. Uns jedoch kam es jedesmal darauf an, einen besonders richtig guten „mOAning star" heraus zu bringen. Obwohl wir mitunter ernsthaft und heftig über einzelne Formulierungen stritten, waren unsere Redaktionssitzungen überwiegend fröhlich, sogar regelrecht ausgelassen, so daß uns hinterher die Bäuche vor Lachen wehtaten. Jenen Satz mit dem „großpolitischen Erbe" quälten wir uns innerhalb einer halben Stunde Wort für Wort unter Lachkrämpfen ab. Wir waren nicht nur Entdecker der Möglichkeiten der Sprache, sondern auch Sprach-Schöpfer. Mit etwas guten Willen ließen sich den Bemühungen der viel zu wenigen Engagierten, die gegen die politische und kulturelle Trostlosigkeit, die der DDR-Staat gebot und auch die Kirche nicht ändern wollte, angingen, äußerst amüsante Seiten abgewinnen. Wir kultivierten den Aberwitz jener Unverzagten und machten damit Mut. Lachen war Sauerstoff im Mief, es war wahrscheinlich die größte Kraft, aus der wir schöpfen konnten.

In einer von Lachen und Ideen-Sammeln angespannten Atmosphäre, stießen wir auf den in der Geschichte der deutschen Sprache nur ein einziges Mal formulierten Begriff „sinnessättigende Getränke". Daß er in der Nummer 13 im narrativ gehaltenem Impressum „mOAning star: Warum jetzt?" falsch abgetippt als „sinnessättige"[16] erschien, tat der Sache keinen Abbruch. Auf die Inhalte der Impressen im Kopf der Nummern legten wir stets besonderen Wert. In der Ausgabe 10 hieß es beispielsweise: „Redaktion nicht haftfähig!", vier Ausgaben später hießen die Redakteurinnen und Redakteure: Peter Silie, Ali Mente, Rudi Mente, Andie Tassen und Anna Schie, in der Nummer 9 war die Redaktion auf zwei Karikaturen abgebildet. In der Nummer 14 tüftelten wir – vor Lachen angestrengt – an Werbesprüchen. Die Texte waren bereits fertig, beinahe also Nebensache.

Zur Orthographie hatten wir ein recht unorthodoxes Verhältnis auch zu Schreibweisen von Fremdwörtern. Den Begriff „Crew" ordneten wir beispielsweise dem Klang

14 *mOAning star,* Nr. 4711 08 [Nr. 7], S. 1.
15 Ebd., S. 2.
16 *mOAning star,* Nr. 4711 13 [Nr. 13], S. 1.

nach frankophil ein und schrieben ihn „Crou".[17] Eine unbewußte Wortneuschöpfung, die ihrem Inhalt nach irgendwo zwischen „diskreditiert" und „degradiert" liegen sollte, hieß in der Ausgabe 12 „dekratiert".[18] Dieses Wort mußte sehr überzeugend ausgesehen haben, denn in einem Schreiben des MfS über diese Ausgabe übernahmen die Genossen unsere Wortschöpfung, setzten sie aber in Anführungsstriche. Unbefangen schufen wir auch neue Redewendungen, beispielsweise daß „über eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit [...] Freiluft [zu] schaffen" sei.[19] Doch fielen diese Schreibweisen alles andere als unangenehm auf, weil sie sich dem gewollt maßlos überspitzten Pathos unserer Texte unterordneten, ihn sogar verstärkten. Selbst für den Namen unseres Blattes gab es die verschiedensten Schreibweisen. Mit Absicht wurden dagegen Wörter mit „ks" oder „chs" oft mit „x" geschrieben wie „Redaxion", „näxtes" oder „Punx" und auch scheinbar widersprüchliche Wendungen benutzt wie „Diskretion und Welterfolg zugesichert"[20] oder „zu beziehen an allen einschlägig bekannten konspirativen Stellen".[21]

Eine Reihe von Artikeln berichteten über das Lebensumfeld von Autoren, wie den Bausoldateneinsatz in den Buna-Werken von Jörg Jähnicke.[22] Aus unserem engeren Freundeskreis, war dieser der einzige IM. Auch brachten wir Veranstaltungsberichte, die von unterschiedlichen Leuten geschrieben wurden. Ein Thema, das wir mehrmals behandelten, allerdings ohne Blödeleien, war die Situation in Rumänien. Gern druckten wir auch Meldungen, deren Wahrheitsgehalt von uns nicht recherchiert werden konnte, wie beispielsweise über Brandanschläge in Magdeburg. Als Quellen dienten uns dafür „Nachrichtenagenturen" wie „Bongo News" oder „Stupid News". Es kam sogar einmal vor, daß Nachrichten erfunden wurden, was allerdings den Zweck hatte, die Engstirnigkeit mancher Arbeitsgruppen satirisch zu kritisieren. Der Artikel einer angeblichen Anti-H-Milch-Gruppe, der von einigen ALØSA-Punks kam, wurde von einigen Ökos tatsächlich für bare Münze genommen. In ihm wurde davor gewarnt, daß in homogenisierter Milch immer ein bestimmter Anteil von Zweihydroxynpropionsäure sei (was in Wirklichkeit nichts weiter als normale Milchsäure ist).[23] Schließlich bildete ein kontinuierlicher Themenbereich die Verhandlungen der Offenen Arbeit und später der Kirche von Unten mit der Kirchenleitung über eigene Räume.

Die Reaktionen unserer Leserschaft konnten wir unmittelbar nach dem Verkauf erleben, denn viele lasen sofort. Meist waren es Bekannte und Freunde, die das gleiche Lebensgefühl wie wir hatten, weshalb wir das Verständnis, wie wir unsere Spitzen meinten, voraussetzen konnten. In der Tat wurde jede neue Nummer mit großer Freude aufgenommen und es kam öfter vor, daß sich unsere Leserinnen und Leser gegenseitig die Texte vorlasen. Auch in anderen Städten, wie Jena, Karl-Marx-Stadt, Dresden und Halle, kursierte unser Blättchen. In den letzten beiden Städten hatten wir auch richtig gute

17 *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12], S. 1 und 8.
18 Ebd., S. 5.
19 Ebd., S. 6.
20 *mOAning star,* Nr. 4711 04 [Nr. 4], S. 5.
21 *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12], S. 10.
22 Es stinkt zum Himmel, ebd., S. 8. – Siehe Anhang
23 arbeitsbericht der „initiative umweltgiftfreie haushalte", in: *mOAning star,* Nr. 4711 07 [Nr. 6], S. 3. – Siehe Anhang.

Gastschreiber. Der Äußerung eines Freundes nach soll in Thüringen einmal sogar ein Musiktape mit Textbeiträgen aus unserem Blättchen hergestellt worden sein.

Amüsant waren die Reaktionen von Leuten aus Gruppen außerhalb unserer Kreise, deren Stolz, mit der sie für die gute Sache eintraten, angesichts eines „mOAning stars" mitunter Kränkungen erlitt. Selbst innerhalb unseres Bekanntenkreises kam so etwas vor. Als Beispiel sei die Antwort auf den Nachruf von Franz-Joseph-Strauß[24] in der Nummer 12 genannt, die wir aus Anlaß seines Ablebens als „Jubiläumsausgabe" deklarierten. Der kritische Artikel, der immerhin von Leuten aus unserer Friedrichshainer Szene stammte, wurde in der Nummer 13 abgedruckt und beantwortet.[25]

Bis auf leichtfertige Ausnahmen vermieden wir es, Leute aus der Szene bei ihren bürgerlichen Namen zu nennen. Einerseits wollten wir sie nicht den Sicherheitskräften präsentieren, andererseits war es auch nicht unsere Absicht, irgend jemand öffentlich zu kompromittieren oder zu kränken. Auf diese Weise verhinderten wir auch die Kolportage von Szenentratsch und Gruppenstreitereien, was den anderen Info-Blättern nicht immer gelang.

Schließlich sei noch eine Besonderheit des „mOAning stars" erwähnt. Ohne uns um Copyrigts zu kümmern, begannen wir den Abdruck von William Kotzwinkles Roman „Fan Man" ab der 13. Ausgabe. Irgend jemand hatte eine Xerox-Kopie des Buches aufgetrieben, das in der DDR nie hätte erscheinen können. In der 14. Ausgabe wiesen wir mit Stolz auf die Einmaligkeit dieses Vorganges hin: „‚mOAning star', das einzige Undergroundblättchen, das sich einen Fortsetzungsroman leisten kann."[26]

Verwirrende Nummerierung

Der Vermerk: „Nur zum innerkirchlichen Dienstgebrauch!", legalisierte unser neues Blatt. Wichtig war aber, gegenüber dem staatlichen Argwohn einen vollkommenen Anschein der Zuordnung zu Drucksachen der innerkirchliche Bürokratie zu geben. Also erfanden wir kurzerhand die Lizenznummer „OA 4711", die beiden folgenden Ziffern war die jeweilige Nummer der Ausgabe. Ein Mitarbeiter der Berliner Umweltgruppe Arche berichtete nach der Wende über den heimlichen Spaß, als sie 1988 für ihre Arche Nova ebenso wie wir die „Legalität" und das Rad noch einmal erfunden hatten.[27]

Machten wir uns über die Zwänge fremder Bürokratien damals kaum Gedanken, so stehen wir heute unter Erklärungszwang. Zweimal kam es nämlich vor, daß wir versehentlich den „mOAning star" um eine Ziffer zu weit numerierten. Uns war die Nummerierung nicht so wichtig, daß wir uns die letzte Ausgabenummer hätten eingeprägt und die letzte Ausgabe, die wir zum Vergleich hätten hinzuziehen können, war längst verkauft. Auf die Idee, von jeder Ausgabe ein Exemlar abzuheften, kamen wir nicht. Lieber

24 Der tote Mann im Kleiderschrank, in: *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12], S. 2.

25 Der hohle Text im mOAning star und Der Nach-Hohle-Text, in: *mOAning star,* Nr. 4711 13 [Nr. 13], S. 14.

26 *mOAning star,* Nr. 4711 14 [Nr. 14], S. 27.

27 Ulrich Neumann, Was war, war wenig und viel. Die Anfänge der Arche, in: Arche Nova. Opposition in der DDR. Das „Grün-ökologische Netzwerk Arche" 1988–90. Mit den Texten der Arche Nova. Hrsg. von Carlo Jordan und Hans Michael Kloth, Berlin 1995, S. 81–92, hier S. 88 f.

eine neue Nummer, so dachten wir vorsorglich, als zwei verschiedenen Ausgaben dieselbe zu verpassen. Unsere erste Ausgabe numerierten wir mit „4711", die zweite mit „4712 oder 4711 01". Der dritte „mOAning star", bekam die Nummer „4711 03", weil wir uns nach monatelanger Pause gerade noch daran erinnern konnten, daß wir die dritte Ausgabe machten. Als wir in der turbulenten Zeit vor dem Kirchentag von Unten im Frühsommer 1987 neben der Abfassung anderer Veröffentlichungen, wie den „Fliegenden Papieren" an der inzwischen fünften Ausgabe saßen, waren wir uns insofern einig, daß es eine „4711 06" noch nicht gegeben hatte. Für den darauf folgenden „mOAning star" unterließen wir vorsichtshalber die Numerierung und der nächste, eigentlich erst der siebente, bekam die Nummer „4711 08", von der wir nun kontinuierlich weiter zählten. Im Sommer 1988 erschien ein nicht numeriertes Extrablatt. Somit stimmt am Ende die Numerierung des letzten „mOAning stars" – „4711 15" – zufällig mit den insgesamt 15 erschienenen Ausgaben überein.

Mehr als ein Jahrzehnt später moniert das Berliner Matthias-Domaschk-Archiv das Fehlen der Ausgaben 2, 5 und 7 in der einzigen vollständigen Sammlung des „mOAning stars". Verständlicherweise führten wir seinerzeit kein Redaktionsbuch. Das Blättchen war für uns eine Angelegenheit unter vielen, die wir betrieben. Unseren Erinnerungen zufolge paßt in die Ereignisse der Wochen zwischen den Ausgaben 1 und 3 sowie 4 und 6 keine weitere Nummer hinein und spärliche Kalender- und Notizbucheintragungen geben auch keine Hinweise darauf. Doch der Keim des Zweifels bohrt inzwischen, so daß ich mich über das unerwartete Auftauchen einer der nicht existenten Nummern gar nicht mehr wundern würde. Immer war etwas los, und immer haben wir etwas gemacht, aber selten haben wir uns dies notiert. Zur Beruhigung sei gesagt, daß man uns schwerlich ein Kuckucksei unterschieben kann, denn unter allen Printerzeugnissen von DDR-Basisgruppen dürfte der „mOAning star" das fälschungssicherste sein.

Reaktion der Sicherheitskräfte

Soweit wir wissen, nahm uns das MfS kaum zur Kenntnis. Bis auf zwei Ausnahmen, einem Stasi-Telex von 1988 und einer dreiseitigen IM-Information der HA XVIII über die Redaktion vom 10. Oktober 1989 wurde der „mOAning star" höchstens beiläufig als Informationsmaterial bei Veranstaltungen erwähnt, dann aber immer mit falsch geschriebenen Namen. Der „mOAning star" ging nicht ein einziges Mal in ihre zusammenfassenden Listen über staatsfeindliche Druckerzeugnisse ein. Zu unserer Popularität ab 1987 stand das jedenfalls in überhaupt keinem Verhältnis. Nach dem gegenwärtigen Forschungsstand scheint unser Info-Heft über vier Jahre ohne Wissen des MfS existiert zu haben. Dafür gibt es einige Erklärungen, die sich gegenseitig nicht ausschließen. Einerseits werden die Sicherheitskräfte unsere Popularität als zu gering eingeschätzt haben, unsere Themen und ihre Aufmachung als zu ungreifbar. Wolfgang Wolf, der in der Gruppe „Gegenstimmen" und als IMB „Max" bei der Staatssicherheit mitarbeitete (letzteres konnten wir damals freilich noch nicht wissen) nahm einmal einen „mOAning star" vom Stapel, überflog ihn und legte ihn wieder kopfschüttelnd zurück. Unser Lieblingsblättchen war wohl selbst für die bewährtesten „Kämpfer an der unsichtbaren

Front" zu unsichtbar. Andererseits orientierte sich das MfS stets an markanten Persönlichkeiten und an festen und vor allem an überschaubaren Gruppenstrukturen, die ihrem Feindbild entsprachen. Jenes Feindbild – ein grundsätzlicher Denkfehler bei den Sicherheitskräften – bestand in einer ominösen antikommunistischen Schaltzentrale im Westen, die alles widerständige Geschehen in der DDR steuerte. Augenscheinlich fielen wir aus diesem Raster heraus, und es gab auch keinen statischen Punkt bei uns, von dem aus das MfS ins Geschehen hätte eingreifen können. Weder in der Berliner Offenen Arbeit, noch in der Kirche von Unten konnte das MfS einflußreiche IM unterbringen. Unser „mOAning star" als souveräner Teil dieser Gruppen scheint völlig unbemerkt agiert zu haben, obwohl alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Akten des MfS auftauchen, nur in verschiedenen Zusammenhängen. Möglicherweise wäre die IM-Information vom 10. Oktober 1989 der Beginn einer Beobachtungs- und Zersetzungsmaßnahme gewesen, wenn die alte DDR weiterbestanden hätte. Diese Tatsache berührt uns insofern noch unangenehm, daß wir über die Quelle dieser Informationen bislang nur Vermutungen anstellen und den Informanten selbst aber noch nicht zweifelsfrei identifizieren konnten.

Immerhin gab es einmal einen Sabotagefall. Kurz bevor wir die Nummer 14 fertig hatten, unsere erste im A5-Format, bemerkten wir, daß der Plastikbeutel mit den Stempeln aus dem stets verschlossenen KvU-Büro verschwunden war. Wir behielten das für uns, und ich schnitt über Nacht einen neuen, etwas kleineren Stempel, der auch besser zum neuen Format paßte.

Herstellung

Nachdem die Umwelt-Bibliothek ihre Druckerei im Keller des Hauses der Zionsgemeinde in der Griebenowstraße eingerichtet hatte, ließen wir den „mOAning star" dort drucken und druckten ihn auch selbst. Immer besser konnten sich die UB-Druckerinnen und -Drucker in die Launen der uralten Druckmaschinen hineinversetzen, wovon wir natürlich auch profitierten. Eine nicht zu unterschätzende Hilfe bekamen wir ab Herbst 1987 durch Christiane Schidek, die versiert auf der Schreibmaschine schreiben konnte und an allen weiteren Redaktionssitzungen teilnahm. Was wir bis dahin auf Matrize tippten, verbrauchte Unmengen an Zeit und war obendrein stets fehlerhaft. Über Interpunktion oder Groß- und Kleinschreibung konnten wir uns nicht immer einigen, worauf wir unsere originellen Auffassungen über Orthographieregeln irgendwann kurzerhand zum Prinzip kultivierten, was sich in der Nummer 7 deutlich nachvollziehen läßt. Zum Beispiel bequemten wir uns hier konsequent der Kleinschreibung und Terminkalender (Infos) wurde mit „innn foss" betitelt.[28] Der kniffligen Abschreibesorgen entledigt, konnten wir uns mehr auf das Formulieren beziehungsweise Entdecken von Artikeln konzentrieren, was auch einen quantitativen Zuwachs an Texten bedeutete.

Die Nummer 12, unsere „Jubiläumsausgabe", erschien im Wachsmatrizenverfahren. Unsere Auflage erhöhte sich damit auf über 200. In dieser Nummer machten wir unsere

28 *mOAning star,* Nr. 4711 07 [Nr. 6], S. 4.

Leserschaft auf das neue Druckverfahren aufmerksam. Dabei erklärten wir analog zur abgedroschenen staatlichen Propaganda, die das Wohnungsproblem bis 1990 als soziales Problem gelöst haben wollte: „JEDEM SEIN EIGENER mOAning star! So gehen wir weiter dem Ziel entgegen, das Problem des mOAning stars als soziales Problem zu lösen."[29]

Als Neuigkeit präsentierten wir im Sommer 1989 den „mOAning star" im handlichen A5-Format. Schon seit längerem hatten wir erfolglos nach einer Schreibmaschine mit einem „große Schlitten" gesucht, in die Matrizen im Querformat eingelegt werden konnten. Schließlich probierten wir es mit umständlicher Bastelarbeit. Wir zerschnitten die Matrizen in vier Teile und erhielten in der Mitte zwei A5-Seiten, die Christiane Schidek und ich hochkant beschrieben. Mit Hilfe eines leeren durchnummerierten Heftes, an dem wir die Textseiten probeweise zuordneten, ordneten wir die Wachsmatrizen zueinander und klebten sie zusammen. Nach der Wende erfuhren wir, daß man jenes leere Hilfs-Heftchen schon längst erfunden hatte und als „Faulenzer" oder „Dumming" bezeichnete. Obwohl wir bestrebt waren, soweit wie möglich einheimische Produkte zu verwenden, um unabhängig zu bleiben, trauten wir der Launenhaftigkeit von DDR-Klebestreifen nicht. Meine drei Westmark, die ich Ende der Siebziger von einer inzwischen längst verstorbenen Großtante in die Hand gedrückt bekommen hatte, reichten im Intershop gerade so für zwei Rollen Tesa-Film.

Es wäre jedoch unrichtig anzunehmen, daß die Gruppen in der DDR bei der Herstellung von Info-Heften völlig autark waren. Das Ormig-Verfahren konnte durch DDR-Materialien bestritten werden. Es erschöpfte sich bei etwa 100 Exemplaren. Mit Matrizen aus dem Westen konnte man mit Geschick auf die doppelte Zahl kommen. Beim Wachsdruckverfahren, es lieferte im Schnitt 1000 bis 2000 Exemplare, war es schon schwieriger. (Fritz Kühn gelang es einmal, aus einer Wachsmatrize sagenhafte 6000 noch leserliche Druckexemplare zu ziehen, allerdings nicht für den „mOAning star".) Stets war die UB-Druckerei auf Farblieferungen aus dem Westen angewiesen, die illegal über die Grenze kamen. Eine Farbtube kostete um die 50 Westmark und reichte für etwa 5000 Seiten. Langwierige Experimente mit Druckfarben aus der DDR waren nur im Mischungsverhältnis mit Westfarbe erfolgreich. Wachsmatrizen gab es nicht im öffentlichen Handel. Von Betrieben oder öffentlichen Einrichtungen ließ sich der Mengenbedarf der Info-Hefte nur schwer abzweigen, auch zeigten sich kirchliche Institute knauserig. Also mußten auch diese en gros aus dem Westen importiert werden. Von Reinhard Schult hatten wir für den „mOAning star" einen Stapel Matrizen aus der ČSSR bekommen, der für einige Nummern reichte, und mit denen wir auf etwa 250 Exemplare kamen. Obwohl sich sicher noch mehr aus diesen Matrizen herausholen lassen konnte, waren wir nicht darauf versessen, unsere Auflagen maßlos zu erweitern. Jedes Info-Heft in Berlin (und auch aus der Republik) wurde also von Bekannten, Sympathisanten und Freunden aus dem Westen hoch subventioniert, so daß der Verkaufspreis – der „mOAning star" ging schrittweise von 30 Pfennigen bis schließlich auf 1,50 Mark – ungeachtet des Umtauschkurses zur D-Mark – um ein fünf- bis zehnfaches höher gelegen hätte.

29 *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12], S. 10.

Ein Material mußte aber von uns selbst in der DDR beschafft werden, weil es unmöglich en gros über die Grenze geschmuggelt werden konnte und im Westen nicht bezahlbar war: das Papier. Auch wir „mOAning star"-Leute fragten stets in Schreibwarenläden nach den bestimmten, brauchbaren Papiersorten. Hatte ein Geschäft das Gesuchte am Lager, organisierten wir ein Auto, das alle Vorräte abfuhr. Manchmal klappte es sogar mit Neubestellungen. Aber Mangelware blieb das Papier immer.

Ein lästiger Arbeitsprozeß für die Herstellung von Info-Heften war das Legen. Die gedruckten Papierseiten lagen stapelweise auf Tischen oder Regalen nebeneinander und mußten zusammengelegt werden. Das war eine mühevolle, manchmal stundenlange Beschäftigung, bei der man schnell Kreuzschmerzen bekam und einem die Fingerspitzen taub wurden. Am besten klappte das in Teamarbeit, bei der gruppendynamische aber auch zwischenmenschliche Beziehungen besondere Nuancen erfuhren, denn jede respektive jeder hatte eine andere Geschwindigkeit, einen anderen „Lege-Rhythmus". Streß und Unterhaltung mußten sich der Sorgfalt unterordnen, die die strikte Einhaltung der Seitenordnung des neuen Info-Teils gebot. Es kam sogar zu äußerst amüsanten Wettläufen, wobei wir uns gegenseitig an die Leistungen inzwischen längst vergessener Heroen der DDR-Aktivistenbewegung wie Frieda Hockauf und Adolf Hennecke erinnerten. Genauso geläufig, wie man Freunden beim Teekochen oder beim Tischdecken helfend zur Hand ging, wenn man sie besuchte, hieß es bei manchen, mal schnell ein paar Exemplare zu legen, zehn oder zwanzig. Einige konnte man dann mitnehmen. Routiniert waren wir bei der Herstellung von Info-Blättern durchaus, Routine dagegen schliff nie ein. Literaturfreunde warten mit ermüdender Spannung auf den großen Wende-Roman. Dabei täte es doch schon eine kleine aber feine „Lege-Novelle".

Lagen die Info-Hefte geklammert in Zehnerstapeln kreuzweise fertig übereinander, begann für den „mOAning star" der letzte Arbeitsgang, das Stempeln. Mit verschiedenen Tuschefarben wurde ein gefaltetes Taschentuch auf einem Abendbrotteller befeuchtet. Die Farben liefen ineinander und wurden immer wieder erneuert, so daß kein Stempelabdruck dem anderen glich. Nach einigen Minuten des Trocknens packten wir wohlgemut die Stapel zusammen.

Der letzte „mOAning star" erschien im Dezember 1989 in einer 1000er Auflage. Trotz der bereits offenen Grenzen wurde er noch in unserer gewohnten Technik hergestellt, deren Möglichkeiten wir allerdings voll ausschöpften. Auffällig war der farbige Umschlag sowie das mit Computertechnik aufgewertete Druckbild. Fritz Kühn schlug vor, für die Drucke alle möglichen Farbreste zu benutzen, die in kleinen Mengen übrig geblieben waren. Die Druckerinnen und Drucker der UB hatten in diesen Wochen viel zu tun gehabt, so daß die verschiedenfarbig ineinanderlaufenden Farben der Drucke für ein wenig Abwechslung bei der Arbeit sorgten. Und so bekam unser „mOAning star" wieder einmal ein ganz besonderes eigenes Aussehen.

Ein neuer „mOAning star" wurde für den Januar 1990 angekündigt, erschien aber nie. Einige aus dem Redaktionsteam konzentrierten sich nun auf neue wichtige Ereignisse, wie dem Aufbau der Druckerei „Hinkelstein" in der Friedrichshainer Schreinerstraße, in Zusammenarbeit mit den UB-Druckerinnen und Druckern. Unter anderem beteiligte sich die gesamte Redaktion daran, am 29. Dezember 1989 die Zeit der Bewegung der Hausbesetzerinnen und -besetzer in Friedrichshain einzuläuten. Später ist

immer wieder die Idee der Herausgabe eines Nachfolgeblättchen aufgeworfen worden, umgesetzt wurde sie jedoch nie, obwohl immer wieder Anfragen kamen. Immerhin war die Beliebtheit unseres Heftes in der Ostberliner Szene noch im März 1991 so ungebrochen, daß eine für den „telegraph", der Nachfolgezeitschrift der „Umweltblätter" geschriebene Glosse „Nicht verzagen, jetzt geht's erst richtig los!" von der Redaktion „aus Kreisen des früheren mOAning star" zugeordnet wurde.

Im Sommer 1991 ist erstmalig eine Neuauflage aller Nummern angeregt worden, die analog zur Neuauflage der „Umweltblätter" als Faksimile erscheinen sollte. Bereits damals erwies sich der „mOAning star" in mehrfacher Hinsicht als zu eigen, um ihn einfach nur reproduziert für sich sprechen zu lassen. Allein die Originale waren von so schlechter Qualität, daß die Kopien kaum gelesen werden konnten. Außerdem mußte zunächst einmal eine komplette Sammlung erstellt werden, was erst 1992 gelang, als wir endlich eines der ersten 30 Exemplare von 1985 in die Hände bekamen.

Am problematischsten erwies sich der einführende Text. Die 1992 begonnene und bis 1997 andauernde Arbeit am Buch zur Geschichte der Berliner OA und der KvU, bei der viele Ereignisse rekonstruiert werden konnten, schuf die Grundlagen dafür.

Unverhofft stieß Jahre nach dem Erscheinen des letzten „mOAning star" ein neuer Interessentenkreis auf unser Blättchen. Am 4. April 1993 wurde das besetzte Haus in der Friedrichshainer Schreinerstraße wegen eines Transparents durchsucht, das sich gegen die Bewerbung Berlins für die Olympischen Spiele im Jahr 2000 richtete. Nachdem die Bewohnerinnen und Bewohner vorsorglich zu erkennungsdienstlichen Zwecken in einschlägige Reviere abkutschiert worden waren, hatten die Sicherheitskräfte Zeit, Ruhe und Muße, sich ungestört dem privaten Schreibkram der Abwesenden zu widmen. Da es sich nicht um eine konspirative Durchsuchung handelte, schien es auch nicht nötig, durchgeblätterte Bücher und Hefter oder herausgenommene Wäschestücke wieder an ihre vorherigen Plätze zurückzulegen. In einer Wohnung lagen Kopien des „mOAning star" aufgeschlagen auf Fußboden, Tisch und Sitzgelegenheiten herum, was auf eine intensive Beschäftigung mit ihm schließen läßt. Zu welchen Erkenntnissen die Lektüre bei den bundesdeutschen Sicherheitskräften führte, wird erst die Öffnung ihrer Archive zeigen.

Leider müssen wir zugeben, daß wir nicht mehr die Quellen aller Texte nachweisen können, beispielsweise die von Reimen und Gedichten. Einen Autor haben wir lediglich unter den Namen Christian in Erinnerung behalten. Über ihn, wie über die Herkunft mancher Verse hätte uns Silvio Meier Auskunft geben können. Er wurde jedoch in der Nacht vom 20. zum 21. November 1992 von Fascho-Kids ermordet. Silvio war ab der Ausgabe 8 im Frühjahr 1988 an der Herausgabe aller weiteren neuen Nummern maßgeblich beteiligt. Die Redaktionssitzungen, jene ausgelassene Versammlungen, fanden fast alle in seiner Wohnung statt. Objektiv gesehen mag der Zugriff auf einen Zeitzeugen ausgefallen sein. Ich selbst bin immer noch und immer wieder fassungslos über den Verlust des Freundes.

Anhang

was ist ein nachtpottindianer?[30]

In: *mOAning star,* Nr. 4711 03 [Nr. 3, Spätsommer 1986]
Text: Lorenz Postler

ein nachtpottindianer ist ein mensch, welcher sich einer minderheit zugehörig weiß, die von einer mehrheit bedroht und angegriffen wird. eine mehrheit versucht, diese indianer in reservaten zu beheimaten, welches aber nur mittels äußerer und innerer gewalt möglich wäre.

da die nachtpottindianer aber nicht nur eine andere kultur, sondern auch einen unbändigen freiheitswillen haben – sind solche einkultivierungen abzulehnen. die ideologie (oder religion) der nachtpottindianer ist einfach: erde, wasser, luft, getier, gewächs, der mensch und die eigene seele sind heilig und würdig zu behandeln; daraus leiten sich konflikte zu totalitären und fortschritt-totsystemen ab. wenn man den unterschied zwischen tag und nacht anerkennt, dann kann man die nachtpottindianer (wie der name schon deutlich macht) mehr der nacht zurechnen. diese fähigkeit, in und mit der nacht zu leben, hat sich durch spezielle umwelt- und lebensbedingungen bei allen großstadtindianern herausgebildet. warum nun aber ein schiff (= pott) im eigennamen dieser indianer? dies hängt wiederum mit historischen umweltbedingungen zusammen (man fährt nicht mehr übers meer), es soll aber auch darauf hingewiesen werden, daß man einem pott immer noch mehr vertraut als einer galeere – KOMMUNITÄT STATT AUTORITÄT!

MÜHSAMS EHRUNG

In: *mOAning star,* Nr. 4711 03 [Nr. 3, Spätsommer 1986]
Text: Daniel Kaiser

in der nacht vom 9. zum 10. juli 1934 wurde erich mühsam von den faschisten im kz oranienburg ermordet. ein tod wohl, der in der konsequenz des lebens des räte- & anarchokommunisten erich mühsam für diese zeit geradezu folgerichtig ist. der antifaschist mühsam kämpfte bis zuletzt gegen polizeiterror und nazidiktatur. statt, wie befohlen, das horst-wessel-lied zu singen, lallte er mit der ihm gebliebenen kraft die internationale. am 10. Juli 1986, also 52 jahre nach seiner ermordung, fanden sich neun leute, um an einem verlassenen gedenkstein einen strauß roter rosen niederzulegen. es wäre sicherlich verwunderlich, wenn diese neun nicht vom leben und ziel dieses deutschen anarchisten wüßten und sich mit dem identifizieren könnten. so war es natürlich eine illustre gesellschaft, die sich fast spontan auf dem s-bahnhof oranienburg traf und durch die

30 Selbstdarstellung der OA, die ab Frühjahr 1986 das Nachtcafé „Nachtpott" veranstaltete.

stadt zum gedenkstein, der unmittelbar und ausgerechnet vor dem volkspolizeipräsidium aufgestellt ist, spazierte. die szenerie ähnelte eher einem familienausflug als einer demonstration. am gedenkstein wurde der strauß plaziert und das rot-schwarze band gerichtet, eine flasche roten weines geleert ...

es war eine ehrung, eine unkonventionelle, die ihren sinn erhielt dadurch, daß sich leute mit gleicher oder ähnlicher einstellung zum leben näher kamen – ich denke, auch der kauzige genosse mühsam würde das verstanden haben. den punkt aufs „i" setzte dann die Deutsche Volkspolizei, die in pflichterfüllung ihres klassenauftrages auf dem rückweg zum bahnhof eine sogenannte „Fahndungskontrolle" für nötig hielt und durchführte. wir fuhren nach berlin zurück, setzten uns bis ladenschluß in ein café und redeten wohl über faschismus ...

ergänzung:

die mühsam-ehrung war in den vergangenen jahren,[31] zwar für unterschiedlich viele, aber immerhin, ein anlaß, um ein zeichen zu setzen. in diesem jahr noch neun (!), die sich zusammenfanden ... erich mühsam politisch nicht mehr wichtig? wohl kaum! ein hinweis auf trägheit und desinteresse. sogar ignoranz? wahrscheinlicher: fehlende informationen oder einfach die unfähigkeit, sich untereinander auf solche aktionen abzustimmen. na ja. „alle erfahrungen sind schon gemacht."

mOAning star zur 750-Jahrfeier[32]

In: *mOAning star,* Nr. 4711 04 [Nr. 4, Januar 1987]
Text: Dirk Moldt

Beim Abriß eines Gebäudes in der Otto-Grotewohl-Straße (Stadtzentrum) wurde von Bauarbeitern unter einem Fundament ein konserviertes Stück Pergament aus dem 1. Jh. u. Z. gefunden. Nach weiterem Suchen fanden die inzwischen herbeigerufenen Archäologen weitere Stücke gleichen Materials. Es stellte sich heraus, daß es sich hierbei um die Gründungsurkunde für die Stadt Cöln-Berlin handelt. Demnach wurde „COLONIA-BARBAR LYN" (Siedlung der Barbaren) am 1. 4. im Jahre 1 u. Z. von römischen Kolonisten gegründet, aus dem ein Zentrum des „streitsüchtigen, aber auch leichtgläubigen Volkes" (Tacitus, „Germania", Brockhaus, S. 134 f.) entstehen sollte. Aus welchen Gründen das geschah, läßt vielen Spekulationen freien Raum. Wichtig ist, daß diese Tatsache sowohl von westlicher als auch von östlicher Seite verheimlicht wird, weil die Vorbereitungen auf das Berlin-Jubiläum auf vollen Touren laufen. Dies ist ein einzigartiges Beispiel prägnanter Geschichtsverfälschung. Selbst Anzeigen an „neutrale Gremien" wie die UNESCO blieben ohne Antwort. Wahrscheinlich hat man Angst davor,

31 Die unangemeldeten Gedenkveranstaltungen vor dem Erich-Mühsam-Gedenkstein in Oranienburg, dem Ort seines Martyriums im Konzentrationslager Oranienburg, der pikanterweise genau neben einem Polizeirevier stand, fanden jährlich statt und wurden meist im „mOAning star" besprochen.

32 Persiflage auf die propagandistisch groß aufgemachten Vorbereitungen zur 750-Jahr-Feier in Berlin. Das Zitat aus dem Brockhaus ist frei erfunden.

zugeben zu müssen, Anteil an einem falschen Fest zu haben, welches sich auf eine Gerichtsurkunde aus dem Jahre 1237 bezieht. Es bleibt abzuwarten, wie nach dem unseriösen Akt der 750-Jahrfeier mit den konkreten Fakten der Geschichte umgegangen wird.

Frieden und so

In: *mOAning star,* Nr. 4711 06 [Nr. 5, Februar/März 1987]
Text: Uwe Kulisch und Dirk Moldt

Im allgemeinen sind die Interessensphären in der Welt aufgeteilt. Die sich im Konflikt befindlichen Parteien werden einerseits unterstützt und hochgefeiert und die anderen geächtet und geschmäht. Ganz anders im Golfkrieg. Der seit acht Jahren dauernde Krieg hat bereits 1,5 Millionen Menschenleben gekostet. Unterhält die DDR (wie viele andere Industriestaaten) gute Handelsbeziehungen zu beiden Kriegsteilnehmern? Wer Filmberichte über den Golfkrieg sieht, der darf mit Erstaunen feststellen, daß die Soldaten auf beiden Seiten (junge Menschen, kaum älter als 20 Jahre) mit W 50-LKWs aus Ludwigsfelde zu ihren Einsätzen gefahren werden. Genauso verwunderlich ist die Tatsache, daß in den Bildberichten fast nur sowjetische Waffen zu sehen sind. Vor einigen Monaten erlebten wir in den Geschäften das seltene Wunder irakischer Datteln in Berlin, in Städten wie Halle und Leipzig dafür das Wunder iranischer Datteln. Ob man die DDR aufspalten will, sei dahingestellt. Noch können wir ziemlich wenig gegen diese Kriegsgewinnerei unternehmen. Was wir tun können, ist aufschreiben und sammeln, nichts vergessen. Und dabei werden uns sicher die zu hunderttausenden keimenden Dattelkerne in unseren Fenstern helfen.

aktuell-aktuell-brandaktuellllll
arbeitsbericht der „initiative umweltgiftfreie haushalte"

In: *mOAning star,* Nr. 4711 07 [Nr. 6, September 1987]
Text: ALØSA-Punks

während des ktvu[33] führte unsere arbeitsgruppe eine umfrage zum stand des umweltbewußtseins der teilnehmer in ihren eigenen haushalten durch. um es gleich vorweg zu nehmen: das ergebnis war erschütternd!!!!! wir waren eigentlich von der idee ausgegangen, neue anregungen zum thema umwelterhaltung im haushalt zu sammeln und diese weiter zu vermitteln. unsere annahme, unter den ktvu-teilnehmern einen großteil umweltbewußter leute zu finden, war leider ein trugschluß. theoretisch neigten noch vierundneunzig, vier prozent der befragten zu einem interesse an der umwelterhaltung. bei

33 Kirchentag von Unten. Eine für die Entwicklung der DDR-Basisgruppen sehr wichtige mehrtägige Großveranstaltung.

der frage, ob sie in ihrem haushalt umweltschutz auch aktiv betrieben, mußten fast alle passen. die benutzung von sprays können wir nur einigen vorwerfen, aber bei fit und anderen haushaltsreinigern sah das schon anders aus: nur 18,5% konnten auf diese schädlichen produkte verzichten. die krönung war jedoch die frage nach dem verbrauch von h-milch ... nur ein einziger verzichtet bewußt darauf!!!!!!

hier fiel besonders die unwissenheit der befragten auf. nur ein ganz kleiner teil hatte von der schädlichkeit der h-milch gehört. es ist also an der zeit, hier aufzuklären. h-milch enthält ZWEI HYDROXYPROPION säure!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!!

wir finden es daher unverantwortlich, daß sogar mütter ihre kleinkinder mit h-milch füttern! hauptgrund für den konsum von h-milch ist einfach bequemlichkeit. es ist nicht einzusehen, warum angeblichen umweltfreunden der tägliche kauf von frischmilch bereits zu viel ist. umweltbewußtsein entscheidet sich schließlich an taten und nicht an klugen worten. welche bedeutung das h-milch-problem birgt, machen folgende zahlen deutlich: wenn jeder berliner, sofern er einer ist, wöchentlich einen halben liter h-milch verbrauchen würde, wären dies 6000 hektolitttttter. mit anderen worten: ca. 88000 lit. dieses durch den homogenisierungsprozeß vergewaltigten und jeglicher biologischer anteile beraubten getränks gehen täglich über die ladentische. die tatsächliche zahl dürfte noch wesentlich höher liegen. wenn wir annehmen, daß das umweltbewußtsein bei den ktvu-teilnehmern im durchschnitt höher ist als gemein in der bevölkerung, können wir feststellen, daß ein gefährliches produkt bedenkenlos konsumiert wird. diese misere hat auch noch eine andere seite. der ktvu hat bei der westlichen presse ein gewaltiges echo gefunden (einige hielten es sogar für nötig, eine pressekonferenz einzuberufen, um ihr konterfei im spiegel oder im zdf-magazin bestaunen zu können). man stelle nun sich vor, das problem wäre von der presse aufgegriffen worden. die unwissenheit der großen masse hätte die gesamte öko-bewegung vor den augen der westlichen öffentlichkeit lächerlich gemacht. und dies, wo einigen leuten die publikation in der westpresse so wichtig ist. wir sind daher im nachhinein noch froh, das problem nicht wie eigentlich geplant an einem stand öffentlich diskutiert zu haben. der katastrophale stand des bewußtseins in der frage des h-milchkonsums hat uns dazu bewegt, eine arbeitsgruppe H-MILCH zu bilden, über deren arbeit noch viel zu hören sein wird.

Das alte Lied (Leid)

In: *mOAning star,* Nr. 4711 08 [Nr. 7, Februar/März 1988]
Text: Dirk Moldt

Wie letztes Jahr (siehe mOAning star, Vorfrühjahr 1987) wurden diesmal auch wieder in Berlin irakische und in Halle und Leipzig iranische Datteln verkauft. Unser süßer Beitrag zum Golfkrieg. Allerdings kosten die irakischen Datteln jetzt eine Mark mehr. Na ja, steigende Lebenshaltungs-Kosten kann man wohl nicht unbedingt sagen.

H-Milch

In: *mOAning star,* Nr. 4711 08 [Nr. 7, Februar/März 1988]
Text: Köpenicker Punks

Kürzlich weilten einige Vertreter unserer Gruppe im sonnigen Bulgarien bei einem Treffen der IHAL (International Anti-H-milk Leagae). Vertreter aus 14 Staaten (leider fehlten u. a. Israel und Dänemark) berichteten über ihre Erfahrungen. Beschämt mußten wir zuhören, als die portugiesische Vertreterin Amtaria Hamilka über die Erfolge der AHFP (Anti H-melko Fronta Portugala) berichtete. Meldungen der Nachrichtenagentur „Stupid News" wurden von ihr als Tatsachen bestätigt. Leider sind der portugiesischen Regierung trotz zahlreicher Demonstrationen Reformen in puncto H-Milch weder recht noch billig. A. Hamilka war jedoch zuversichtlich: „Die Volksfront steht hinter uns. Wir werden nicht weichen, bevor auch der letzte Tropfen H-Milch von der giftgeschwängerten Erde verschwunden ist." Bedrohliches hingegen aus den USA: Ronald Reagan will sein H-Milchprogramm jetzt auch auf das Weltall ausdehnen. Das SDI-Programm soll nun einen kleineren Bruder bekommen, nämlich die „Homogenised Space Initiative" (HSI). Trotz wissenschaftlich begründeter Bedenken (wie beispielsweise erwiesener schädlicher Einfluß der 2-Hydroxypropionsäure auf das Amterasal-System der Planeten und ihre relative Interkohverganz) soll das Programm bis zum 14. 2. 2002 abgeschlossen sein. Zu Werbezwecken trinken die Abgeordneten der Reagan-Administration im Weißen Haus nur noch H-Milch. Erfreuliches aus Somalia. Hier hat die nationale Anti-milch-Organisation eine breite Massenbasis gefunden. Das ist um so bemerkenswerter, wenn man bedenkt, daß es in Somalia keine H-Milch gibt und auch noch nie gab! Strenge Kontrollen der Miliz sollen die Einfuhr von H-Milch unterbinden. In der Stadt Plovdiv gibt es ein eigenes Testlabor der Organisatiji Toxiku u Dome „Georgi Dimitroff", das verblüffende Entdeckungen auch an anderen im Haushalt verwendeten Stoffen gemacht hat. Wußtet ihr beispielsweise, daß bereits ein winziges Eilöffelchen voll Arsen im Teig den Kuchengenuß zu einer kulinarischen Reise in den Tod macht? Oder daß bereits ein viertel Liter Schwefelsäure reicht, um nachhaltige Wirkung auf innere Organe zu verursachen? Auch einige DDR-Produkte wurden getestet, so z. B. „Perlodont", „Erdnußflips" und „Zetti-Schokoplätzchen". Doch darüber ein anderes mal mehr. Zum Abschluß des Treffens wurde unter tosendem Beifall der mehr als 38 Teilnehmer eine H-Milchtüte gegen die Wand geworfen. Im Abschlußkommuniqué heißt es: „... und der Tag wird kommen, an dem Frischmilch unsere von H-Milch verseuchten Körper heilen wird." Darüber sollten wir gemeinsam nachdenken.

Wanted[34]

In: *mOAning star,* Nr. 4711 08 [Nr. 7, Februar/März 1988]
Text: Dirk Moldt

Es ist ja nicht neu, daß immer wieder Leute aus unserem treusorgenden Treibhaus in die kalte, abenteuerliche, weite Welt hinauswollen, aus tausenderlei Gründen und bei manchen einem mehr. Bei überguter Pflege, wie sie uns in unserem Glaspalast ankommt, sprießen aber auch die eigentümlichsten Mutationen bzw. Modifikationen! (Jeder Botaniker wird freundlicherweise erklären können, wofür hier jetzt kein Platz ist.) Worum geht es? Es gab bis vor einiger Zeit eine Arbeitsgruppe, die sich um die soziale Ausgrenzung von Ausreisern kümmerte (Berufsverbot, Reiseverbote usw.). Natürlich macht auch diese Gruppe weiter mit ihrer Arbeit. Aber wie!!!!! Ihre Mitglieder der inzwischen 36. Generation wollen nur eins: RAUS!! Sie legen dabei eine angenehm erfrischende Radikalität an den Tag – leider aber geht ihre Radikalität auch gegen die anderen Gruppen los, ja sogar gegen Oma Lehmann oder den Busfahrer oder gegen mich. (Bei Dir wissen wir es noch nicht genau.) Wie das? Die Staatsbürgerrechtler[35] haben eine sehr hohe Fluktuation. Die einen verschwinden, weil sie ausreisen können, die anderen kommen, weil sie schneller ausreisen wollen. Dadurch kennt einer kaum den anderen. So können gewisse V-Männer des Treibhaussicherheitsdienstes ihre Arbeit tun, weil sie in den Westen wollen. Bei Verhören geben die Staatsbürgerrechtler gern und umfangreich Auskunft über Arbeitsgruppen, in denen sie unvernünftigerweise „mal mitmachen" durften. Hier beweist sich die Doppelsinnigkeit des Wortes „FREISPRECHEN". An dieser Stelle also der Tipp an die Gewächse, die noch eine Zukunft in *unserer* halben Welt sehen: TENTAKEL WEG VON DEN STAATSBÜRGERRECHTLERN *DIESER* TAGE!

Die Revolution macht Urlaub

In: *mOAning star,* Nr. 4711 10 [Nr. 9, Juni 1988]
Text: Christiane Schidek, Silvio Meier, Jörn Finke und Dirk Moldt

Aber den hat sie sich auch verdient! Nach den ereignisreichen Monaten der letzten Wettbewerbsrunden um die meisten Punkte herrscht nach wie vor Ratlosigkeit.

Ratlosigkeit bei den uneinigen Kämpfern für eine bessere Zukunft genauso wie bei den uneinigen Streitern für eine ruhige, nette und vor allem abgehakte Gegenwart. Hierbei müssen der letzteren Equipe weiterhin die besseren Positionen zugestanden werden.

Aber jetzt genauer: Ganz sicher gibt es Umwelt-Bibliotheken (und es werden mehr), nicht aber die Möglichkeit, uneingeschränkt ihre Informationen zu publizieren, wie es

34 Persiflage auf die Ausreiserbewegung. Viele Ausreiser versuchten ihr Anliegen dadurch zu beschleunigen, daß sie sich scharenweise zu Treffpunkten von Basisgruppen begaben, ohne mitarbeiten zu wollen.

35 Die „Staatsbürgerrechtler" waren eine Arbeitsgruppe der Initiative Frieden und Menschenrechte, die auf die Ausreisebegehren der Bürger einging.

einst gewesen sein soll. Weiter: Die Januarereignisse rissen mit ihrem Ausreiser-Strudel auch wirklich Fähige (nicht unbedingt Krawczyk) in den westlichen Abgrund. Im Gegensatz zum Beispiel zu den Öko-Bibliotheken machte hier die offizielle Ideologie Pluspunkte. Potenziell zumindest, denn wenn die ersten privilegierten Dissidenten mit Reisepaß am 6. August studiert in die heimatlichen Reihen zurückkehren (WENN!), kann sich das Bild sehr schnell ändern.

Dennoch sollten wir die Vergeßlichkeit des DDR-Volkes nicht unterschätzen!

Und die KvU, die Anfang März von der Besetzung ihres Gemeindezentrums abgesehen hat, steht immer noch raumlos, aber nicht traumlos da.[36] Die Ausreiser als solche haben ihre Schuldigkeit als Stein am Halse der Gruppen getan. Alleingelassen, erweisen sie nun den Gruppen den praktischen Dienst, daß sie mit ihrer Penetranz bei den Sicherheitskräften fleißig für Beschäftigung sorgen.

Die Sicherheitskräfte, namentlich die Polizei, haben aufgrund der vielen albernen Sonderschichten und der planlosen Eierei ihrer Vorgesetzten so einen Frust, daß sie schon gern mal gehässige Seitenhiebe in der Dunkelheit auf Schwächere verteilen. Das ist zwar menschlich verständlich, doch gibt es dafür moralische Minuspunkte!

Wie es sich Anfang Mai zeigte, ist die DDR unfähig, ihren Bürgern das intensive Durchleben einer Wehrdienstverweigerung zu ermöglichen. Die Einberufungsbefehle der Verweigerer wurden zurückgezogen.[37]

Das Volk. Was ist mit dem Volk? Dieses nun, gefragt nach seiner Meinung, würde mit ca. 59,37829 % sicher für SAT 1 stimmen, allerdings nur in wirklich geheimen Wahlen.

Das ist die Rundenendbilanz!

So laßt uns also hineinstürzen in den Urlaub, laßt uns Kapitalismus-Feinde in Budapest Coca-Cola saufen, laßt uns Anarchisten in Rumänien lukullische Vorzüge genießen, von denen der Durchschnittsrumäne nur träumen kann! Laßt uns, die wir keine Reiseanlage[38] oder kein Geld haben, als Öko-Freaks mit unseren Trabis durch den Thüringer Wald brausen, laßt uns das gönnen, einmal das, was uns sonst nicht zustatten kommt. Wir haben es verdient!

Und wenn dann zum Ende der nächsten Wettbewerbsrunde Juni '89 in der DDR die Betriebe endlich aus der Hand der Bürokratie in die des Volkes übergegangen sind, wenn für Schöpfertum statt für Knufferei bezahlt wird, sich die Volkspolizei ihrem Brotgeber gegenüber endlich respektvoll aufführt (unter dem Motto: Gehe nie zu deinem Fürst, wenn du nicht gerufen wirst), wenn Völkerverständigung konsequent zugelassen wird, die Volksbildung mehr Sensibilisierung und Fantasie statt Paukerei und ideologischer Heuchelei lehrt und alle Minister mit der Straßenbahn zur Arbeit fahren, dann wissen wir, daß wir unserem GROSSEN ZIEL ein kleines Stückchen näher gekommen sind.

36 Die Kirche von Unten, der sich die Offene Arbeit 1987 angeschlossen hatte, setzte die Verhandlungen der OA um eigene Räume fort. Erst im Januar 1989 konnte sie eigene Räume in der Elisabethkirchstraße beziehen.

37 Einige Leipziger, von denen die Staatssicherheit befürchtete, sie würden am 1. Mai gegen den Staat demonstrieren, waren Ende April eingezogen und nach dem 1. Mai wieder entlassen worden.

38 Die sogenannten „Anlage für den visafreien Reiseverkehr" war praktisch eine Ausreisegenehmigung, ausgestellt von der jeweiligen Paß- und Meldestelle für den Besuch Ungarns, Rumäniens und Bulgariens.

Natürlich wird mOAning star mit seiner seriösen und lebensnahen Berichterstattung dabei sein und nach Möglichkeit die Informationslücken schließen, die ADN[39] aus verschiedenen Gründen offen gelassen haben wird.

Ereignisse in Magdeburg

In: *mOAning star,* Nr. 4711 10 [Nr. 9, Juni 1988]
Text: Gesamtredaktion

In der Zeit Mitte/Ende April kam es in Magdeburg zu einer Reihe von „nichtalltäglichen" Ereignissen. Die beiden ersten nachfolgenden Vorfälle sollen parallel zueinander stattgefunden haben.

Es wurden zwölf LKWs und ein Multicar des Kohlehandels und zwei neue Deutrans LKWs (Mercedes und Magirus Deutz) mit Benzin übergossen und angezündet. Bei den Deutrans LKWs wurden zuvor die Bremsschläuche durchgeschnitten, so daß ein Herausziehen der LKWs aus den Garagen zum Löschen des Feuers durch Blockieren der Bremsen nicht möglich war.

Des weiteren soll in einem Neubaugebiet ein Telefoncontainer durch einen Sprengsatz zerstört worden sein, wo für längere Zeit in diesem Gebiet die Telefonverbindung unterbrochen war.

Ein weiterer Vorfall war ein Sprengsatz an einem Gaswerk, der so angebracht war, daß nur ein sehr geringer Schaden entstand. Zur gleichen Zeit wurden mehrmals aus Exquisitgeschäften teure (500,– bis 600,– M) Stiefel nach Einschlagen der Schaufensterscheibe herausgenommen, was durch die Umstände mehr symbolischen Charakter hatte. Nach anderen Informationen wurden Ladentische umgeworfen als Protest wegen der sehr hohen Schuh-/Stiefelpreise.

Des weiteren soll es zu einer Reihe kleiner Zwischenfälle im gleichen Zeitraum gekommen sein, die nicht im einzelnen bekannt sind.

Einige Ereignisse sollen der Polizei vorher telefonisch mitgeteilt worden sein, mit dem Ergebnis, daß sie immer am anderen (entlegenen) Ende der Stadt passierten.

Es wurde auch angekündigt, am 1. Mai mit Anschlägen fortzufahren.

Als Sicherheitsmaßnahme für den 1. Mai wurde angeordnet, daß die Schüler der 1.–4. Klasse nicht an den „Maifeierlichkeiten" teilnehmen durften.

Magdeburg glich während des Zeitraumes einer belagerten Stadt. Überall Polizisten in Uniform und auch in Zivil. In die Stadt hinein bzw. heraus war Tempo 20 km/h vorgeschrieben, Nagelbretter lagen auf den Straßen, und es gab strikte Kontrollen.

In Anbetracht der Schwere der Ereignisse sowie der Reaktionen verwundert es, daß die sonst so sensationshungrigen Westmedien nichts darüber berichteten.

Diese Tatsache gibt Anlaß zu verschiedenen Spekulationen.

39 ADN (Allgemeine Deutsche Nachrichtenagentur) war die staatliche Nachrichtenagentur der DDR.

Drachenwiese bleibt Drachenwiese

In: *mOAning star,* Nr. 4711 10 [Nr. 9, Juni 1988]
Text: Dirk Moldt

„Macht doch was her, unser neues Jugendzentrum!" So jubelte die Junge Welt, als sie das nun wichtigste Projekt der FDJ mit seinen Diskotheken, Olympioniken-, Computer-, Modeclubs, Bars, Cafés, Restaurants, gläsernen Fahrstühlen, künstlichen Wasserläufen, einem Jugendhotel usw. vorstellte.

Früher sang die FDJ: „Wir sind jung und das ist schön!" Aber das reichte wohl nicht mehr. Tüchtig wurde begonnen, auf der Wiese Dimitroffstraße/Ecke Arthur-Becker-Straße, wo die Kinder im Herbst ihre Drachen steigen lassen, Gruben auszuheben und Fundamente zu gießen.

In unserer Zeit kann man sich alles leisten, vorausgesetzt, man hat Geld, und dieses wurde zur Verblüffung nicht weniger Jugendfreunde und Freunde der Jugend dem Projekt entzogen.

Nach Überlegungen, ob sich Wohnhäuser auf den „Fundamenten einer höheren Bestimmung" gut machen würden, entschied man sich dann für eine Art von Konservierung. Die Gruben mit den Fundamenten wurden zugeschüttet, Bäume angepflanzt, Rasen gesät. Nichts erinnert mehr an die große Wühlerei der letzten Monate. Über alles wächst das Gras.

Ereignisse in Magdeburg (Part II)

In: *mOAning star,* Nr. 4711 11 [Nr. 11, Spätsommer 1988]
Text: Dirk Moldt

Ganz im Sinne ihrer Drohung machten die Elbestädter Brandanschläge weiter. Im Stadtzentrum brannte vor einigen Wochen ein Autohaus aus. (Maus, Saus, Klaus, Aus, Raus.)

Sicher ohne bedeutenden Sachschaden, denn Autogeschäfte pflegen im allgemeinen nicht so sehr viele Waren am Lager zu haben. Also nur ein Zeichen? Wofür? Bisher ist es mOAning star noch nicht gelungen, diesem lodernden Geheimnis auf die Spur zu kommen. Sehr umstritten ist der nächtliche Brandanschlag auf einen Kindergarten. Die einen sind sauer, weil es nun auch gegen die Kinder geht, die anderen halten diese Einrichtungen für Kinderkasernen. In der Stadt soll man viele Polizisten patrouillieren sehen, vor allem auch Dienstältere, die sich nach Entzug ihres Schreibtisches recht unwohl fühlen. Besonders bewacht werden die Elbbrücken. Romantische Vergleiche mit der Zeit der Oktoberrevolution, in der Rotarmisten die Newabrücken vor Anschlägen schützten, scheinen hier deplaziert. Wie gesagt sind Ziele, Ursachen und Auslöser dieser Aktionen ziemlich unklar, auch das Schweigen der Westpresse, die sich sonst um jeden Scheiß hier kümmert. Auf jeden Fall sind die Magdeburger Kulturämter nicht ganz unschuldig an dieser Situation, denn seit Monaten läuft an einem Theater dort Max Frischs Stück „Biedermann und die Brandstifter".

Neues vom Bongo News

In: *mOAning star,* Nr. 4711 11 [Nr. 11, Spätsommer 1988]
Text: Silvio Meier

Wie mOAning star letztens dem Bongo News entnahm, beteiligt sich unsere Staatssicherheit neben ihrer für diesen Staat so wertvollen Arbeit auch am Schutz, der Bewahrung und der Förderung des kulturellen Erbes. Wovon, jeder weiß, wir reichlich besitzen.

Es geht hierbei um einen Urnenfriedhof, der bis an den Staatssicherheitskomplex heranreicht. Jener Friedhof soll bis Mitte 1990 in die Hände der Staatssicherheit gelangen. Ab dann wird mit großen Schritten in die Aufarbeitung des kulturellen Erbes marschiert.

Als erstes kann sich mOAning star vorstellen, wird er von den dort herumliegenden Felsen befreit. Anschließend kann er kräftig platt gewalzt werden. Die dazu notwendigen Maschinen werden sie sich mit Sicherheit leisten können. Danach wird der Firehof* sicher so gut renoviert sein, daß er endlich betoniert werden kann. Somit wird, wie mOAning star vermutet, sicher das Problem der bisher in den umliegenden Seitenstraßen des Staatssicherheitskomplexes im Parkverbot stehenden Bürgerautos gelöst. Denn jener Friedhof soll als Parkplatz benutzt werden können.

Wir hoffen, dadurch wird auch den zahlreichen Touristen, die mit Auto einreisen, geholfen. Da sie bei ihren Stippvisiten zum Einkaufsbummel doch eine geraume Zeit mit der Suche nach einem Parkplatz verbringen.

Wer von unseren Lesern das derzeitige Aussehen des Friedhofes begutachten möchte, begebe sich bitte auf das Gebiet zwischen Ruschestraße, Rudolf-Reusch-Straße und des Hoenerweges.

* Anmerkung: Firehof entspricht in diesem Fall gleich Friedhof

Bericht über ein Konzert in der Weinbergsmensa von Halle

In: *mOAning star,* Nr. 4711 11 [Nr. 11, Spätsommer 1988]
Text: Gerolf aus Halle

Am 12. Mai 1988 erschien in der Universitätszeitung der Martin-Luther-Universität Halle/Wittenberg ein Artikel, in dem es z. B. wörtlich hieß:

„Zuerst spielte die Band ‚Herbst in Peking', anschließend die Band ‚Firma'. Die Texte, die wir dabei zu hören bekamen, entsprachen keineswegs dem Niveau sonstiger Bands auf Veranstaltungen der verschiedenen Studentenclubs. So wurde mehrere Male davon gesungen, daß die Welt bald untergehen würde. Ein Lied ihres Programms widmete die Gruppe Leo Trotzki. Es handelte sich hierbei um eine eigentümliche Interpretation des Themas, weiß doch jeder, daß die Gründung der RA [Roten Armee] per Dekret, unterzeichnet von Lenin selbst, erfolgte.

Danach trat die ‚Firma' mit ihrem Programmteil auf. Die Texte wurden nunmehr gänzlich unverständlich. Während des Konzerts flippten einige Fans aus, warfen Flaschen und Gläser zu Boden, schliefen später auf den Treppen. Wir finden, daß solch eine Veranstaltung am Vorabend des 1. Mai nicht in unsere Kulturlandschaft paßt."

Gedanken dazu von einem dagewesenen „Nichtstudenten". In dieser sonst so verkappten Weinbergsmensa spielte endlich mal eine vernünftige Band, nicht wie sonst so 'ne langweilige beim Bier-trinken-weg-Hör-Kapelle. Das Konzert war recht gut, eigentlich nichts außergewöhnliches, bis auf den Film (Ausschnitte der „Dicken Trulla"), der mit chaotischen Klangcollagen der Bands untermalt wurde.

Aber nicht dieses stand im Kreuzfeuer der UZ, sondern die politische Aussage der Bands.

„Weil der Mensch ein Mensch ist, hat er Stiefel im Gesicht nicht gern" – logisch, da fehlt jede Art politische Aussage. Auf welcher Seite stehen sie denn?

„Und darum tritt ein in die Einheitsfront, weil du auch ein Arbeiter bist".

Zitat von Dr. Petra Sitte, 2. Sekretär der FDJ-Kreisleitung, aus derselben Zeitung dazu:

„Nun steht nicht so sehr das musikalische, wohl aber das politische Konzept der Gruppen im Kreuzfeuer der Meinungen. Offen blieb nämlich, mit welcher politischen Grundhaltung bzw. Gesinnung hier Aussagen getroffen werden. Und an diesem Punkt setzen die Zweifel zahlreicher Studenten ein."

Was nun die angeblichen Ausschreitungen (Gläser zerschmeißen und auf den Treppen schlafende Punks und Heavys, von denen ich nichts zu sehen bekam) anbelangt, muß ich wohl schon geschlafen haben. Fakt ist, daß keine Stühle vorhanden waren und vom Tanzen Erschöpfte sich eben auf den Treppen ausruhten.

Ein Gutes hatte der Artikel in der UZ ja, „Firma" kann wieder den Kopf etwas höher tragen (kicher) und die Leute, die die UZ gelesen haben, werden sicherlich alles daran setzen, das nächste Konzert von „Herbst in Peking" und „Firma" nicht zu versäumen.

Der Nichtstudent schlägt der Weinbergsmensa vor, progressive Bands (wenn's denn schon sein muß) nur noch mit chinesischen und ähnlichsprachigen Texten spielen zu lassen.

(Damit man eine klare politische Linie erkennt.)

AG „Just for Fun"

BEKANNTMACHUNG

In: *mOAning star,* Nr. 4711 11 [Nr. 11, Spätsommer 1988]
Text: Gesamtredaktion

Am 16. Juli 1988 wurde in H. bei Berlin[40] die Rumänische Exilregierung gegründet. Folgende Beschlüsse werden bekanntgegeben:

40 Hirschluch bei Storkow, südlich von Berlin gelegen. Dort fand im Juli eine Sommerrüste der OA statt.

Die Ceausescu-Regierung ist rückwirkend zum 1. Mai 1988 aufgelöst. Subventionen für die alte Regierung geschehen auf eigene Gefahren.

Rumänien erklärt seinen Austritt aus dem Internationalen Währungsfond und der Weltbank. Die Schulden werden nicht zurückgezahlt. Die weitere Entwicklung einer eigenständigen Wirtschaft wird beratschlagt.

Die Gleichberechtigung der verschiedenen Nationalitäten wird unbedingt gewährleistet. Jeder, der aus diesem Grund emigrieren mußte, wird gebeten, zurückzukehren, um am Aufbau des neuen Rumänien mitzuwirken.

Punkverfolgung und Aushungerung

In: *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12, Herbst 1988]
Text: Gesamtredaktion

Nach neuesten mOAning-star-Infos haben Punks seit einiger Zeit mit Aushungerung zu rechnen. Laut behördlichen Äußerungen kleiden sich die Punks von Dresden unästhetisch. Scheinbar hat das Polizeikorps von Dresden einige Schulden, so daß es auf „altbewährte" Mittel zurückgreifen muß, angebliche Minderheiten oder Randgruppen mit Ordnungsstrafen zu traktieren. Mittlerweile haben mehrere Punks ein Schuldenkonto von knapp 9000,– M. Weiterhin wurde ihnen verboten, die Innenstadt zu betreten. Um dieses zu erreichen, werden Punks sogar aus öffentlichen Verkehrsmitteln vertrieben (dieses verstößt eindeutig gegen die PBO[41]). Als Krönung dieser Maßnahmen, wartete die Volkspolizei (dein Freund und Helfer) mit dem Verbot, die Kaufhallen zu betreten, auf. Wie soll mOAning star diese Repressalien werten. Es mutet an eine Zeit, die wir, so glaubt mOAning star, längst überwunden haben. Wir hoffen, die Punks haben noch Bekannte, die für sie einkaufen dürfen. Bisher freute sich die DDR, keinen Hungertod zu betrauern. Wir fordern, daß das in Zukunft so bleibt!

Versteckte Militärparaden auf den Straßen von Berlin

In: *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12, Herbst 1988]
Text: Gesamtredaktion

Sportlich, risikobereit und zielbewußt, das sind sie, die Piloten der neuen L 60-LKWs. Das müssen sie auch sein, seit sich die Situation im Golf-Krieg entschärft hat. Seitdem unsere Straßen mit dem Ludwigsfelder Produkt überschwemmt werden, die man dort unten nicht mehr losgeworden ist. Wird wohl nichts mehr mit Datteln? Hier einige technische Daten, die auf eine hohe Geländegängigkeit hinweisen: Motor mit 8-Ganggetriebe, dieses Mal nur ein Bremsschlauch, denn im Kriegsfall würde der andere Gang

41 Personenbeförderungsordnung.

umsonst mitverbrennen. Achsenhöhe genug, um im Bedarfsfall eine Kamelherde durchtreiben zu können. Praktische Höhe der Laderampe 180 cm, nur Fliegen ist höher!

Wie sicher sind unsere Straßen?[42]

In: *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12, Herbst 1988]
Text: Gesamtredaktion

Wie mOAning star zu Ohren kam, ereignete sich unlängst ein Fall von einzigartigem Kidnapping auf unseren Straßen. Als die Opfer am Vormittag des 1. November aufbrachen, um in den herbstlich bunten Wäldern ihrer Wanderlust zu fröhnen (Walleri und Wallera), konnten sie noch nicht ahnen, welches Schicksal sie ereilen sollte. Als die Wanderer bereits die stolze Strecke von 300 m zurückgelegt hatten und gedankenverloren darüber nachsannen, ob es wohl angebracht wäre, die erste Pause einzulegen, erfuhr ihre Wanderung eine jähe Wendung. Neben ihnen hielt ein PKW der Deutschen Volkspolizei. Die friedlichen Wanderer mußten ihre Identitätsbescheinigung abgeben. Die Wanderer, eingeschüchtert durch die Zustände auf den DDR-Straßen, erfuhren das Glück, in entgegengesetzte Richtung auf einem LO[43], mit nicht mehr so frohen Wandergesängen, nach Schönefeld direkt ins Polizeirevier transportiert zu werden. Die Opfer frönten an der Wanderlust unglücklicherweise in der Nähe der Westdeponie Schöneiche. Die Staatssicherheit, die der Meinung war, die härtesten Revoluzzer in Gewahrsam zu haben, beschäftigte sich mehrere Stunden mit den Opfern. Die Spaziergänger wurden beschuldigt, Plakate gegen die Deponie dabeigehabt und weiterhin eine verbotene Demonstration geplant zu haben. Mit den blödesten Ideen und Fragen versuchten die Vernehmer, die Wanderer zu einem Geständnis zu bringen. Doch wie soll ein Wanderer gestehen, eine Demonstration an der Schöneicher Deponie vorgehabt zu haben, wenn sie doch nur in der Nähe wandern wollten. Die Opfer wurden mit kleinen Nervenschäden aus der Befragung entlassen. Statt einer Entschuldigung haben sie mit einer Ordnungsstrafe zu rechnen. mOAning star meint: „Bleibe lieber hinterm Ofen, als in der Gegend rumzulofen!"

Das Demonstrieren

In: *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12, Herbst 1988]
Text: Gesamtredaktion

Über eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit möchte sich mOAning star an dieser Stelle Freiluft schaffen. Am 29. 9. war vor dem Pergamonmuseum eine im Rahmen der Anti-IWF/Weltbank-Woche eine zaghafte aber immerhin nichtstaatlich organisierte

42 Thematisiert wird die Demonstration am 11. November 1988.
43 Ein in den Robur-Werken Zittau hergestellter kleiner Lastkraftwagen mit Otto-Motor.

Demonstration. Danach war die staatlich organisierte am 7. Oktober dran. Am 17. 10. waren es wiederum die nicht staatlich Organisierten, die gegen Pressezensur vor dem Konsistorium demonstrierten. Wie können diese Leute nun weiter zu Demos aufrufen, wenn doch jetzt erst wieder der Staat mit Demonstrieren dran ist?! Die Straßen sind für alle da, so steht es auch in unserer Verfassung.

Die DDR, eine deutsch-deutsche Pachttoilette

In: *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12, Herbst 1988]
Text: Gesamtredaktion

Die Westmülldeponie Schöneiche (Kr. Königs Wusterhausen), schon seit Jahren mit Haus-/Industriemüll aus Westberlin beliefert, hat sich vom Westberliner Senat nun auch noch mit einer Gift-Sondermüll-Verbrennungsanlage bebauen lassen. In einem Gebiet von regester ackerbäuerlicher Tätigkeit sorgte die eingezäunte und bewachte Deponie schon immer für extrem erhöhte Schadstoffwerte im Boden und im Grundwasser (z. B. Sulfatgehalt: 240 mg/l Grundwasser). In Zukunft sollen die landwirtschaftlichen Produkte auch noch mit Dioxinen und Furanen veredelt werden. Die Verbrennungsanlage ist nach westdeutschen Maßstäben vollkommen unzureichend und veraltet, aber sie soll ja auch nicht in Westberlin arbeiten, sondern bei uns. Am 1. November begann der erste Probelauf auf der neuen Anlage, um dann rund um die Uhr für lächerliche 41,72 DM pro Tonne Giftmüll die Luft mit hochgiftigen Schadstoffen zu verpesten. Für die Tonne wird im Wessi-Land ca. 100,– DM bezahlt. Wie immer verkauft sich der Osten übern Preis. Mehr darüber im nächsten mOAning Star.

Es stinkt zum Himmel

In: *mOAning star,* Nr. 4711 12 [Nr. 12, Herbst 1988]
Text: Jörg Jänicke

Für einige Zeit hatte ich die Ehre, die Herstellung von Plaste und Elaste aus BUNA/SCHKOPAU zu beobachten. Wie schön bunt und sauber sehen die Schüsseln, Becher und Toilettenbrillen in den Haushaltswarengeschäften aus. Doch wie heißt das Sprichwort: „Es ist nicht alles Gold, was wie Plaste aussieht." Grau in Grau, dreckig und bösartig stinkend ist die Realität, die ich neben ca. 24 999 anderen Bürgerinnen kennenlernte. Ende der 30er Jahre wurde dieses Übel errichtet und seitdem ständig geflickt. Die Arbeiterinnen, die sich selber mit Bunesen und Bunesinnen anreden, sehen fast genauso mitgenommen aus wie der Fortschritt um sie herum. Wer nicht gerade im Büro sitzt, sieht fast zehn Jahre älter aus als das Datum in seiner Identitätsbescheinigung. Die Büroarbeiterinnen sind durch 1–2 cm dicke Karbidablagerungen an den Fenstern und Häuserwänden geschützt. An den Häusern und Gärten, die teilweise direkt an das Fabrikgelände grenzen sieht es nicht anders aus. Die beiden Schornsteine der Karbidanlage

(aus jeder Perspektive gut sichtbar) blasen jeder (laut Bunesenbericht) ca. 9 t Dreck in der Stunde heraus. Man kann mit Stolz berichten, daß diese Anlage in bewohnten Gebieten einzigartig auf der Welt ist. Bei voller Belastung sollen die Öfen einen stündlichen Stromverbrauch haben, den die Stadt Halle für einen Tag benutzt. Der mit Kalk angereicherte Smog zieht seine Bahnen bis weit hinter unseren Horizont. An der Atlantikküste Frankreichs konnten Bunadreckspuren noch nachgewiesen werden. Fortschritt zahlt sich halt aus, auch wenn in der Form von Bußgeldern. Ein Fahrrad, das wichtigste Fortbewegungsmittel innerhalb der Wolkenfabrik, bringt mich weiter voran. Neben den Kalkpartikelchen, die mir Tränen in die Augen bringen, dringt jetzt noch eine penetrant scharfe Essigsäure in die Nase. Ein Tritt in die Pedale läßt den Brechreiz abklingen. Ganz nebenbei werden die Ohren einem Dauertest unterzogen. Mit ungeheuerlichem Druck pfeift heißer Dampf aus den Löchern des schon tausendmal geflickten Rohrleitungssystems. Warum soll ein Teil der Kraftwerke nicht benötigt werden, um „nur" für den Druckausgleich zu sorgen. Da weckt ein Gleisbett meine Neugier. Ein Stück Erdoberfläche weist kleine glitzernde Kügelchen auf. Ein gebrechliches Männchen von ca. 50 Jahren (nach eigener Meinung erst 35) klärt mich auf: „Es ist doch nur Quecksilber." Da die Außentemperaturen um den Gefrierpunkt liegen, besteht nicht die Gefahr des Verdampfens. Also brauche ich mir keine Sorgen zu machen. Der Boden um diese beiden Werkhallen soll mit 1,5 kg Quecksilber pro m^3 Muttererde verseucht sein. Wieso entsteht in einem Krankenhaus denn schon Hektik, wenn ein Thermometer herunterfällt und zerbricht? Eine der beiden Werkhallen ist geschlossen – „Rekonstruktionsarbeiten"??? Die Stromzäune ringsherum, der viele Verbrauch von Stacheldraht und total vergitterten Fenstern lassen auf einen Knast schließen. Ein Kopfnicken des Bunesen bestätigt meine Vermutung. Meine große Neugier ließ mich in das Innere eindringen. Kaum führt mein Blick auf ca. 50 cm^2 große Quecksilberpfützen auf dem Erdboden, ein Wald von Gitterstäben an Fenstern und Türen, ein Schaltschrank, dessen Klicken die frühere Stromzufuhr vermuten läßt, nimmt den Rest der Gemütlichkeit, und ich verlasse panisch diese Räumlichkeit. Es wurde überdies ein Knast, als sich keine freiwilligen Arbeitskräfte mehr fanden. Also, alles für das Wohl des Volkes. Zwei große Tankbehälter, einem Ufo ähnelnd, fielen in mein Blickfeld. Zuvor weckten einige Schilder meine Aufmerksamkeit: – „Vorsicht Chlorgefahr! – bei Aufleuchten des Blitzlichtes und Ertönen des Signaltones – Weitergehen verboten! – Lebensgefahr!" Ist nach dem ständigen Auftreten von Totenköpfen und Giftwarnungen, übrigens an jeder dritten Tür zu finden, so ein Schild noch für voll zu nehmen? Anscheinend doch. Eine Berieselungsanlage, die jeden Donnerstag beim „Probechloralarm" in Takt gesetzt wird, läßt bösartiges vermuten. Es handelt sich um die Lagerung und Verladung von Flüssigchlor. Die Eisenwaggons mit der Aufschrift: „Bayer-Leverkusen" lassen eine „gute" Bezahlung vermuten. Keine hundert Meter weiter wird Salzsäure in Tankautos verladen. Hört sich schon viel besser an. Darunter riesige Klärbecken, bevor es in den Saalezufluß geht. Ist doch KLAR, hier wird gereinigt. Nur hat jeder eine andere Vorstellung von KLAR. Ich mußte meine Meinung auch berichtigen. Blaugraues schäumendes „Wasser" zieht das Flußbett entlang. Nun dann Gute Nacht oder besser: „Ruhe sanft, du einst gewesene Natur". Ein sofortiges Anlaufen meines Bleches läßt mich sofort der Stimme ein eifriges Nicken entgegenbringen. Es ist ja nicht so schlimm, an der neuen Kläranlage

wird ja schon zehn Jahre gebaut, und das bißchen Säure fällt bei dem anderen Dreck kaum noch auf. Da mir der Atem fehlt, stinkt einfach penetrant, kann ich wiederum nur nicken.

Dann gibt es auch noch einen sauberen Teil in Buna. Er wurde mit Hilfe von westdeutschen und österreichischen Arbeitern und Geldern errichtet. Ein Unterschied zu dem anderen Teil Bunas, der gravierender ist als Tag und Nacht. Selbst das Aussehen der Leute ist freundlicher. Dahinter befindet sich eine viele Quadratmeter große Halde. Sie ist durchzogen von vielen Flüssigkeitsgräben, die sich nicht nur im Geruch, sondern auch farblich gut unterscheiden lassen. Wie friedlich sehen die Dörfer und Gärten aus, die dicht an die Halde grenzen. Der reichliche Anbau von Obst und Gemüse lassen nicht auf eine Verseuchung des Bodens schließen. Komischerweise erhalten die bunesischen Gartenbauer 3.000,– M jährlich zur Vernichtung ihrer Erzeugnisse. Doch wie das immer so bei Geld ist, wird das Geld genommen, das Gemüse jedoch nicht ganz in der Nähe bei Leipzig verkauft. Daß es um den Körper so schlimm steht, können die Bunesen und Bunesinnen allerdings nicht wissen, da Betriebsärzte angehalten sind, die Erkrankung der Atemwege auf vieles Rauchen und Magen- sowie Leberschäden auf den vielen Genuß von Alkohol zurückzuführen. In diesem Sinne „Aufwärts" – zufällig der Name der Betriebszeitung.

Lang leben die Maulwürfe

Ihr Grabowski

Khomeini

In: *mOAning star,* Nr. 4711 13 [Nr. 13]
Text: Gesamtredaktion

Der Eier Eier Eiertolla / ist ein ganzer rechter doller / Er ist ein arger Lustenmolch / und noch vielmehr ein geiler Strolch / wenn Du ihn in der Kneipe triffst / ist's besser wenn Du Dich verpisst / So manche Jungfer schon er hat / mit Tücke um ein Teil gebracht

Dieses schwachsinnige Gedicht veröffentlicht mOAning star in der Hoffnung, den Zorn des iranischen Revolutionsführers auf sich zu ziehen und damit die ihm gebührende Aufmerksamkeit der restlichen Welt. Ferner hofft mOAning star, die diplomatischen Beziehungen zwischen Iran und der DDR damit auf ein für ihn respektables Minimum zu reduzieren. Ein freischwebender islamischer iranischer Intellektueller (III) meinte bei einem zwanglosen Interview eines freischwebenden mOAning-star-Reporters, er kenne nicht das zur Zeit bekannteste Buch der Welt. Laut Koran steht aber auf Gotteslästerung nicht die Todesstrafe. Was sagen Sie nun Herr Khomeini? Ihre Antwort schikken Sie bitte mit Übersetzung (nicht länger als zwei Schreibmaschinenseiten) an einen neutralen Ort, den wir auf ein Zeichen von Ihnen dann bekannt geben werden.

Wie es wirklich war[44]

In: *mOAning star,* Nr. 4711 13 [Nr. 13]
Text: Gesamtredaktion

Am 1. 11. 88 setzte sich eine Einheit der VP-Dienststelle in Schönefeld ab, um vor der Müllverbrennungsanlage Schöneiche, die an diesem Tag ihren Betrieb aufnehmen sollte, zu demonstrieren. (Auch Polizisten sind atmende Menschen). Sie fuhren einfach mit einem LO los. Doch plötzlich, fast am Ziel, bemächtigte sie die Befehlsempfängern innewohnende Angst vor der eigenen Courage und: Wie sollten sie nun ihr Ausrücken den Vorgesetzten begreiflich machen? Und siehe da, es gab 'n Ausweg – ein paar Fahrradfahrer kamen des Weges. Warum also diesen nicht das Vorhaben in die Schuhe schieben? Deren Gesinnung erkennt man sowieso, wenn nicht gleich am Fahrrad, so am Habitus. Also luden sie diese auf ihren LO. Jetzt sollen die Radfahrer auch noch Ordnungsstrafen bezahlen. Geht das nicht doch zu weit?

v. p. v. u.[45]

Das anonyme Bekenntnis – Ich wohne in Marzahn

In: *mOAning star,* Nr. 4711 13 [Nr. 13]
Text: Der Autor, dessen Namen nur Silvio Meier noch kannte, ist nicht mehr zu ermitteln.

Zuallererst: Es hätte auch schlimmer kommen können! Ich landete nicht auf den Ahrensfelder Äckern, schon jenseits der Stadtgrenzen und fernab der Zivilisation, sondern in der „Otto-Winzer-Straße" mit Umgebung. Dort wichen vor etwa fünf Jahren die Baukräne den wohnwütigen Werktätern. Hier „wohne" ich nun seit September bei meiner Freundin, um mir in meiner Altbaubude das Heizen zu ersparen. Nach nunmehr sieben Wochen Marzahn bin ich bereits schwer gezeichnet. Sogar meinem Arbeitskollegen (Name und Anschrift sind der Redaktion bekannt) fällt mein Frust auf. Woher, so fragt sich vor allem die Generation der heute 50jährigen („also, wenn ich daran denke, wie wir damals angefangen haben, nur mit Stube und Küche und zwei kleinen Kindern"), rührt nur diese Mißstimmung? Mit einer ferngeheizten Vollkomfort-Wohneinheit sollte man doch zufrieden sein! Besagte „WE"[46] bescherte mir nach nur zwei Wochen eine bis jetzt anhaltende Erkältung aufgrund ständigen Durchzuges, Überheizung und trockener Luft, ganz abgesehen von den psychischen Auswirkungen des (schlechterdings nicht vorhandenen) Wohnumfeldes. Wie sehen nun Marzahner/innen aus? Sie sind zwischen 20 und 30, haben immer frisch gewaschene Haare und saubere Marmor-, Granit- bzw. sonstige Stone-washed-Jeans und -Jacket an. Klamotten wie aus dem SAT 1-Tele-Shop (mOAning-star-Lesern ist diese Sendung hoffentlich unbekannt!). Marzahner/innen

44 Erneut wird die Demonstraton am 11. November 1988 thematisiert.
45 Volkspolizei von Unten – Anspielung auf die Abkürzung Kirche von Unten (KvU).
46 Wohneinheit.

kommen aus Rostock, Dresden, Leipzig, K.-M.-Stadt, Hanoi, ja sogar aus Prenzlauer Berg wurden schon einige wenige Exemplare gesichtet (zu erkennen am betont Alternativ-Outfit, z. B. Hirschbeutel, Selbststrickpullover ...). Aufgrund der vielen linguistischen Einflüsse aus den verschiedenen ursprünglichen Siedlungsgebieten der Marzahner/innen wurden hier einige bedeutungslose Wort aus dem Sprachgebrauch verdrängt, z. B. Bitte, Danke, Guten Tag, Entschuldigung ...

Auch einen ausgeprägten Hang zur Anonymität zeichnet Marzahner/innen aus. Die jedoch nicht immer gewahrt werden kann. Schon nach drei Wochen gelang es mir, unseren direkten Nachbarn vor seiner Wohnungstür zu stellen und ihn mit einem beherzten „Guten Tag" festzunageln. Da der Mensch ein gesellschaftliches Wesen [ist], ist man auch von staatlicher Seite aus bemüht, daß alles nicht so anonym abgeht. In einem Rundschreiben der „Hausgemeinschaftsleitung" (zehn Mitglieder von 42 WE!) wird deshalb auf die Pflichten der Meldeordnung hingewiesen, damit wenigstens die Leute, die alles wissen müssen, auch alles erfahren. Am Wochenende wissen die Marzahner/innen auch etwas mit sich anzufangen. Entweder ziehen sie von einem Wohnstapel zum anderen um, oder sie waschen ihr Auto. Wie präsentiert sich Marzahn nun dem Betrachter? Rasterförmige Betonblöcke in dezentem Betongrau oder rostschutzfarbenem Rot mit fast bis zur Perfektion getriebener Gleichförmigkeit. Allein die Straße, in der ich wohne, hat auf ca. 500 Meter Länge, drei fast identische Ecken, auf denen jeweils zwei Telefonzellen sowie ein Briefkasten Platz fanden. Jedesmal, wenn ich mit der Straßenbahn nach Marzahn einfahre, überfällt mich ein regelrechtes Kasernenfeeling. Alles sieht trist, öde und provisorisch aus. Aber es gibt auch lustige Plätzchen in Marzahn, wo die Natur die Oberhand gewinnt. So z. B. der „Wohngebietspark" mit seiner eigenwilligen, überwucherten Hügellandschaft. Nur ein verlorener Trampelpfad und ein riesiger Haufen Bauschutt zeugen noch von der Zivilisation. An der Ecke Leninallee/O.-Buchwitz-Straße findet sich sogar ein Flächennaturdenkmal. Direkt neben Baubaracken und Straßenecke erkennt man bei näherem Hinschaun ein an eine abgesoffene Baugrube erinnerndes Wasserloch. Angeblich sollen hier Frösche laichen. An dieser Stelle halte ich es für angebracht, meinen Bericht zu beenden und eventuell aufkommender Resignation aufs Schärfste entgegenzutreffen. Es gibt auch Positives! Z. B. liegt hier keine Hundescheiße auf den Gehwegen. Mein Appell lautet also: Marzahner/innen gebt nicht auf! Haltet durch! Nicht nur die Hohenschönhauser/innen, sondern auch ihr lebt unter „Wohnverhältnissen, die früher nur den Begüterten zukamen" (aus ND[47], 2. 12. 88, S. 3 rechts unten)! Das sagte ein Mann, der es wissen muß. Er kommt aus dem Bauwesen und war früher Dachdecker ...

47 Neues Deutschland.

Süße Gewalt

In: *mOAning star,* Nr. 4711 13 [Nr. 13]
Text: Köpenicker Punks

Nach längerer (wenn auch nicht untätiger) Zeit meldet sich die Anti-H-Milchfront erneut zu Wort. Im großen und ganzen ist die Anti-H-Milchkampagne erfolgreicher geworden, als wir zunächst zu hoffen wagten. Das Trinken von H-Milch ist deutlich zurückgegangen, und die wenigen Unbelehrbaren wagen sich mit ihrem Teufelsgebräu kaum noch an die Öffentlichkeit.

Wie wir erst kürzlich erfuhren, ist die Produktion von H-Milch auf den Obomboinseln und dem Lumobobo Azoll (ca. 100 km südlich der Straße von Jumschagin) aufgrund des Drucks der „International H-Milk-Extermination-Association" (IHEA) eingestellt worden. Diese Erfolge ermutigen uns, ein neues, ungleich heißeres Eisen anzupacken. Die Brutalisierung der Eßgewohnheiten durch Manipulation!!! Wir sind der Meinung, daß speziell die Genußmittelherstellung für gewissenlose Steuerung von Kindern zu maßlosen Fleischfressern an den Pranger gestellt werden müssen. Da werden sogenannte Gummitiere hergestellt, die bereits beim Kleinkind die Assoziation Fleisch-Genuß-Lebensziel bewirken. Ebenso verhält es sich mit Schokoladenosterhasen oder -männern. Süße Fleischeslust wird hier bedenkenlos suggeriert, um den nächsten Schritt vorzubereiten. Die Überwindung der Hemmschwelle vor der Vernichtung menschlichen Lebens. Wer hat nicht schon Kinder beobachtet, die einem Schokoladenweihnachtsmann bedenkenlos den Kopf abbeißen. Die Kinder lernen quasi schleckernd, daß durch die Vernichtung anderer das Leben noch süßer wird!!! Eine Erfahrung, die ihr späteres Leben prägen wird. Wir sind der Meinung, daß hier bereits der Grundstein zum maßlosen Fleischverzehr in den Industriestaaten gelegt wird. Der Grundstein für Hühner-KZ's und die industrielle Produktion von „Großvieheinheiten". Wir fordern daher die Ächtung aller brutalisierenden Genußmittel!!!!!

Des weiteren sind wir für Hinweise auf weitere gefährliche Produkte dankbar. Wir werden nicht eher ruhen, bis die Produktion dieser raffinierten Werbeträger der fleischverarbeitenden Industrie weltweit gestoppt wird. Die Ehrfurcht vor dem Leben verbietet uns, besonders den Konsum von Schokoladenweihnachtsmännern weiter zu tolerieren. Wie fordern jeden auf, seine durch Manipulationen krankhaft gewordene Stellung zu Fleischwaren zu überprüfen und einen übermäßigen Verbrauch abzustellen, damit es bald heißen kann: „Laßt die Sau raus!"

Nach dem Kriegsgeschäft das Wiederaufbaugeschäft

In: *mOAning star,* Nr. 4711 13 [Nr. 13]
Text: Silvio Meier und Dirk Moldt

Im letzten mOAning star berichteten wir, daß der Iran u. a. mit der DDR in Verhandlung stehe, um dessen kriegszerstörte Wirtschaft wieder aufzubauen. „Wie es mit dem

Irak aussieht, wissen wir nicht ...", so schlossen wir damals. Etwas Aufschluß darüber brachte die NBI[48] 48/88.

Dort wurde stolz berichtet, daß seit 1980 etwa 2000 Fachleute aus der DDR an einer 600 km langen Eisenbahnlinie von Bagdad an die syrische Grenze mitarbeiten. An dieser „neuen Bagdadbahn" (NBI) werden 4000 km Kabel und 200 km PVC-Rohre verlegt, 4000 Lichtmasten (für normale Straßenlampen und Bahnhöfe), 700 Zeichen und 500 Signale gesetzt, 70 Trafostationen und 50 dieselbetriebene Notstromaggregate sind installiert worden. Während der ganzen Zeit des Golfkrieges baute also die DDR am irakischen Verkehrsnetz mit. Es ist anzunehmen, daß auf dieser Strecke nicht nur Urlauberzüge pendelten. Von der Schiene zur Straße. Im Motorkalender der DDR 1989 war ein längerer Artikel über das LKW-Werk Ludwigsfelde. Der Betriebsdirektor erzählte stolz, wie er mit Erfolg den W 50 in vielen Entwicklungsländern vorstellte, darunter auch im Irak. Der Artikel schloß optimistisch, daß der neue L 60 sicher auch überall in der Welt seine Freunde finden wird. mOAning star wird einfach nicht müde, Kriegsgewinnlerei (egal in welcher Form) bloßzustellen.

Durch die Blume

In: *mOAning star,* Nr. 4711 14 [Nr. 14, Frühsommer 1989]
Text: Jörn Finke

Als sich kürzlich einer unserer mOAning-star-Reporter in das bei der „Berliner Kulturwelt" beliebte Bierlokal „Hackepeter" begab, um sich nach einem arbeitsreichen Tag beim Biergurgeln zu entspannen, vernahm er am Nebentisch eine ihm wohlbekannte Stimme.

Ein leichtes Drehen des Kopfes und ein dezenter Blick aus den Augenwinkeln bestätigten seine Vermutung.

Am Nebentisch saß der bekannte Berliner Propagandist Ede Kranz[49] und referierte gerade über das Wesen der sozialistischen Demokratie am Beispiel der letzten Wahlen. Ein unauffälliger Blick auf die Zwischenrechnung der Diskussionsrunde ließ unseren gewieften Redakteur schlußfolgern, daß der Referator bald seinen Höhepunkt erreicht haben wird.

Er ging gerade dazu über, die Wahlergebnisse von 1993 zu verkünden, wozu er die Stimme erhob und aufstand, um den unbeteiligten Besucherrest des Lokals zum Zuhören zu zwingen. Er forderte die Besucher auf mitzuschreiben und begründete sein Auftreten mit dem Satz: „Damit ihr gleich Bescheid wißt und niemand wieder im nachhinein behauptet, es habe ein Wahlbetrug stattgefunden." Auch unser Redakteur schrieb mit, was nun folgte. Und es folgte:

„Wahlberechtigte Bürger: 12154676"

48 Neue Berliner Illustrierte.
49 Egon Krenz.

Die unverschämte Anfrage eines am Nebentisch sitzenden Bürgers, woher er denn das jetzt schon wissen könne, wurde von Ede Kranz mit einem geringschätzigen Blick tiefster Verachtung beantwortet und mit dem Satz: „Wir wissen alles!"

„Abgegebene Stimmen 12003567
Ungültige Stimmen 4631
Für den Wahlvorschlag 11889194
Gegen den Wahlvorschlag 114373."

Und nun erfolgte eine kurze, aber wie unendlich wirkende Pause, die seinen Ruf als Meister der Rhetorik nur bestätigen konnte. Er stellte sich kerzengerade, richtete das Gesicht heroisch gen Himmel (der augenblicklich mit Rauhfasertapete verklebt zu sein schien) und nannte die mit Spannung erwartete Zahl. Man hätte ein Bierglas zu Boden fallen hören können.

„Für den Wahlvorschlag 97,38%."

Die Anfrage, ob 97,38% die eindeutige Mehrheit der Bevölkerung sei, konnte nur mit andächtigem Schweigen beantwortet werden.

Das Bleichwerden des Referators und ein einleitend glucksendes Rülpsen machten die Besucher des „Hackepeters" darauf aufmerksam, daß das Referat auf der Toilette fortgesetzt wurde.

Anmerkung der Redaktion

Bevor man uns des Betruges bezichtigt, den eigentlich andere begehen, sehen wir uns gezwungen, oben genannte Zahlen zu veröffentlichen.

Wir nehmen an, daß die Selbsternannte ihrem Völkchen im allgemeinen Auflockerungsprozeß etwas mehr Gegenstimmen einräumen wird.

Daher die geringen 97% Jawoll-Stimmen.

Natürlich sind die Zahlen wie immer ohne Gewähr, doch falls sich kein Reförmchen bzw. Radikälchen einschleichen wird, kann man sich getrost schon mal darauf berufen.

An alle, denen es ernst um unsere Sache ist.

In: *mOAning star,* Nr. 4711 15 [Nr. 15, November 1989]
Text: Gesamtredaktion

SCHLUSS MIT DEM ORGANISIERTEN WIRTSCHAFTSVERBRECHEN!

Gemeint ist der illegale Handel mit Mauerbruchstücken. Die Mauer ist unser Volkseigentum!

Also fordern wir jeden auf, der eines solchen Souvenirs ansichtig wird, *sofort* einen beglaubigten Kaufvertrag anzufordern und bei Legitimationsschwierigkeiten bzw. -unfähigkeit das Objekt einzuziehen. Bei Transportproblemen soll die Identität des unrechtmäßigen Besitzers gebrandmarkt und das Corpus delicti gekennzeichnet werden, um es später einzuholen. Sämtliche entstehenden Kosten trägt der unrechtmäßige Besitzer.

Wir dürfen es nicht zulassen, daß uns schon wieder mal ein Milliardendeal durch die Lappen geht!

Ein Beispiel, wie Geschäftsumtriebe dieser Art empfindlich gestört werden können, ist das eines australischen Dealers.

Dieser wurde auf frischer Tat ertappt, als er Mauerbruchstück-Blüten in Australien versilbern wollte. Sein Geld-seliges Grinsen werden wir nie vergessen, als wir ihm die Reste unseres alten Schuppens vermachten.

Aufstand im Lakandonischen Urwald

Subcomandante Marcos' fabelhafte Philosophie*

Von Hugo Velarde

Der aufständische Subcomandante Marcos, von dem mittlerweile die ganze Welt spricht und dessen Untergeordnete „Comandantes" heißen, hat sich jahrelang nicht nur im mexikanischen Südosten verschanzt, sondern sich auch mit fabelhaften Masken verschleiert. Als wäre er Walt Disney in postkommunistischer Latino-Gestalt, ließ er aus dem Lakandonischen Urwald unentwegt die Tierwelt sprechen. Aber ein Spaßvogel ist er keineswegs. Seine Argumente gegen die „globalisierte" Welt ökonomischer Gewalt, Unterdrückung und Demütigung, sind beredt genug, um nur Spaßguerillero zu sein. Er hat in Mexiko und über dessen Grenzen hinaus kategoriale Selbstverständnisse umgestülpt und Hierarchien umgekehrt.

Während er die Neoliberalen des barbarischen Auslöschungsversuchs von Geschichte bezichtigt, ärgert er sich über die apokalyptische Katerstimmung der europäischen Linken, die einer bedauerlichen Phantasielosigkeit verfallen sei. Zynismus oder Trauer statt Melancholie. Die Rechte peitscht sich, wie immer selbstvergessen, voran und will sich durch Neologismen als Fortschrittstriebkraft in die Geschichtslosigkeit hinüberretten. Die Altlinke, auch selbstvergessen, schwankt zwischen Opportunismus und Apokalypse und wähnt sich im Staatsapparat oder im unentrinnbaren Strudel des Untergangs. Eine Telenovela der Geistlosigkeit ist über die Welt hereingebrochen.

Aber ein Linker im Sinne der Französischen Revolution bleibt Marcos nach wie vor. Links von der bedingungslosen Billigung des Schlachtfeldes namens Welt zu stehen, heißt bereits die konkrete Utopie ins Visier genommen zu haben, Schiff und Wind in eins zu sein, um in den Hafen der Gleichheit und Gerechtigkeit einzufahren. Maximilian Robespierre und Michail Bakunin, Karl Marx und Antonio Gramsci: Marcos hat ihr Erbe angetreten. Der Weltkonvent tagt alltäglich, die Fetzen fallen, die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Man muß die Geschichte nur menschlich gestalten. „Dem dient kein Wind, der keinen Hafen hat, nach dem er segelt."[1] Michel de Montaignes Perspektive ist zukunftsweisend, utopisch par excellence und rettend, will man sich ihrer annehmen. In dieser Tradition steht der Mexikaner auch. „Der Neoliberalismus bezweckt mit der Auslöschung des Gedächtnisses, daß die neueste Geschichte ohne Schuldige und ohne gerechte Kämpfe dasteht. Die Totsagung der Utopie läßt nur noch die Gegenwart und das Vorherbestimmte gelten", bemerkte er in einem Interview.[2]

* Rezension und Diskussion von:
DURÁN DE HUERTA, Marta: **Yo Marcos. Gespräche über die zapatistische Bewegung.** Aus dem Spanischen übersetzt von Horst Rosenberger und Andreas Löhrer. – Hamburg: Edition Nautilus Verlag Horst Schulenburg 2001. 126 S.

1 Michel de Montaigne, zitiert nach Karl Mannheim Diagnose unserer Zeit. Gedanken eines Soziologen, Zürich, Wien und Konstanz 1951, S. 2.

2 In: Manuel Vázquez Montalbán, Marcos. Herr der Spiegel, Berlin 2000, S. 89.

Marcos trat in Erscheinung, wo man ihn nicht vermutete und entwickelte eine Poetik, die Sprengstoff für ein neues Politikverständnis liefert. Und er konstruierte seine aufrührerischen Bekundungen mit „postmodern" anmutenden Wechselstrategien. Don Quijote und König Lear. Ein philosophierender Käfer, „Don Durito", war Sprachrohr der Komödie, Tragödie und Farce des Zerrspiegels der Menschheit, des Kapitalismus.

Marcos schöpfte seine politische Philosophie aus einer autochthonen Kultur, die Hoffnung für Millionen mexikanischer Indios verheißt. Auch für die Indios in den urbanen Metropolen, für die kapitalistische Reservearmee, für die Scharen unbefristeter Arbeitsloser, die ihr Leben gegen Spiegelchen und Rausch tauschen. Die mexikanischen Indios standen auch als Symbol für die Verlierer im weltumspannenden Kapitalismus. Die Verdammten dieser Erde seien überall.

Am 25. Februar 2001 machten sich die Zapatisten unter der Führung des Subcomandante auf einem 3000 Kilometer langen Weg nach der mexikanischen Hauptstadt. Keiner wußte genau, ob das ihr verhängnisvolles Ende bedeutete, wie Marcos' künftiger Personalausweis aussehen sollte, was sich hinter seiner Maske versteckt, oder ob seiner Maske seine erste oder zweite Natur zugrunde liegt. Die Maske machte ihn, folgt man dem altgriechischen Bild, zur Persona, derweil grata für die Unterdrückten und non grata in den Metropolen, desgleichen zu Kopula, zum Attribut, zur personifizierten Bühne der Masken selbst, wo die Menschen ihre unverwechselbare Gestalt zum Ausdruck bringen können. Die Verschleierung des Gesichts ist Selbstbehauptung, Kampfmittel und Allegorie, Ausdruck der Verkehrung der Verhältnisse, die selbst verkehrt sind. Marcos ist Metaphoriker und Metapher zugleich.

Der Subcomandante war ein Erneuerer, der die institutionelle Logik des mexikanischen Staatsapparates bis zur Zerreißprobe ausmanövrierte. Sein Gang im Dschungel und durch die dicht umschlungenen Pfade des mexikanischen Urwaldes schillerte zwischen impressionistischen Erlebensformen sowie expressionistischen Ausdrucksbewegungen, unterstellte eine Freiheit im Repertoire des politischen Kampfes, die sich allen bürgerlichen Konventionen, auch dem Selbstverständnis der rebellischen Kämpfe in Fidel Castros einstigem Kuba oder Ernesto Ché Guevaras stoizistischem Waffenheroismus in Bolivien, entzog. Wie ein auf entblößte Realität Setzender und auf sie nicht nur virtuell zurückgekehrter Postmoderner, lieferte er der erstaunten Welt ein barockes Spektrum von Poesie, marxistischer Philosophie, Poststrukturalismus, Alltagsphänomenologie und magischem Realismus, das er je nach Lage beliebig kombinierte.

Der revolutionäre Leader aus Chiapas will der korrupten mexikanischen Gesellschaft historische Persönlichkeit und Autonomie zurückverleihen, indem er gleichwohl die Masken der dort Mächtigen herunterreißt.

Marcos ist ein Philosoph der Tat. Theorie und Praxis sind ihm unauflösbar verbunden. Der „Herr der Spiegel"[3] reiht sich ein in die Geschichte von linken Emanzipationsbewegungen, die begrifflich und metaphorisch eine lange Traditionslinie aufweist.

Ebensowenig wie der ökonomische Reproduktionskreislauf unterbrochen werden kann, ist die Reproduktion der geistigen und sprachlichen Repertoires der Menschen

3 Ebd.

abzubrechen. Werden Denken und Handeln zu einer unüberwindlichen Kluft auseinandergerissen, so werden gegenständliche und geistige Reproduktionsweisen versprengt. Das entspricht der Logik der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft, der die Teilung von reiner und praktischer Vernunft sowie die Spaltung von Natur und Geschichte innewohnt.

Über Thomas Morus, Jean-Jaques Rousseau – die Liste ist lang – bis u.a. zu Pierre-Joseph Proudhon, Marx und Friedrich Engels standen diese Veränderungen im Blick ihrer revolutionären Überlegungen. Die Emanzipationsbewegungen des 20. Jahrhunderts schlossen sich dieser Marxismus und Anarchismus verbindenden Tradition an,[4] die um das Ende des zweiten Jahrtausends nunmehr in Mexiko einen neuen Impuls gefunden hat.[5] Aber Europa war unbestrittenes Vorbild. Der Marxismus, an den Marcos in der Rezeption von Jean-Paul Sartre und Louis Althusser knüpft, welche wiederum einer merkwürdigen Reinterpretation von Martin Heidegger und Max Weber folgte, war ein eminent europäisches, vor allem ein deutsches und russisches Produkt.[6]

In Rußland war er durch u.a. Georg Plechanow, Lenin, Nikolai Bucharin, Karl Radek, Leo Trotzki; in Deutschland durch Franz Mehring, Karl Kautsky, Rosa Luxemburg oder Karl Korsch vertreten. Ungarn hatte das Genie von Georg Lukács zu bieten. Die Italiener Antonio Labriola und Gramsci standen jedoch, weitgehend nur epigonal, nur an der Peripherie der einstig virulent gewordenen kontinental-europäischen Arbeiterbewegung, dessen Rezeption besonders in den romanischen, südeuropäischen Ländern, und von da aus in Lateinamerika, besonders erst nach dem zweiten Weltkrieg eine maßgebliche Rolle spielte. Die Franzosen dominierten die Rezeption erst in den sechziger Jahren.

Während die lateinamerikanischen Intellektuellen punktuell den europäischen Diskurs aufnahmen, blieben ihre Gesellschaften Safarilandschaften, Naturparks für Markt- und Machtinteressen.

Während in Europa die kommunistische Bewegung in die Hände Stalins geriet, rüstete das Kapital zu einer Offensive gegen die peripheren Länder der Welt auf. Der Imperialismus war Realität genug, um sie dem Zwitterfeind des Sowjetkommunismus als dessen Erfindung zu unterstellen. Das Gesicht der Welt war bipolar und den grotesken Machtspielen von Geheimdiensten untergeordnet, als das Ende des Staatssozialismus kam. Die Zerrbilder imperialer Rationalität und parteidiktatorischen Kommunismus bestimmten die Tragödie der Linken in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Fiel 1989 der real-existierende Sozialismus seinen Irrbildern zum Opfer, so bestand diese, der Französischen Revolution entwachsene konkrete Utopie noch auf der (idealen) historischen Perspektive des Sozialismus. Die Utopie kämpfte noch, allen Warnungen

4 Vgl. Anarchismus. Zur Geschichte und Idee der herrschaftsfreien Gesellschaft. Hrsg. von Hans Diefenbacher, Darmstadt 1996.

5 Antonio García de León, Resistencia y Utopía. Memorial de agravios y crónica de revueltas y profecías durante los últimos quinientos años de su historia, 2 Bde., Mexiko-Stadt 1994; Subcomandante Marcos. Ein maskierter Mythos. Hrsg. von Anne Huffschmidt, Berlin 1995; Der Wind der Veränderung. Die Zapatisten und die soziale Bewegung in den Metropolen. Hrsg. von Hanna Mittelstädt und Lutz Schulenburg, Hamburg 1997; Subcomandante Marcos, Botschaften aus dem Lakandonischen Urwald. Über den zapatistischen Aufstand in Mexiko, Hamburg 1996.

6 Vgl. Valentino Gerratana, Investigaciones sobre la historia del marxismo, 2 Bde., Barcelona 1975.

zum Trotz,[7] um deren Verwirklichung. Aber alles schien vergeblich. Der Ort des Geschehens war vergiftet. Westeuropas Ausweitung in den Weltmarkt ging mit einer radikaleren Abkapselung von den armen und ärmeren Entwicklungsländern einher.[8]

In Europa war die Erfahrung mit dem Staatssozialismus eine doppelt gebrochene: a) sofern der Sozialismus im Osten politisch durch Auflehnung und Anpassung zusammengebrochen war und b), sofern das Scheitern des Sozialismus auf „nur" eigene Traditionen verwies, aus der sich jedoch die weltumspannende sozialistische Bewegung gespeist hatte: „Jede revolutionäre Bewegung verbindet sich zunächst mit dem jüdisch-christlichen Diskurs, er ist der revolutionäre, der prophetische. Doch dann, wenn die Bewegung gesiegt hat, geht sie über in den römisch-staatlichen Diskurs. Das einzige Modell von Staat in Europa ist nach wie vor Rom."[9]

Diejenigen, die außerhalb Europas das alternative, antikapitalistische Projekt nicht aufzugeben bereit waren, zeigten zunächst ihre nur zaghafte Auflehnung, die jedoch immer eloquenter, klarer und konkreter wurde. Das Eis war gebrochen. Eine neue Metaphorik bahnte sich den Weg, der dem ökonomischen und politischen Diskurs des Establishment die Stirn zu bieten vermochte.[10] Rom ist nicht überall, obgleich Mexiko-Stadt für Rom steht. Es gilt, Rom zu erobern, wie einst die Barbaren, die die Welt veränderten.

Das Territorium, von wo aus die Auflehnung einsetzt, ist eine Metapher, ein Stachel, der auf das Herz der kapitalistischen Entzauberung zielt. Marcos hat es so formuliert:

„Berge im mexikanischen Südosten. Der Mond hat sich wie oft über den Hügel fallen lassen. Ein Geklirre gebrochener Scherben wird von einem Murmeln gefolgt. Es scheint ein Bach, Regen zu sein. Es sind Schritte. Tausende davon. Eine Schattenarmee müht sich ab, die Stücke des gebrochenen Spiegels aufzusammeln. Vorsichtig ordnen sie die Stücke des Puzzles, welches Abbild dieser fragmentarischen Realität zu sein trachten wird, die wiederum – wer zweifelt daran? – nicht aufhört sich zu bewegen.

Mit freudiger Unruhe fällt ihnen auf, daß einige Stücke fehlen. Obgleich die aufgesammelten Stücke kaum ermöglicht haben, einen unvollständigen und schlecht zusammengeklebten Spiegel zusammenzubauen, gelingt es in seinem Abbild, wenn auch nicht deutlich, Gestalten zu sehen, die nicht nur formlose Flecken sind. Langsam heben sie den zusammengeflickten Spiegel auf und zielen ihn westwärts, gerade in die Richtung, in die dieser andere Spiegel, der dort oben jeden Morgen leuchtet, den Schritt Tag für Tag zwingt.

Ohne aufzuhören uns zu sehen, aber vor allem das Andere und die Anderen sehend, ergreifen wir, schreibende Krieger, das Wort, diese, die wir sind.

7 Vgl. Jean-Francois Revel, La grande parade. Essai sur la survie de l'utopie socialiste, Paris 2000.

8 Vgl. Noam Chomsky und Heinz Dieterich, Globalisierung im Cyberspace. Globale Gesellschaft, Märkte, Demokratie und Erziehung, Unkel/Rhein und Bad Honnef 1996; sowie Hans-Peter Martin und Harald Schumann, Die Globalisierungsfalle. Der Angriff auf Demokratie und Wohlstand, Reinbek bei Hamburg 1997.

9 Heiner Müller, Gesammelte Irrtümer 2, Frankfurt a. M. 1990, S. 89.

10 Marta Durán de Huerta, Yo, Marcos, Mexiko-Stadt 1994, dt.: Viva Zapata! Gespräche mit Subcomandante Marcos in Chiapas, in: Die Aktion, Nr. 129/132 (1995), resp. Yo Marcos. Gespräche über die zapatistische Bewegung, Hamburg 2001.

Dort oben schießen alle auf die Uhren."[11]

Am 1. Januar 1994 erfuhr die Welt von der Existenz der mexikanischen Guerillagruppe Zapatistische Nationale Befreiungsarmee (EZLN). Subcomandante Marcos verliest einen Tag später aus Chiapas die „Erste Erklärung aus dem Lakandonischen Urwald" in der Kathedrale von San Cristóbal. Die Forderungen der Zapatisten wurden mit „Es reicht! zusammengefaßt. „Arbeit, Land, Wohnung, Nahrung, Gesundheit, Bildung, Unabhängigkeit, Freiheit, Demokratie, Gerechtigkeit, Frieden, Information und Kultur" bildeten den ersten Forderungskatalog, der die von der PRI (Partei der Institutionellen Revolution) geführte Zentralregierung in Mexiko-Stadt tief erschütterte.

Marcos bildet seinen Generalstab in „La Realidad", einem real bestehenden, märchenhaften Dorf im Herzen des südmexikanischen Urwalds. Von hier aus beginnt ein Kampf, der an Originalität und Friedfertigkeit in der Geschichte der Guerillakämpfe der Welt seinesgleichen sucht. Die Zapatisten können sich keinen einzigen terroristischen Angriff vorwerfen lassen, aber sie rufen eine Armee auf den Plan, die das Ziel verfolgt, in Mexikos Zivilgesellschaft einzugreifen, um die Mächtigen zu stürzen.

Und der Anspruch der Bewegung wird noch globaler: „Chiapas ist das Aleph, der Punkt, an dem die Lichter und die Schatten der heutigen Welt zusammentreffen." Jorge Luis Borges wird post mortem zum Revolutionär. Und weiter: „Chiapas ist der Stolperstein der wilden Globalisierung, die Achillesferse der ‚liberalen Wirtschaftsumstellung'."[12]

Am 2. Juli 2000 wurde die PRI nach 70jähriger Regierungsmacht von der christlich konservativen Partei PAN (Partei der Nationalen Aktion) von Vincente Fox abgelöst. Die Zapatisten hatten einen maßgeblichen Anteil an der demokratischen Abwahl der korrupten Regierung. Das politische Feld wurde jedoch konservativ besetzt. Seitdem änderte sich Marcos' Strategie.

Sein Ziel ist das „Verschwinden" in der mexikanischen Zivilgesellschaft. „Wir wollen gegen die Notwendigkeit kämpfen, im Untergrund zu leben!"[13] Aber die Metapher des Kampfes wird zur fabelhaften Maske. Der Kapitalismus wird als der Löwe charakterisiert, dem man nur den Spiegel seiner eigenen Natur vorzuhalten bräuchte, um ihn zur Strecke zu bringen. „Den Löwen kann nur eine ebenso gewaltige, blutrünstige und mächtige Kraft besiegen."[14] Aber worin ist dieser Löwe verkörpert, der die Welt noch weit und breit beherrscht?

Marcos hat sich schon festgelegt: „Unser politisches Tun besteht nicht in der Übernahme der Macht, in der Übernahme der Macht durch die Waffen, aber auch nicht durch Wahlen oder durch einen Staatsstreich usw. usf. [...] Wir sagen, daß was getan werden muß, besteht u.a. im Umsturz des Machtverhältnisses, weil das Machtzentrum nicht mehr den Nationalstaaten zugrunde liegt. [...] Worum es uns geht, ist ein anderes politisches Verhältnis aufzubauen [...] Wer dieser Nation einen Sinn gibt, sind

11 Subcomandante Marcos, Ventanas abiertas, puertas por abrir [Offene Fenster, zu öffnende Türen]. Erklärung zur Abwahl der PRI am 2. Juli 2000, in: www.patriagrande.de.net/mexico/ezln.

12 Manuel Vázquez Montalbán (Anm. 2), S. 204.

13 Marcos im Interview mit Ignacio Ramonet, in: *El País Digital,* 25. Februar 2001.

14 Manuel Vázquez Montalbán (Anm. 2), S. 33.

schließlich wir selbst, die Bürger und nicht der Staat. Wir werden Politik ohne Maske machen, aber mit unseren eigenen Ideen."[15]

Erwartet die Zapatisten der Aschermittwoch, an dem alle Masken fallen, vorausgesetzt, daß die Mächtigen nicht wieder ihren Rosenmontag feiern? Das wird nur die Geschichte zeigen.

15 Marcos im Interview mit Ignacio Ramonet (Anm. 13).

Neue Literatur

DIMITROFF, Georgi: **Tagebücher 1933–1943.** Hrsg. von Bernhard H. BAYERLEIN. Aus dem Russischen und Bulgarischen von Wladislaw Hedeler und Birgit Schliewenz. **Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern 1933–1943.** Hrsg. von Bernhard H. BAYERLEIN und Wladislaw HEDELER unter Mitarbeit von Birgit SCHLIEWENZ und Maria Matschuk. – Berlin: Aufbau-Verlag 2000. 712 S. (Tagebücher) und 773 S. (Kommentare) [im Schuber]

Georgi Dimitrov, als „Held von Leipzig" weltbekannt gewordener Gegner von Hermann Göring im Prozeß um den Reichstagsbrand 1933/1934, hat in verschiedenen Phasen seines Lebens Tagebuch geführt. Für den Zeitraum von 1933 bis 1943 wurden seine Tagebuchnotizen jetzt in einer aufwendigen Bearbeitung von dem an den Universitäten Köln und Mannheim tätigen Romanisten und Komintern-Historiker Bernhard H. Bayerlein und anderen herausgegeben. Die Aufzeichnungen Dimitrovs beginnen mit dem Tag seiner Verhaftung, dem 9. März 1933, und enden mit der „Auflösung" der Komintern am 12. Juni 1943. Für die Zeiträume vom 1. Februar 1935 bis zum 18. August 1936 und vom 18. März 1938 bis zum 15. August 1938 fehlen die Aufzeichnungen, wofür es mehrere „Erklärungen" gibt. Er habe entweder in diesen Zeiträumen keine Notizen verfaßt, um nicht selbst Opfer zu werden, oder er bzw. andere habe(n) die Notizen entfernt. Die restlichen Tagebuchnotate, die bis zum 6. Februar 1949, also bis kurz vor seinen Tod (2. Juli 1949), reichen, enthält der Band nicht – vermutlich aus Platzgründen. Der Herausgeber bemerkt hierzu lapidar: Das „umfassende Konvolut musste geteilt werden". Besonders mit Blick auf die fast 200 Seiten lange Chronik, die der Kommentarband enthält, kann das Raumargument wenig überzeugen, enthält diese Daten- und Ereignissammlung doch überwiegend Einträge, von denen man sich fragt, was sie mit Dimitrov zu tun haben könnten. Dieser Platz hätte sinnvoller verwendet werden können.

Lediglich zu Beginn liest man in den Tagebüchern etwas von dem, was man gewöhnlich von derlei Texten erwarten darf: Ein nach außen gewendetes Zwiegespräch mit dem *alter ego* des Autors, das ihm seine eigenen psychischen und intellektuellen Entwicklungen und Haltungen klarer werden lassen sollen. Solche Textstellen finden sich aber nur – und das auch sehr sporadisch – für den Zeitraum seiner Haft im nationalsozialistischen Deutschland. Natürlich gehören dazu auch die unter Kommunisten üblichen, ideologisch geprägten Zwangsvorstellungen vom terroristischen Justiz- und Unterdrückungsapparat der Nationalsozialisten, dem ein klassenorientiertes Justizwesen des ersten Arbeiter- und Bauernstaates gegenüberstehe, in dem nur wirklich Schuldige bestraft würden und in dem Angeklagte zudem mehr Rechte hätten als andernorts (vgl. z. B. S. 83). Schon kurze Zeit nach seiner Abschiebung in die UdSSR (27. Februar 1934) ist jedoch ein deutlicher Bruch zu erkennen, der sich dann relativ schnell verstetigt und den Charakter der Notizen verändert. Bereits am 1. März 1934 stellt er über das EKKI-Mitglied Pjatnickij fest: „Er ist auch ganz anders geworden!" Ebenso über Knorin, der auch im EKKI tätig war, heißt es dann am 4. März: „Knorin – was für geänderte Haltung." Auch seine Freiheit, seine Ansichten zu vertreten, wurde stark eingeschränkt, wie Dimitrov während eines Gespräches mit Stalin am 1. April 1934 über einen Brief an österreichische Arbeiter feststellen mußte, den er anläßlich der bewaffneten Kämpfe vom Februar in Wien schreiben wollte und in dem er diese Kämpfe als Aufstand bezeichnete, was Stalin nicht paßte, der dort nur einen bewaffneten Kampf vonstatten gehen sah (S. 93). Relativ schnell wird Dimitrov klar(gemacht), daß sich in der UdSSR einiges geändert hat und daß es nur einen gibt, der etwas zu sagen hat, was man seinem Tagebuch allerdings nicht bzw. nur als eine durch den Leser zu ziehende, mögliche Schlußfolgerung anmerkt. Zu Recht stellt der Herausgeber fest: „Mit Dimitroffs Aufstieg wandelt sich das Tagebuch immer stärker zum Arbeitsjournal mit Beschlussprotokollen und – als zentralem Bestandteil – den schriftlich fixierten Vorgaben der obersten Spitze" (Bd. Kommentare, S. 7). Und hierdurch wird auch der Wert dieser Edition deutlich. Wie Wolfgang Leonhard anläßlich der Buchpräsentation in der Berliner SPD-Zentrale formulierte: „Die Dimitrov-Tagebücher handeln nicht von Dimitrov, sondern von Stalin!" Aus nächster Nähe werden die engste Umgebung Stalins und er selbst dargestellt und die dort herrschenden Umgangsformen für den Leser sichtbar gemacht. Banalitäten und Absurditäten breiten sich vor dem Betrachter aus, hinter denen sich

gefährliche Fallgruben verbargen, denen zu entgehen den beteiligten Akteuren sehr schwer gemacht wurde. Dadurch wurden Täter zu Opfern und Opfer zu Tätern, die Grenzen wurden fließend. Wer dann am Ende an der Exekutionsmauer landete und wer im Straflager, war kaum noch vorhersehbar. Rechnen mußte jeder mit allem – jederzeit.

Wenngleich die Veröffentlichung – zumal in einer so aufwendigen Form – der Dimitrov-Tagebücher sehr begrüßenswert und die enorme Arbeit, die Herausgeber, Übersetzer, Archivare und Lektoren geleistet haben, sehr zu würdigen ist, können einige kritische Anmerkungen dennoch nicht unterbleiben. Es ist, um mit dem nachrangigsten Einwand zu beginnen, wenig überzeugend, daß keine durchgehend wissenschaftliche Transliteration zur Anwendung gekommen ist. Ärgerlicher sind dann schon falsche Angaben. So etwa wenn ein Photo, das in den Tagebuchnotizen ausdrücklich erwähnt wird, in der Bildunterschrift falsch datiert wird (Bd. Kommentare, zwischen S. 400 und S. 401, Dimitrov mit Stalin, Molotov und anderen). Angeblich sei dieses Foto im März 1933 entstanden, zu einer Zeit also, während der Dimitrov in Deutschland in Haft war. Wie dem Tagebuch zu entnehmen ist (S. 90), entstand das Photo am 3. März 1934. Auch das Geburtsdatum von Dimitrov wird interessanterweise unterschiedlich datiert, obwohl es darüber keine Zweifel gibt: Er wurde am 18. Juni 1882 geboren, somit kann sein 60. Geburtstag auch nicht am 27. August 1941 gewesen sein (Bd. Kommentare, S. 14). Besonders ärgerlich sind jedoch einige im „besten" Stasi-Deutsch gehaltene Bildunterschriften, die die bereits erwähnten Photographien zieren (Bd. Kommentare, zwischen S. 400 und S. 401): „Billardhalle des von Stalin genutzten Objektes [...]", „Restaurant des Objektes [...]", „Eine der Datschen des Objektes [...]", „Blick vom Objekt [...]". Erich Mielke hätte an dieser Wortwahl sicher seine Freude gehabt. Den Gipfel der Unzulänglichkeiten stellt jedoch das Verzeichnis der Kurzbiographien dar, besonders im Hinblick darauf, was dort nicht steht. Dies soll hier an zwei Beispielen deutlich gemacht werden. Auf den Seiten 113 bis 116 ist von einer Tanja Nikolova die Rede, die in einer – nicht näher bestimmten – Beziehung zu einer Moskvina steht, und über die sich Dimitrov – anscheinend in Bezug auf ihre Gesundheit – große Sorgen macht. Zwar findet man Nikolova immerhin im Namensregister, aber in den Kurzbiographien sucht man beide Namen vergebens. Mögen diese beiden Personen für die Vita und Tätigkeit Dimitrovs von nebensächlicher Bedeutung gewesen sein, so sind es andere Personen – besonders auch aus deutscher Sicht – ganz gewiß nicht. So finden wir in den Kurzbiographien einen einigermaßen wohlwollenden (um nicht zu sagen: beschönigenden) Eintrag zu Alfred Kurella, über seinen im Straflager gestorbenen Bruder Heinrich, ebenfalls bis zu seiner Verhaftung im Komintern-Apparat tätig, jedoch kein Wort. Diese Einstellung spricht für sich selbst und ist leider kein Einzelfall in den beiden Bänden der Dimitrov-Tagebücher. Dies schmälert ihren Wert leider nicht unerheblich.

Ralf Zwengel

BEIER, Gerhard: **Aufbruch zum Europäischen Sozialstaat. Zur Sozialgeschichte der europäischen Revolution 1848/49. Essay, Texte und Bilder.** Mit einem Vorwort von Klaus ZWICKEL. – Frankfurt a. M.: Bund Verlag 1998. 376 S.

Die erhebliche Verspätung, mit der dieses Buch hier angezeigt wird, liegt allein in der Verantwortung des Rezensenten. Sie ist zu einem großen Teil Folge der Schwierigkeiten, die dieser mit dem einleitenden Essay hatte und denen er mehrfach durch ein Beiseitelegen des Buches – vergeblich – zu entkommen suchte.

Bei dem Band handelt es sich um den Beitrag der IG Metall zum Gedenkjahr 1848/49 (S. 14). Zielsetzung ist erklärtermaßen die Stiftung politisch-historischer Kontinuitäten. Klaus Zwickel nennt in seinem Vorwort als Leitlinien der historischen Erinnerung an die Ziele der „Paulskirchenbewegung" die Werte Rechtsstaatlichkeit, Freiheit und soziale Gerechtigkeit. Ein solches Vorhaben ist durchaus berechtigt, ja politisch sinnvoll und wünschenswert. In dem unlängst allzufrüh verstorbenen Gerhard Beier hatte man einen durch zahlreiche Veröffentlichungen ausgewiesenen exzellenten Kenner der deutschen (gewerkschaftlichen) und regionalen (hessischen) Arbeiterbewegungsgeschichte gewonnen, der sich überdies im Zusammenhang mit der Publikationswelle aus Anlaß des Revolutionsjubiläums mit einigen Aufsätzen und Quellenveröffentlichungen zum ansonsten arg vernachlässigten Thema Arbeiterbewegung zu Worte gemeldet hatte. Die vorliegende Schrift nützte er nunmehr als Möglichkeit, seinen sehr persönlichen „frischen Blick in die Geschichte" (Einbandtext) vorzulegen, um so aus

der Einsicht in historisch nicht genutzte Möglichkeiten zukunftsorientierte Handlungsperspektiven aufzuzeigen, die einem kritischen, solidarisch-emanzipatorischen Denken verpflichtet sind, also im Klartext: Lehren aus der Geschichte zu ziehen. Das Buch selbst zerfällt in zwei Teile. Den ersten bildet ein 112seitiger Essay unter dem programmatischen Titel: „Am Ende der nationalliberalen Epoche: Mut zur Geschichte mitten im Fluß". Der zweiten Teil besteht aus 58 Dokumenten und 104 Abbildungen aus der Leipziger „Illustrirten Zeitung" der Jahre 1848–1850.

Beiers „Essay" ist ein vehement und engagiert vorgetragenes, dabei stark pointierendes, stellenweise enthusiastisches Bekenntnis zu den Grundwerten einer demokratischen und solidarisch-sozialstaatlichen Gesellschaft, deren Erkämpfung er gleichermaßen als Ziel der geschichtlichen Emanzipationsbewegungen und als auf der Tagesordnung der aktuellen europäischen bzw. internationalen (weltweiten) Politik stehend betrachtet. Der Essay ist aber auch ein Gemisch aus entschiedenen Wertungen historischer Prozesse und Ereignisse, diversen historischen Auslassungen, geschichtstheoretischen Aussagen und Thesen – einschließlich philosophischer Allgemeinplätze –, vorgetragen als direkte Ansprache an den Leser, nachdenkliche Reflexionen, persönliche Bekenntnisse, dabei stets kreisend um den Fixpunkt: Geschichtsbetrachtung als emanzipatorische, erkenntnisvermittelnde und handlungsanleitende Wissenschaft. Dies wirkt sympathisch, stellenweise auch mitreißend, doch in seinem massiven Anspruch irritierend und in vielen Aussagen schwerlich nachvollziehbar, vor allem dann, wenn man der Auffassung ist, daß ein legitimes politisches Erkenntnisinteresse in den methodisch gebotenen Verfahrensweisen wie in den Fakten selbst sein Korrektiv finden muß.

Grundsätzlich besteht für Beier eine Parallelität zwischen bürgerlicher Freiheits- und gewerkschaftlicher Bewegung, und im Vorwort vertritt er energisch die deutsche Sonderwegstheorie. Der größte Einwand lautet: Beier weiß, was historisch auf der Tagesordnung oder – mit anderen Worten – was „auf der Agenda einer geschichtsbewußten Politik stand" (S. 28), er kennt die jeweils „richtige" Linie und was zeitgenössische Historiker hätten „wissen müssen". So kann er flugs Verbindungslinien von den europapolitischen Versäumnissen 1848/49 zu dem heutigen Problem der NATO-Osterweiterung ziehen (S. 28). Mit diesem „Rückenwind" der Geschichte und dem Wissen, was notwendig war bzw. ist, plädiert Beier, der in der Zielsetzung des Nationalstaates über ein gewisses Feindbild verfügt, beispielsweise für die seinerzeit allein sinnvolle Teilung von Schleswig-Holstein. Was die beteiligten Nordfriesen etc. darüber gedacht haben/hätten bzw. was generell die Meinung der „Objekte" dieser Geschichtsbetrachtung bzw. historischen Weichenstellung ist/war, das ist offenbar kein demokratisch-emanzipatorisches Kriterium (S. 28 f.). Gegenüber seiner Sicht der Dinge und Ziele verhält sich Beier häufig im eigentlichen Sinne unkritisch, so z. B. gegenüber den ihn selbst begeisternden 48er „Revolutionären" (S. 36 f.). Typisch ist auch ein anderer Abfall ins Normative: Nach einer vehementen Rede für die Notwendigkeit des argumentativen Diskurses als Motor des „Fortschritts-Bewußtseins der Freiheit" (S. 26) spricht Beier wenige Seiten später vom „zukunftswidrigem Mißbrauch historischer Argumentationsweisen" (S. 31). In seiner Emphase läßt sich Beier auch nicht durch Fakten bzw. den Stand historischer Forschung beeinträchtigen: seine Elogen auf Sophie von Hatzfeldt (S. 35) und Lassalles ADAV-Gründung (S. 38) sind ebensowenig haltbar wie seine These, in den ersten fünfzig Jahren habe es in der deutschen Arbeiterbewegung keinen „Funktionärstyp" gegeben,[1] oder seine Auffassung vom Bund der Kommunisten als dem allgegenwärtigen Revolutionsorganisator (S. 21 f.), die er offensichtlich mit dem zeitgenössischen Polizeirat Stieber teilt.

Die den zweiten Teil ausmachende Wiedergabe zeitgenössischer Berichte der „Illustrirten Zeitung" über das gesellschaftliche Geschehen der Revolutionszeit läßt nach dem Grund fragen. Beier weist zuerst auf die bibliothekarischen Beschränkungen der Zugänglichkeit der Zeitung (?) und dem so begründeten geringen Bekanntheitsgrad eines eigentlich weit verbreiteten und häufig erhaltenen Periodikums hin, das wichtige und informative Artikel über die soziale Bewegung enthalten habe, und v. a. in zahlreichen Bildern anschauliche Einblicke in die Arbeitswelt der Metaller ermögliche (S. 124). Für die wiederholt geäußerten Behauptungen, die Beier hinsichtlich der Bedeutung der Zeitung und ihrer Berichterstattung vorlegt, wünschte man sich doch einige (empirische) Belege. In der „Illustrirten Zeitung" erkennt Beier seinen o. a. Standpunkt wieder: eine europäisch-sozialstaatliche und (assoziativ) demokratische Weltbetrachtung. Geht man von den üblichen Kriterien einer historisch-kritischen Edition aus, so hat der Herausgeber massive Eingriffe in den Text vorgenommen (S. 125), um die „Lesbarkeit" zu verbessern und unter dem

Gesichtspunkt „stilistischer Glättung und sprachlicher Verflüssigung". Ein solches Vorgehen ist zumindest Ansichtssache, hier deckt es sich wohl mit der grundsätzlichen Tendenz des Autors, Geschichte „emanzipatorisch" zu vereinnahmen, „die" pädagogische Intention ist offensichtlich stärker als der Respekt vor dem Dokument. (Demgegenüber bekennt sich der Rezensent zum Standpunkt des editorischen Purismus und der These, daß man auch im Jahr 2000 dem Leser noch die Anstrengung einer „veralteten" Sprache zumuten darf.)

Wie schon gesagt: Beiers Werk ist ein klassisches Beispiel gewerkschaftlicher Arbeiterbewegungsgeschichtsschreibung, die von grundsätzlichen (abstrakten) Werten wie Menschenrechte, soziale Gerechtigkeit, Demokratie und Solidarität ausgeht, angesichts beschriebener Konflikte grundsätzlich Partei für die „Arbeitnehmer" nimmt und aus deren Sicht (Löhne, Arbeitszeit, Arbeitsplatz/-bedingungen) wertet; dabei wird die Geschichte gesehen als im Sinne der angesprochenen Grundsätze gerichtete fortschrittliche Entwicklung auf die soziale Demokratie hin. Dies soll *keinesfalls* Gegenstand der Kritik sein. Anders verhält es sich mit den Ergebnissen dieses Ansatzes.

1 *Dazu jüngst die Arbeit von Thomas Welskopp, Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz, Bonn 2000, S. 419 ff.*

Toni Offermann

BETHMANN, Anke, und Gerhard DONGOWSKI: **Der steinige Weg zur Freiheit. Revolutionäre Volksbewegungen 1848/49 im Königreich Hannover** (= Historische Schriften zur Regional- und Lokalgeschichte, Bd. 15). – Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2000. 408 S.

Der vorliegende Band, Resultat einer durch das 150. Revolutionsjubiläum 1998 veranlaßten Forschungsarbeit am Historischen Seminar der Universität Hannover bietet die erste, auch die elementaren wie organisierten außerparlamentarischen Bewegungen und Bestrebungen voll erfassende Geschichte der achtundvierziger Revolution im Königreich Hannover. Allein der enorme Umfang der erschlossenen und bearbeiteten Quellen – ihr Verzeichnis zählt rund fünfzig Druckseiten, davon allein 37 Seiten für die Archivalien – spricht nicht allein für Fleiß und Arbeitsaufwand der Autoren, sondern auch für den beachtlichen Neuheitswert des Buches.

Nach einer wesentlich noch auf vorhandener Forschungsliteratur gestützter Überblicksdarstellung der Vorgeschichte von 1848 in Deutschland (worauf man eventuell hätte verzichten können) und speziell in Hannover und der Skizzierung von „Grundlinien der Märzrevolution im Königreich Hannover" widmen sich die Verfasser in den drei umfangreichsten und nahezu ausschließlich auf neuen Quellen basierenden Kapiteln jenen drei Handlungsfeldern in der Revolution, in denen sich Volksbewegungen zur Geltung brachten. Sicher: Hannover war kein Zentrum der deutschen Revolution. Erbitterte bewaffnete Auseinandersetzungen wie in Österreich, Preußen, Sachsen und Südwestdeutschland fanden hier nicht statt. Idyllische Ruhe herrschte dennoch mitnichten. Die erstmals in dieser regionalen Geschlossenheit vorgestellten, freilich durchweg lokal isoliert gebliebenen spontanen Proteste kleinbürgerlicher und proletarischer Schichten in Stadt und Land, deren erste Welle im März/April 1848 von den städtischen Bewegungen ausgelöst worden war, sind gleichwohl beeindruckend. Die Autoren korrigieren selbst ihre Anfangsthese (S. 68), wonach der Druck massenhafter Unterschichtenproteste der bürgerlichen Revolution nicht zum Durchbruch verholfen hätte, wenn sie später schreiben, daß „die Gleichzeitigkeit des massenhaften Protestes und die Gleichartigkeit der Forderungen in allen Regionen des Landes [...] der Regierung zunächst Respekt einflößten und sie zum teilweisen Nachgeben" (S. 85) zwangen; und dies, obwohl man der Bewegung auch durch Einsatz von Militär bald Herr wurde. Ihre Forschungen bestätigen erneut die bereits gewonnene Erkenntnis, daß auf dem Lande die eigentlichen Trägerschichten der Sozialproteste das landlose Landproletariat war, dem sich die wohlhabenderen Bauern nur zeitweilig anschlossen.

Wesentlich ergänzt und vertieft wird die Analyse der spontanen Protestaktionen durch die Untersuchung bereits organisierter, wie es hier heißt, „verrechtlichter Protestformen", womit vor allem die Petitionsbewegungen gemeint sind. Erbringt die Durchsicht der städtischen bürgerlich dominierten Petitionen – abgesehen von der hannoveranischen Spezifik, daß die nationale Frage eine geradezu marginale Rolle spielte – wenig Neues, so überraschen Umfang und Inhalt der Petitionen aus den städtischen und ländlichen „Unterschichten",

in denen verständlicherweise die sozialen Interessen den Vorrang hatten. Petitionen für Religionsfreiheit konzentrierten sich wegen der Rückständigkeit Hannovers in dieser Frage auf die Gleichberechtigung der Juden. Massive Handwerkerproteste in den Städten erzwangen von der Regierung eine Sistierung der zur Gewerbefreiheit tendierenden Gewerbeordnung von 1847.

Den größten Raum stellen die Autoren den „Ausdrucksformen der institutionalisierten Revolution" zur Verfügung, worunter sie außer den dominanten politischen Vereinsbewegungen die für Hannover charakteristische Institution der Kondeputierten von März/April 1848 – ein „Kind der Revolution" (S. 156), ein Kontrollorgan und Gegengewicht zur vorrevolutionären Ständeversammlung, das sich aus Volksvertretern zusammensetzte, die von Magistraten wie von Volksversammlungen bestimmt worden waren – sowie die Bürgerwehr und die Publizistik des Revolutionsjahres subsumieren. Besonderes Interesse darf die nicht nur historisch-chronologische, sondern auch sachlich-systematische Analyse der Vereinsbewegung beanspruchen, in der allerdings die sicher nur schwach vertretenen Arbeitervereine etwas zu stark marginalisiert erscheinen. Auch ist zu fragen, ob in den proletarischen Organisationsbemühungen antikapitalistische Tendenzen gänzlich fehlten. Interessante Aufschlüsse liefert namentlich die Systematisierung der Tätigkeitsfelder der Vereine, die Untersuchung der inneren wie der nach außen gerichteten Vereinsarbeit. Die Höhepunkte der politischen Aktivitäten der hanoveraner Vereine stimmen weitgehend mit denen in anderen deutschen Staaten überein. Auch die Geschichte der Bürgerwehr unterscheidet sich kaum von der in den anderen Ländern. Die Bürgerwehren blieben „weitgehend demokratisch organisierte Schutzwachen auf kommunaler Ebene" (S. 267). Vereinzelte demokratische Versuche, auch die proletarischen Elemente einzubeziehen, wurden rigoros unterbunden. Ihnen wegen „Stiftung von Gemeinsinn" und Förderung staatsbürgerlichen Bewußtseins etwas bleibend Positives abzugewinnen, mag ebenso bezweifelt werden, wie es überzogen scheint, die „waffentragenden Bürger" für das Scheitern der Revolution „mitverantwortlich" zu machen (S. 277).

Schwächer erscheint die gesonderte Untersuchung des Zeitungswesens der Revolutionszeit, was auch mit dem Fehlen wichtiger Presseorgane zusammenhängen mag. Nicht zu übersehen ist indes die Stärke der demokratischen Presse, die allerdings wie anderswo auch den intensiven Verfolgungen durch die Machthaber – hier namentlich durch den wohlbekannten Polizeidirektor Wermuth – ausgesetzt war. Von den hier behandelten journalistischen Diskussionsthemen bezeugt die Kontroverse um die Priorität von nationalem Einheits- oder Einzelstaat am deutlichsten die Stärke des hannoverschen Partikularismus.

Ein „Ausblick" legt gegen andere Ansichten zurecht Wert auf die Feststellung, daß es sich 1848/49 in Hannover natürlich um eine Revolution gehandelt habe. Denn als Revolution sind in der Tat nicht nur die gewaltsamen Aktionen von unten, sondern vielmehr die Gesamtheit spontaner wie organisierter und insofern schon „institutionalisierter" Bewegungen für politischen und sozialen Fortschritt zu verstehen. Auch ist der These zuzustimmen, daß auch die erreichten Resultate in Rechnung zu stellen sind. Neben zeitweiliger politischer Öffentlichkeit und signifikanter Massenmobilisierung waren bleibend die Durchsetzung eines konstitutionellen Systems und die Reform von Justiz und Verwaltung. Dennoch sollten darüber die negativen Folgen der Niederlage eines demokratischen Aufbruchsversuchs, die hier ungenannt bleiben, nicht ganz in Vergessenheit geraten. Wenn denn unbedingt Verbindungslinien ins Heute gezogen werden sollen, dann ist unbedingt beides zur Geltung zu bringen.

Walter Schmidt

KRAMER, Bernd: **„Laßt uns die Schwerter ziehen, damit die Kette bricht ...". Michael Bakunin, Richard Wagner und andere während der Dresdner Mai-Revolution 1849.** – Berlin: Karin Kramer Verlag 1999. 255 S.

Der sächsische König und der Dresdner Maiaufstand. Tagebücher und Aufzeichnungen aus der Revolutionszeit 1848/49. Hrsg. von Josef MATZERATH unter Mitarbeit von Thomas BARTH, Heike HESSE, Christoph JESTAEDT und Hillit MORGENSTERN (= Quellen und Materialien zur Geschichte der Wettiner, Bd. 1). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 1999. XXII, 275 S.

Mit dem Dresdner Aufstand vom 3. bis 9. Mai 1849 wurde in der sächsischen Hauptstadt eines der letzten Kapitel der Revolution aufgeschlagen. Der 150. Jahrestag der 1848/49er-Ereignisse gab Anlaß zu Feiern und kritischer Bestandsaufnahme. Das Jubiläum des nur siebentägigen Dresdner

Kampfes stimulierte unter einer überschaubaren Zahl Bücher[1] auch den hier anzuzeigenden Band.

Daß Anarchisten mit Chaoten oder Terroristen gleichzusetzen seien, mag ein Vorurteil sein, welches auch vor der Wissenschaft nicht Halt macht. Gleichwohl hinterläßt das vorliegende – von einem bekennenden Anarchisten verfaßte und in seinem Verlag verlegte – Werk einen zwiespältigen Eindruck. Auf den ersten Blick wirkt es ansprechend. Der engagierte Autor hat die Ergebnisse von zehn Jahren Arbeit in zwölf Sachkapiteln zusammengefaßt und jener groben Chronologie zugeordnet, die man kennt. Die Schrift offeriert rund 200 zeitgenössischen Quellen, die ausgiebig und meist in vollem Wortlaut zitiert werden. Auch wenn es genügend Quellensammlungen gibt, muß dies kein Nachteil sein. Denn bekannte, aber verstreute Quellen werden kompakt präsentiert und ihnen einige neue Funde an die Seite gestellt. Die Studie ist reich und passend bebildert. Der Leser erhält ein unkonventionelles, aber anschauliches Bild der gesellschaftlichen Krisensituation von 1848/49. Dabei ergreift der Verfasser unmißverständlich Partei. Bevorzugt wird eine unbefangene Perspektive „von unten", die Mosaiksteine für eine Alltagsgeschichte des Dresdner Maiaufstands liefert. Auffallend ist die nachholende Rezeption der DDR-Veröffentlichungen zum Thema. Ein (unnötig detailliertes) Abbildungsverzeichnis, die als „Quellen" bezeichnete Literaturliste und ein hilfreiches Namensregister runden den Band, dem ein zeitgenössischer Stadtplan Dresdens beiliegt, ab. Auf den zweiten Blick zeigen sich Fehler im Detail sowie erhebliche methodische Defizite und handwerkliche Mängel, die zur Kritik herausfordern.

Es handelt sich leider um eine höchst subjektive Deutung der Ereignisse, die noch dazu oft in einem besserwisserisch eifernden Ton und flapsig „journalistischen" Stil vorgetragen wird. Auch ist Systematik wohl nicht Sache des Autors, der eher zum spontanen Redner taugt. Die Untersuchung ist nur zum kleinen Teil logisch strukturiert; die Darstellung erscheint sprunghaft. Sie läuft auf eine plakative Gesellschaftskritik hinaus, die ihre Wurzeln im Anarchismus hat. Die biographische Durchdringung der Thematik ist zwar zu begrüßen. Die Behauptung jedoch, daß die Viten beteiligter Frauen ein Desiderat darstellten, wäre aber schon zu DDR-Zeiten unhaltbar gewesen und ist es erst recht seit dem Jubiläum 1998.[2] Die individuellen Schicksale der besiegten Barrikadenkämpfer werden dabei pauschal als Selbstopfer auf einem als richtig empfundenen Weg gewaltsamer Gesellschaftsveränderung mißdeutet, „die die Herrschaft von Adel, Militär und Klerus brechen wollten" (S. 7). Und der Autor begeistert sich hauptsächlich für jene Protagonisten, die – wie August Röckel, Gottfried Semper, Richard Wagner und natürlich Bakunin – mehr oder weniger vom „anarchistischen Aphrodisiakum" getrunken hatten. Dabei wäre etwas mehr Distanz zu allen Porträtierten der Schrift gut bekommen. Auch ein wirklich quellenkritischer Umgang mit dem zusammengetragenen Material erfolgt nicht; die Interpretation der zeitgenössischen Texte folgt meist den politischen Vorlieben des Verfassers. Dadurch ist die Aufgeregtheit des Autors über Anarchisten-Schelte in zeitgenössischen „Cartoons" (s. S. 173 ff.) von unfreiwilliger Komik. Immer wieder fließen weit hergeholte politische Aktualisierungen ein, die den Erzählfluß hemmen und überflüssig sind. Dazu gehört z. B. das ahistorische Rekurieren auf die „autonome" Jugendopposition in DDR (S. 145, S. 151 u. ö.) und Bundesrepublik. Und auch wenn in der Dresdner Frauenkirche damals Aufständische interniert waren, hat die Diskussion nach 1989 um deren Wiederaufbau im Text des Buches (S. 101 f.) nichts zu suchen. Hinzu kommen handwerkliche Fehler, wie eine uneinheitliche Zitierweise, viele Wiederholungen und ähnliches.

Der Band erweist sich als ein Lesebuch, das den Aufständischen Gerechtigkeit verschaffen und wirkliche und vermeintliche Geschichtsklitterungen korrigieren will. Die ständigen Historikerschelten bleiben jedoch sachlich unbegründet. So handelte es sich damals selbstredend um einen – von Kramer in Abrede gestellten – Bürgerkrieg. Und angesichts der hoffnungslosen Lage der republikanischen Sache nach den Niederlagen in Wien und Berlin im Spätherbst des Vorjahrs ist z. B. das Verhalten der Kommunalgarden keine „Feigheit" gewesen. Viele Historiker registrieren inzwischen den Dresdner Aufstand nicht einmal mehr als Tragödie des Rückzugs. Eine Gesamtdarstellung differenzierender Art oder wirkliche Neuinterpretation des Geschehens bietet Kramer nicht.

Eine neue Sicht vermittelt hingegen Josef Matzeraths Dokumentensammlung über die Haltung des Königs zur Demokratiebewegung. Sie bestätigt aus der Sicht des sächsischen Herrscherhauses vieles bereits Beschriebene, konterkariert aber auch unauffällig manches in Kramers Buch über „Repräsentanten des Systems" Gesagte. Der heutige Chef des Familienvereins Haus Wettin, Markgraf von Meißen Maria Emanuel, hat der

Sammlung ein erfreutes Vorwort vorangestellt. Denn die Dokumente scheinen zunächst das Vorurteil vom „reaktionären Hof" und Monarchen zu stützen, liefern aber letztendlich eine Fülle differenzierender Informationen über die politischen Vorgänge der Jahre 1848/49 sowie die höfische Verwaltung und das disziplinierte Alltagsleben der königlichen Familie.

Die Quellenpublikation gliedert sich in fünf Abschnitte. Ausgangspunkt der Sammlung ist im ersten Teil eine tagebuchartige Niederschrift vom 27. April bis 11. Mai 1849 (S. 3–32). Sie wurde von ihm präzis geführt und sagt viel – sowohl über die Selbstzucht des Monarchen als auch fehlende Selbstzweifel – aus. Es folgen Denkschriften des Königs (S. 32–50) und seines Bruders Prinz Johann zur Reichsverfassung, die von juristischem Sachverstand zeugen, sowie Briefverkehr und Proklamationen. Einen eigenständigen Teil zwei bilden 54 Briefe der Minister an den König, die Teile drei bis fünf enthalten das in Auszügen abgedruckte Hoftagebuch (S. 170–228), Papiere des Protokolls und der Landtage. Die Dokumente wurden vom Dresdner Herausgeber Matzerath (unter Mitarbeit von Thomas Barth, Heike Hesse, Christoph Jestaedt und Hillit Morgenstern) sinnvoll zusammengestellt und mit (zu) kurzen, aber nützlichen Einleitungen versehen. Seine eingangs gestellte Frage nach der Modernisierungsfähigkeit des damaligen sächsischen Königtums wird auch der Leser nach der Lektüre nicht nur negativ beantworten. Friedrich August II. war zwar zutiefst vom monarchistischen Prinzip überzeugt. Es wird aber deutlich, daß der König nicht nur das revolutionäre Recht einer souveränen deutschen Nation ablehnte, sondern unter Beibehaltung des Deutschen Bundes für dessen bundesstaatliche Weiterentwicklung eintrat.

Kritisch anzumerken sind editorische Mängel. Auch die vom Herausgeber monierten „unpräzisen Formulierungen" der Fachwelt finden sich hier. So gab es z. B. weder sächsische Botschafter noch ausländische Botschafter am sächsischen Hof (S. 230), sondern allenfalls Gesandte. Andererseits unterbreiten die Bearbeiter größtenteils neues Archivmaterial. Sie dokumentieren nicht nur Selbstverständnis, politische Ansichten und Aufgaben des sächsischen Königs, sondern auch seine Rolle innerhalb der Gesellschaft und des Dresdner Hofes. Damit leisten sie mehr als eine Vorarbeit zur Neubewertung der Revolution 1848/49 in Sachsen. Zu DDR-Zeiten wurde eine solche Dokumentation nicht vermißt. Jetzt, wo sie vorliegt, erweist sie sich als wichtige Grundlage für ein differenziertes Bild sächsisch-deutscher Historie und Adels-Geschichte – wobei für letztere der Name des Herausgebers steht.

1 *Jörg Ludwig und Andreas Neemann, Revolution in Sachsen 1848/49. Darstellung und Dokumente. Hrsg. von der Sächsischen Landeszentrale für politische Bildung und dem Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden, Dresden 1999; Dresdner Maiaufstand und Reichsverfassung 1849. Revolutionäres Nachbeben oder demokratische politische Kultur? Hrsg. von Martina Schattkowsky, Leipzig 2000; Dresden, Mai 1949. Tagungsband. Hrsg. von Karin Jeschke und Gunda Ulbricht, Dresden 2000. Vgl. bereits meine Rezensionen zum Thema in: IWK, Jg. 32 (1996), H. 2, S. 293 f., und H. 4, S. 605.*

2 *Vgl. etwa den Band der im April 1998 an der Universität Leipzig durchgeführten Tagung (Frauen in der bürgerlichen Revolution. Hrsg. im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend von Johanna Ludwig, Ilse Nagelschmidt und Susanne Schötz [o. O., o. J.].*

Peter Russig

HEISE, Joachim S.: **Für Firma, Gott und Vaterland. Betriebliche Kriegszeitschriften im Ersten Weltkrieg. Das Beispiel Hannover** (= Hannoversche Studien. Im Auftrag der Landeshauptstadt Hannover hrsg. von Karljosef KRETER, Bd. 9). – Hannover: Hahnsche Buchhandlung 2000. 452 S.

Gegenstand der Analyse sind nur die betrieblichen Kriegszeitschriften von vier in Hannover ansässigen Unternehmen, der Keksfabrik von Hermann Bahlsen, der Continental AG, der HANOMAG und der Pelikan-Werke. Entstanden ist eine Studie, die frühere Arbeiten Heises und ähnliche Untersuchungen anderer Autoren zu einem Buch zusammenführt, das ausdrücklich auch als politisches Buch verstanden sein will. Heise schreibt aus Sorge um den Frieden und sieht den ersten Weltkrieg, in dem Medien bereits Waffen glichen, gleichsam als Vorwegnahme dessen, was sich in der Massenmanipulierung im Zeitalter digitalisierter Bilder während des Falkland-Krieges, des zweiten Golfkrieges und des Kosovo-Krieges perfektionierte. So liest man im Februar 2003 das Buch am Vorabend eines möglichen, öffentlich vorbereiteten dritten Golfkrieges mit geschärftem Blick auf gefährliche Kontinuität.

Heise stützt sich auf die umfassende wissenschaftliche Literatur zur gut erforschten Wirtschafts-, Sozial- und Pressegeschichte des ersten Weltkrieges, kann aber davon ausgehen, daß die Betriebszeitungen und besonders die betrieblichen Kriegszeitschriften bis in die jüngste Zeit ein noch unbekanntes Kapitel der Zeit-, Medien- und Unternehmensgeschichte blieben.

Er sieht einen ersten Ansatz in der „brillanten, aber ideologisch verbrämten Analyse", die Werner Claus 1961 in seiner Leipziger Dissertation über die Werkzeitschriften vorgelegt hatte. Claus habe eine neue Dimension des Genres aufgezeigt. Die politische Ideologisierung seiner Analyse habe aber wohl dazu geführt, daß seine Thesen später leider nicht rezipiert wurden.

Heise sieht seinen Forschungsansatz in dem „Funktionskonglomerat" von Werbung, Propaganda und PR in den Kriegsgazetten. Deshalb gibt er seiner Analyse eine historisch-sprachwissenschaftliche Ausrichtung und versteht ihre Ergebnisse als „Theoriebaustein" der PR-Forschung. Er geht in seiner komparativen Untersuchung interdisziplinär von betriebswirtschaftlichen, publizistischen, historischen, verfassungsrechtlichen und nicht zuletzt linguistischen Aspekten aus.

Einer extensiven Einleitung folgt ein ausführliches, eigentlich weiteres einleitendes Kapitel, in dem unter der Überschrift „Öffentliche und veröffentlichte Meinung" die Presse als Mittel der „geistigen Kriegsführung" mit ihren Kontroll- und Lenkungsinstrumentarien, die Rolle der veröffentlichten Feldpost, der Aspekt Werbung und Krieg sowie die Betriebspublizistik als PR-Instrument nach innen und außen behandelt werden. In einem weiteren Kapitel werden die Firmen vorgestellt, deren betriebliche Kriegszeitschriften Gegenstand der Untersuchung sein sollen. Kurzen Abrissen der Firmengeschichte bis 1914 folgen Aussagen über die auf den leistungsfähigen, betriebsgebundenen und von politischen Bewegungen ferngehaltenen Arbeiter gerichtete betriebliche Sozialpolitik und Mitarbeiterführung. Endlich auf S. 132 beginnt die Darstellung der vier Kriegszeitschriften mit der Vorstellung der Erstausgaben, der Erscheinungsweise, Auflage, Adressaten, Leserkontakte, Druckerei, Kosten, typografischen Eigenheiten, Schriftleitungen, Autoren und redaktionellen Leitlinien, auf S. 187 schließlich die thematisch-funktionale Analyse, der eigentliche Kern der angekündigten komparativen Analyse. Gezeigt wird die sich in den Gazetten spiegelnde Position der Unternehmen im und zum Krieg, die Manipulation der Interpretation des Kriegscharakters und des Kriegserlebnisses, die Durchhaltepropaganda, die Werbung für das Zeichnen von Kriegsanleihen sowie die Behandlung von „Heldentod" und Kriegergedenken als Allianz von Religiosität, Monarchismus und übersteigertem, z. T. rassistischen Patriotismus.

Die eingehende Analyse dieser Aspekte führt zur wohlbegründeten Zusammenfassung: „Wie in keinem Krieg zuvor war es für die Kriegsführung von eminenter Wichtigkeit, nicht nur militärisch, sondern auch geistig zu gewinnen. Medien wurden daher als strategische Waffen zur Desinformation des Gegners und der eigenen Bevölkerung instrumentalisiert. [...] Einer dieser medialen Pfleger, die die apologetische Zwangsjacke schnürten, waren die betrieblichen Kriegszeitschriften, die dem Sinnlosen einen vaterländischen wie auch betrieblichen Sinn gaben und den gesellschaftlich-moralischen Ausnahmezustand der Destruktion und des Mordens als Alltäglichkeit verklärten und Notwendigkeit verbrämten."

Die betrieblichen Kriegszeitschriften waren mehr als „inniges Band zwischen Heimat und Front", sie präsentierten den Krieg als gerechte Sache, für die Gewalt und Tod lohnen. Sie lieferten nicht nur Zerstreuung und Trost, sondern auch Bewältigungsmuster und Identifikationsformeln für den Umgang mit Krieg und Tod. Sie stilisierten die Arbeit in der heimischen Fabrik zum Kampf an der Heimatfront hoch und propagierten die Betriebsgemeinschaft aus „Firmenkriegern" und „Arbeitersoldaten". Sie verbreiteten nationalistische Gesinnung und waren „Transmissionsriemen der Kriegsapologetik". Sie dienten der Fortführung und Verlängerung des Krieges, indem sie zum Durchhalten und Weiterkämpfen für das Vaterland und das eigene Unternehmen erzogen. Sie setzten die für die deutsche Kriegspropaganda zentralen Selbstbilder des sich tapfer verteidigenden friedliebenden deutschen Volkes und die Feindbilder vom „mammonistischen Albion", vom „revanchelüsternen Erbfeind" und vom „blutrünstigen Russen" idealtypisch um.

Allerdings muß der Leser, ehe ihn der kenntnisreiche und thematisch erfahrene Autor zu diesen Ergebnissen führt, einen durch Redundanzen verlängerten Text durcharbeiten, dessen Verständlichkeit durch ein gewolltes wissenschaftliches Styling der Formulierungen und ein Übermaß an Fremdwörtern geschmälert wird. Dies dürfte auch dem Umstand zuzuschreiben sein, daß Heise bereits faßlich erklärte Sachverhalte nochmals in eine der Terminologie der Medien- und

Kommunikationswissenschaften entlehnte Sprache überträgt, in der dann für Thema „Diskursstrang" und für Zeitungsbeitrag „Diskursfragment" stehen. Ärgerlich sind überdies die mangelnde Sorgfalt beim Gebrauch von Grammatik und Syntax sowie die große Zahl von Druckfehlern. Wissenschaftliche Literatur sollte ihrer Mitverantwortung für die Sprachkultur besser nachkommen.

Dennoch: Dieses nicht nur und nicht in erster Linie an den Historiker adressierte Werk enthält Wesentliches für die Geschichtsschreibung. Das betrifft zunächst den deutlich erbrachten Nachweis für die Kontinuität der Wirkungen des manipulierten Kriegsbildes, von der Glaubhaftigkeit der Dolchstoßlegende über das Weiterleben der Feindbilder bis zur Möglichkeit für die Nazis, die weiter wirkenden völkischen und teils rassistischen Elemente der Kriegspropaganda für ihre Ziele zu beleben und nutzbar zu machen. Und das betrifft nicht minder die in dem Buch deutlich werdenden mentalitätsgeschichtlichen Aspekte, ohne deren Beachtung die Beschaffenheit der Arbeiterschaft in der deutschen Revolution 1918/19 nicht zutreffend beurteilt werden kann. Der zuletzt genannte Gesichtspunkt hätte noch stärker zur Geltung kommen können, wenn Heise die Tatsache, daß die Sicht auf die behandelten Aspekte des Krieges natürlich nicht homogen sein konnte, nicht nur ausnahmsweise, wie bei der Erwähnung der Andersartigkeit von Kriegstodesanzeigen in den betrieblichen Zeitschriften gegenüber solchen in sozialdemokratischen Zeitungen, sondern durchgängig, z. B. auch bei der Behandlung der Feldpostproblematik, beachtet hätte.

Das Buch bietet ein Literaturverzeichnis, das einer Bibliographie zum Thema gleichkommt, und ist mit 35 Abbildungen, zumeist prototypische Seiten aus den Kriegszeitschriften der vier Unternehmen, ausgestattet.

Gerhard Engel

KÖGELMEIER, Georg: **Die Zentralen Rätegremien in Bayern 1918/19. Legitimation – Organisation – Funktion** (= Schriftenreihe zur Bayerischen Landesgeschichte. Hrsg. von der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 135). – München: Verlag C. H. Beck 2001. XXVI, 564 S.

Die revolutionären Ereignisse 1918/19 in Bayern, speziell in München, gehören zu dem am besten erforschten Kapitel der deutschen Revolutionsgeschichte. Über den aktuellen Forschungsstand gibt die hier vorliegende Arbeit einleitend einen informativen Überblick. Ein wichtiger Grund dafür ist sicher, daß mit der Bayerischen Räterepublik im Frühjahr 1919 ein Höhepunkt und zugleich ein Schlußpunkt für die „Novemberrevolution" gesetzt wurde. Herausragend und von „nationalem" Interesse sind auch einige der Hauptakteure: Kurt Eisner vor allem (die jüngste Biographie von Bernhard Grau, München 2001, konnte leider hier nicht mehr berücksichtigt werden), daneben Erich Mühsam, Ernst Toller, Ernst Niekisch, Gustav Landauer, Eugen Leviné, Gustav Klingelhöfer u. a. m., über deren Leben und Wirken z. T. ausführliche biographische Studien vorliegen. Der Themenkomplex „Räte in Bayern" weist jedoch noch einige Forschungslücken auf. Mit seiner Dissertation (1998 in Regensburg) hat nun Georg Koegelmeier einen wichtigen Baustein hinzugefügt: Er stellt sich die Aufgabe, die „inneren Strukturen der revolutionären Institutionen dieser Zeit" (S. 3) systematisch zu untersuchen, d. h. die Spitzengremien der Räte Bayerns; sie befanden sich fast alle in München. Gestützt auf die relativ umfangreiche Literatur und die gedruckten Dokumente sind die in verschiedenen Münchener Archiven lagernden Materialien gründlich ausgewertet worden. Zusätzliche aussagekräftige Quellen bieten die Zeitungen der bayerischen Hauptstadt.

Wenn sich der Autor in seinen Forschungen auf die im Untertitel genannten Probleme konzentriert, wobei die Organisation der Räte den Schwerpunkt bildet und keine Gesamtdarstellung der „Revolutions- und Rätezeit" beabsichtigt ist (S. 7), so liegt doch ein umfangreicher Band vor, der immer wieder einen breiteren Blick und zahlreiche Details bietet und nicht nur eine Forschungslücke füllt, sondern auch manche Ungenauigkeit, falsche Zuordnung oder Verwechslungen korrigiert (z. B. S. 186, 192, 199, 201 u. a. m.) und ein Durcheinander in den Bezeichnungen beseitigt. Der bearbeitete Zeitraum reicht vom Januarstreik 1918 bis zur Niederschlagung der (zweiten) Räterepublik Anfang Mai 1919. Die Arbeit ist übersichtlich gegliedert und untersucht die Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte sowie die Betriebsräte „sobald diese einen politischen Stellenwert bekamen" (S. 4). Daraus ergeben sich aus der Zeit der Regierung Eisner (7. November 1918 bis 21. Februar 1919) der sogenannte Revolutionäre Arbeiterrat und der Münchener Soldatenrat und ihre Exekutivorgane, der parlamentarische

Bauernrat (die bayerische Besonderheit in der deutschen Rätebewegung), danach (bis Dezember 1918) der Landesarbeiterrat und der Vollzugsrat der Arbeiterräte Bayerns sowie der Landessoldatenrat mit seinem Vollzugsausschuß als Exekutive – sie lösten die am 7. November 1918 entstandenen Räte als Zentralorgane ab, der Aktionsausschuß als Zusammenfassung der Exekutivorgane der Arbeiter-, Soldaten- und Bauernräte sowie der provisorische Nationalrat als Zusammenschluß der landesweiten Vertretungen der Räte. In der Phase zwischen „Räteherrschaft und parlamentarischem System" (21. Februar bis 6. April 1919) wird die „Herrschaft" des Zentralrats, eines neuen Aktionsausschusses (und der Regierung Hoffmann) beschrieben. Schließlich folgt unter der Überschrift „Die Räte an der Macht" (7. April bis 1. Mai 1919) der Revolutionäre Zentralrat der ersten Räterepublik (7. bis 13. April), danach (13. bis 27. April) die kommunistische Räterepublik mit der Versammlung der Betriebs- und Soldatenräte, deren Aktionsausschuß und Vollzugsrat; am Ende (28. April bis 1. Mai) – nach Rücktritt der Kommunisten – ein neuer Aktionsausschuß und dessen Vollzugsrat und die Niederschlagung dieser eigentlich dritten „Räterepublik" (S. 4 f.). So werden in den genannten drei Abschnitten der Revolution insgesamt 13 Gremien untersucht.

Alle verstanden sich als revolutionäre Organe mit „demokratischer" oder „revolutionärer" Legitimation (S. 252, auch S. 156 über die Soldatenräte, S. 404), im übrigen, was heißt das in einer Zeit des Umbruchs? Weder Organisation noch Funktion waren programmatisch bestimmt, der rasche und ständige Wechsel, Diskontinuität, z. T. auch Kontinuität, die Reaktion auf Erfordernisse des Augenblicks, zahllose Sitzungen und Debatten, fruchtlose Entschließungen, „Spontaneität und Flexibilität" (S. 405) waren und blieben wie in der deutschen Rätebewegung insgesamt kennzeichnend. Sehr typisch und treffend über die Funktion und Arbeitsweise: der Streit um die Stempelberechtigung und die Weisung über die formale Gestaltung von Schriftstücken (S. 154 f.).

Es bestand eine „Art revolutionäre Diktatur" in der „demokratischen und sozialen Republik Bayern" mit ungelösten Widersprüchen zwischen Räten und Regierung, USPD und SPD und innerhalb der Parteien, zeitweilig gab es wohl eine Art Doppelherrschaft (Regierung Hoffmann und der Zentralrat). Auch in Bayern wurde der monarchistische Staatsapparat nahezu unangetastet übernommen, die Machtfrage bekanntlich erst im Mai 1919 endgültig gewaltsam entschieden. Der bayerische Landtag hob am 21. Mai 1920 formell die Räte auf (S. 71).

Eine bedeutende Arbeitsleistung des Autors liegt mit der Analyse der Personalstruktur der behandelten Zentralräte vor (S. 406 f.). Es sind insgesamt 409 Personen erfaßt (im Anhang XVI namentlich aufgeführt), untersucht werden davon 388 nach Geschlecht (auch in Bayern waren lediglich 2,8 Prozent der Räte Frauen), Alter, sozialer und lokaler Herkunft, ihrer lokalen Verteilung, ihrem politischen Standpunkt und ihrer Funktion. Alles im Anhang in Übersichten detailliert aufgelistet! Man kann nur bedauern, daß sich der Autor nicht auch noch der Mühe unterzogen hat, die Lebens- und Wirkungsdaten der Räte über den Mai 1919 hinaus zu verfolgen und mitzuteilen. Hier wäre die wohl einzige und letzte Möglichkeit gewesen, solche Daten festzuhalten; die Schwierigkeiten dabei sind allerdings bekannt und oft unüberwindbar. – Vielleicht sollte hier nochmals auf die bayerische Spezifik der Rätebewegung, die Bauernräte, hingewiesen und erwähnt werden, daß frühzeitig liberale Kräfte beteiligt waren.

So weit – so gut. Ungelöst scheint das Problem der notwendigen Einordnung bzw. der bayerischen Zentralräte in die deutsche Rätebewegung bzw. in die Geschichte der *deutschen* Revolution. Zunächst, im Januarstreik 1918, bei der Regierung Max von Baden und dem Ausbruch der Revolution in Berlin, werden noch Bezüge hergestellt, dann aber bildet die „demokratische und soziale Republik Bayern" eine ziemlich abgeschlossene Einheit und selbst die wenigen knappen „außenpolitischen" Kontakte bleiben schemenhaft. Kurt Eisners Auftritt in der Reichskonferenz am 25. November 1918 in Berlin (S. 65) wird inhaltlich zunächst nicht ausgeführt, dann (vgl. S. 264, Anm. 808, S. 269) bruchstückweise nachgeholt. Die Diskussion über Nationalversammlung oder Rätemacht (S. 72) wird dargestellt, als ob es diese nur in und für Bayern gegeben hätte, die „Verankerung" der Räte im Staatsgrundgesetz, die Wahlen zum Landtag (S. 260) ebenso. Von Wahlen zur *deutschen* Nationalversammlung am 19. Januar 1919, die doch auch wohl in Bayern stattfanden, erfährt man nichts, später dann beiläufig (S. 302) Anfang März. Unmotiviert erscheinen kurze Einschaltungen wie Eisners Forderungen nach Veröffentlichung der Dokumente über den Kriegsausbruch (S. 263 ff.) und seine Attacken gegen Wilhelm Solf und Matthias Erzberger. Bezeichnend und kurios wiederum, daß die Frage der Pensionierung der Beamten

zur „Reichssache" erklärt wurde. Im Register sucht man dann logischerweise nach den Reichsrepräsentanten, weder Ebert noch Scheidemann. Nun gut, was hat das alles direkt mit den „zentralen Rätegremien in Bayern" zu tun. Aber haben diese z. B. bei der Erarbeitung ihrer Richtlinien vom 26. November 1918 nicht doch die für das ganze Reich verkündeten Vereinbarungen zwischen dem Rat der Volksbeauftragten und dem Vollzugsrat der Groß-Berliner Räte als Zentralinstanz der deutschen Arbeiter- und Soldatenräte vom 23. November 1918 beachtet? Der Berliner Vollzugsrat hatte sich am 15. November 1918 in einer Botschaft an die „Republik der bayerischen Arbeiter- und Soldatenräte" für deren „brüderlichen Gruß" bedankt und in seiner Sitzung am 24. November den „Vertreter der bayerischen Armee beim Vollzugsrat des A.- und S.-Rates Berlin" als sein Mitglied begrüßt. Es muß hier genügen, darauf zu verweisen, daß dieser, Karl Hädrich, schon vor dem 19. November in Berlin beim Soldatenrat arbeitete und dann bis zum 1. Reichsrätekongreß Mitglied des Vollzugsrates blieb. Er wird bei Kögelmeier auf S. 141, Anm. 311 einmalig erwähnt, ohne seine Tätigkeit, die in den Akten des Bayerischen Hauptstaatsarchivs dokumentiert ist (und 1993 durch die umfassende Publikation der Dokumente der Groß-Berliner Arbeiter- und Soldatenräte – sie fehlt im Literaturverzeichnis ebenso wie der nachfolgende Band von 1997 mit den Dokumenten bis zum März 1919 – bekannt sein dürften) dargestellt wird. Unberücksichtigt bleibt natürlich dann auch der Auftritt von Kurt Eisner und Felix Fechenbach am 25. November 1919 in der Berliner Vollzugsratssitzung. Der Besuch der Berliner Vollzugsratsmitglieder Gustav Heller und Hermann Bergmann und ihre Ansprachen vor Münchener Räten am 28. November über die Verhältnisse in Berlin werden registriert aber nicht nachgewiesen (nichts über ihre Berichte im Berliner Vollzugsrat am 2. Dezember). Es kann also nicht verwundern, daß die Namen der Vorsitzenden des (provisorischen) Zentralen deutschen Arbeiter und Soldatenrates (Richard Müller und Brutus Molkenbuhr) ebenfalls im Register fehlen. Bei der sonst sehr lobenswerten Gründlichkeit muß es enttäuschen, daß auch die Wahl und die Namen der bayerischen Delegierten zu den Rätekongressen in Berlin unvollständig dokumentiert sind. Haben die bayerischen Delegierten nirgends über die Kongresse berichtet? Heinrich Zwosta (S. 136) wurde am 19. Dezember 1918 Mitglied des „Zentralrats der deutschen sozialistischen Republik" nicht des „Berliner Zentralrats" (S. 440). Man könnte das Thema nun für das Frühjahr 1919 z. B. im Zusammenhang mit der Sozialisierungs-Debatte (S. 308) fortführen. Erwähnt wird (S. 308) lediglich ein nach Sachsen gerichtetes, die Problematik berührendes Schreiben vom März 1919.

Natürlich: diese mit Fakten und Personen gesättigte Dissertation ist keine spannende oder gar unterhaltende Literatur. Jedoch jede weitere Forschung und Darstellung der deutschen Novemberrevolution wird die Arbeit Kögelmeiers mit Gewinn nutzen.

Ingo Materna

PAUL, Gerhard: **Landunter. Schleswig-Holstein und das Hakenkreuz.** – Münster: Westfälisches Dampfboot 2001. 511 S.

Der Flensburger Historiker Gerhard Paul hat während der zurückliegenden Jahre ausgiebig zur Geschichte des Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein gearbeitet und publiziert. Das vorliegende Buch versammelt 22 Beiträge des Autors und handelt zum einen vom Aufstieg der NSDAP in Schleswig-Holstein, die hier früher als im übrigen Deutschland große Wahlerfolge erzielte. Zum anderen geht es um die zwölf Jahre der braunen Diktatur im „Land zwischen den Meeren", das sich nach dem Ende des Krieges zu einem Rückzugsort der Täter entwickelte, die hier versuchten, unterzutauchen oder ins Ausland zu entkommen.

Hintergrund der „Aufsatzsammlung sind zwei abgeschlossene, von der Volkswagenstiftung finanzierte Forschungsprojekte zur Gestapo in Schleswig-Holstein und zur Geschichte der Juden in und aus Schleswig Holstein zwischen 1918 und 1998 sowie die mehrjährige Beschäftigung mit zwei weiteren Desiderata der Zeitgeschichtsschreibung: der Geschichte der NS-Militärjustiz und der Geschichte Schleswig-Holsteins als Rückzugsgebiet und Refugium von Angehörigen der NS-Elite nach 1945" (S. 10). Doch anders als von Gerhard Paul auf derselben Seite behauptet, ist nicht „etwa die Hälfte der Aufsätze [...] an verschiedenen und weit auseinanderliegenden Orten bereits einmal veröffentlicht" worden; es sind genau vierzehn Beiträge, von denen wiederum neun in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre in den Flensburger Beiträgen zur Zeitgeschichte (Flensburg 1996 bis 2000) bzw. dem von Gerhard Paul und Miriam Gillis-Carlebach herausgegebenen Sammelband „Menora und das Hakenkreuz. Zur Geschichte

der Juden in und aus Schleswig-Holstein, Lübeck und Altona (1918–1998)", Neumünster 1998, erschienen sind! Solcher Etikettenschwindel ist ärgerlich. Hinzu kommt: Die einzelnen Beiträge wurden im wesentlichen ohne Abstimmung für diese Neuveröffentlichung zusammengestellt, und so stoßen aufmerksame Leserinnen und Leser häufig auf überflüssige Wiederholungen, etwa in dem Aufsatz zum „Café Waldheim" in Harrisleefeld an der Grenze zu Dänemark, über das ein reger Verkehr von Emigranten und illegalen Informationen lief, was der Gestapo nicht verborgen geblieben war. Auch die Hinweise auf das vermutete doppelte Spiel des Flensburger Gestapochefs finden sich gleich mehrfach.

Dafür sucht man ein übersichtliches Literaturverzeichnis vergeblich, auch ein Abkürzungsverzeichnis wäre hilfreich gewesen. Statt dessen präsentiert das Buch eine ausführliche Zusammenstellung der Veröffentlichungen des Autors zum Nationalsozialismus in Schleswig-Holstein. Sollen so akademische Eitelkeiten befriedigt werden?

Daneben haben sich ärgerliche Fehler eingeschlichen. Rudolf Höß, der Lagerkommandant von Auschwitz, versuchte 1945, als Franz Lang in Schleswig-Holstein unterzutauchen. In der kurzen Schilderung seiner Verhaftung wird bei Gerhard Paul aus Franz Lang Fritz Lang, wird der Massenmörder mit dem Filmregisseur verwechselt. Ebenso ärgerlich sind die Nachlässigkeiten im Fall des Herbert Hagen, der 1938 Leiter des „Referats für Judenfragen" im Sicherheitsdienst der SS wurde und hierin Vorgesetzter von Adolf Eichmann war. Wenn im Text aus diesem Herbert Hagen einmal Hans Herbert Hagen wird und ein anderes Mal Herbert Martin Hagen, so deutet auch das sehr darauf hin, daß sich hier weder der Autor noch der Verlag der Mühe einer sorgfältigen Endkorrektur unterzogen haben!

„Landunter" beginnt mit einem Aufsatz über die nordfriesischen Inseln, die sich in der Weimarer Republik schon früh zu NSDAP-Hochburgen entwickelten. Zwar starteten die Nazis, so Gerhard Paul, ihren Siegeszug seit Mitte der zwanziger Jahre in den städtischen Zentren Schleswig-Holsteins, doch darüber ist hier leider nur wenig zu erfahren. Obwohl es dem Autor im Buchtitel um ganz Schleswig-Holstein geht, beschreibt er den Weg der NSDAP an die Macht am Beispiel der Nordseeinseln Sylt, Föhr und Amrum. An dieser nicht allein geographischen Verengung scheitert sein selbst formulierter Anspruch, einen Beitrag zu einer modernen Regionalgeschichtsschreibung zu leisten. Die Analyse des Aufstiegs der Nationalsozialisten in Schleswig-Holstein gelingt so nur rudimentär. Ihr fehlt die Einbettung in die sozialen und wirtschaftlichen Hintergründe der Weimarer Republik.

Nebenbei: Angesichts der hier dokumentierten aufklärerischen Bemühungen seiner Arbeiten zur NS-Zeit in Schleswig-Holstein ist es schon befremdlich, wie der Verfasser den von den Nazis vereinnahmten Begriff des „Dritten Reiches" regelmäßig ohne Anführungszeichen verwendet!

Beeindruckend ist das Buch dort, wo Gerhard Paul Geschichte erzählt. Alltagsgeschichten von Denunziation und Willkür, von Hilfsbereitschaft und Menschlichkeit, den Mühlen der Bürokratie, der skrupellosen Militärjustiz oder der fehlenden Bereitschaft, sich der braunen Vergangenheit zu stellen. Vieles, ja das Meiste in diesen Geschichten läßt einen nicht unberührt: privater Streit führt über die Denunziation geradewegs ins KZ oder über den Umweg des berüchtigten Volksgerichtshofs an den Galgen. Und auch noch nach der deutschen Kapitulation werden Soldaten als Deserteure von blutigen Marinerichtern zum Tode verurteilt und hingerichtet. Während die Opfer zum Teil heute noch nicht rehabilitiert sind, konnten die meisten der Täter in der Bundesrepublik Karriere machen. Wieder spielte Schleswig-Holstein hierbei eine wichtige Rolle. Braune Seilschaften hinter einer bürgerlichen Fassade – so etwa ausgeprägt in Flensburg – organisierten das „Beschweigen" und schönten verbrecherische Biographien. Beispielhaft sei in diesem Zusammenhang auf den „Fall" des Arztes und SS-Standartenführers Prof. Dr. Werner Heyde hingewiesen, „der von 1939 bis Jahresende 1941 als Leiter des Euthanasieprogramms für die Ermordung von mehr als 100000 Frauen, Männern und Kindern verantwortlich zeichnete" (S. 377). 1949 ließ Heyde sich in Flensburg als Dr. Fritz Sawade nieder. Obwohl viele Mediziner und Juristen in verantwortlichen Stellungen um die wahre Identität Sawades wußten, gelang es diesem, sich eine einträgliche Existenz als Gutachter für verschiedene Gerichte und Ämter aufzubauen. Als am 5. November 1959 dem damaligen Chef des Landeskriminalamts Kurt Zillmann, einem ehemaligen Kriminalrat im Reichssicherheitshauptamt, und Erich Biermann, dem seinerzeitigen Leiter der Flensburger Staatsanwaltschaft, Sawades Identität bekannt wurde, verzögerten sie seine Verhaftung. Sawade/Heyde wurde gewarnt und konnte untertauchen. Am 12. November stellte er sich in Frankfurt am Main der Justiz. Zu dem schließlich 1962 von der Frankfurter Generalstaatsanwaltschaft

eingeleiteten Verfahren gegen Heyde/Sawade kam es nicht mehr, dieser hatte in der U-Haft seinem Leben ein Ende gesetzt.

Die Folgen solchen Umgangs mit den Naziverbrechern sind noch in der Gegenwart vor Ort zu spüren: bundesweit bildet das nördlichste Bundesland, so stellt der Autor fest, „sowohl das Schlußlicht in der wissenschaftlichen Aufarbeitung der NS-Zeit als auch in der Gedenkstättenarbeit" (S. 15).

Sieht man über die eingangs referierten Mängel hinweg, so ist „Landunter" durchaus lesenswert, weil das Buch ohne Zweifel eine Menge an Informationen im Detail bietet. Ein großer Wurf ist es jedoch nicht. Nach mehr als zwanzigjähriger Tätigkeit möchte sich Gerhard Paul mit diesem Sammelband von der regionalen Zeitgeschichtsforschung verabschieden, um sich anderen Fragestellungen zuzuwenden. Es wäre ihm ein besserer Abgang zu wünschen gewesen.

Ulrich Kurzer

BAUERKÄMPER, Arnd: **Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963** (= Zeithistorische Studien, Bd. 21). – Köln, Weimar und Wien: Böhlau Verlag 2002. 641 S.

Die SED-Machthaber bezeichneten in Anlehnung an die sogenannten Klassiker ihrer Ideologie die DDR als „Arbeiter-und-Bauern-Staat". Zwar herrschte die „Diktatur des Proletariats", geleitet von der kommunistischen Partei als „Avantgarde der Arbeiterklasse", aber diese Selbstprojektion vollzog sich auf dem Boden der „Bündnispolitik". Den Bauern als „zweiter Klasse" im Sozialismus kam eine entscheidende politische und ideologische Funktion zu. Sie galten offiziell als politische Träger des Systems und die engsten Verbündeten der Arbeiterklasse. Diese theoretischen Vorgaben der Machthaber erfüllten in der konkreten Landwirtschafts- und Bauernpolitik der SED jedoch nur propagandistische Funktionen. Es ging nicht um die Bauernbefreiung, sondern darum, die Landwirtschaft so umzugestalten, daß sie als kollektivierte Wirtschaftsform primär den ideologischen und nicht den ökonomischen Erfordernissen des neuen Systems entspreche.

Der Potsdamer Historiker Arnd Bauerkämper hat in den vergangenen zehn Jahren eine Fülle von Aufsätzen vorgelegt, in denen er sich mit verschiedenen Aspekten der Umwandlung der ostdeutschen Landwirtschaft nach 1945 beschäftigte. Die vorzustellende Monographie kann als Bilanz seiner zehnjährigen Forschung angesehen werden. Bauerkämper untersucht den Weg der ostdeutschen Landwirtschaft von der Bodenreform bis hin zur fast kompletten Kollektivierung der Landwirtschaft Anfang der 1960er Jahre. Seine Arbeit ist als Regionalstudie angelegt und behandelt das Land Brandenburg. Die als Habilitationsschrift konzipierte Studie umfaßt neben einer das Erkenntnisziel, den Forschungsstand und die angewandten Methoden vorstellenden Einleitung und einer konzisen Schlußbetrachtung drei Hauptkapitel. Zunächst untersucht er die SED-Agrarpolitik im Spannungsfeld von prinzipiellen Zielsetzungen und mehrmaligen politischen Kurswechseln. Daran schließt sich eine Analyse des Wandels der Wirtschafts- und Sozialstruktur auf dem Lande an. In diesem Kontext behandelt er auch die Folgelasten der ideologisch motivierten agrarpolitischen Eingriffe und Verdrängungsprozesse bestimmter sozialer Gruppen. Schließlich untersucht Bauerkämper das soziale und politische Verhalten ländlicher Bevölkerungsgruppen gegenüber der SED-Politik und ihren daraus sich ergebenden Eingriffen. Insgesamt hat Arnd Bauerkämper eine Studie vorgelegt, die für die Agrargeschichte der DDR Maßstäbe setzt und für die weitere wissenschaftliche Beschäftigung mit der DDR-Landwirtschaft schon jetzt als unverzichtbar angesprochen werden kann. Angesichts des Umfangs des Werkes können nur einige Aspekte seiner Studie hervorgehoben werden.

Die Bodenreform war im Potsdamer Abkommen 1945 zur Enteignung von „Kriegsverbrechern" und führenden NSDAP-Funktionären für ganz Deutschland von den Alliierten vereinbart worden. Im September 1945 ist von allen Parteien in der SBZ die entschädigungslose Enteignung beschlossen worden. Die Bodenreform stand unter der zugkräftigen, aber historisch weitgehend haltlosen Losung „Junkerland in Bauernhand". Sie fand eine hohe Akzeptanz, was auch mit dem nachkriegsbedingten sprunghaften Anstieg der mittellosen und armen Landbevölkerung im Zusammenhang stand. Ein Parzelle wies durchschnittlich 8 Hektar auf. Durch die Bodenreform wechselten insgesamt 41 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche in der SBZ ihre Besitzer. Aus der Bodenreform gingen bis Anfang 1949 über 209000 Neubauernstellen hervor. 170000 gewerbliche Arbeiter erhielten Landparzellen. Die Bodenreform führte in traditionell gutsherrschaftlich geprägten Gebieten zu einem Übergang

von einer großbetrieblichen zu einer kleinbäuerlichen Agrarstruktur. Die agrarischen Kleinbetriebe waren Großbetrieben in der pflanzlichen Erzeugung deutlich unterlegen. Das wirkte sich einschneidend auf die Versorgung der Bevölkerung aus.

Als Ergebnis der Bodenreform gab es 1950 auf dem Gebiet der DDR nahezu 889000 landwirtschaftliche Betriebe, davon rund 95 Prozent in privater Hand. Die Agrarproduktion hatte in den wichtigsten Produktionsbereichen das Vorkriegsniveau wieder erreicht. Die sogenannten Neubauern kämpften mit Existenzproblemen und gaben sehr häufig die ihnen durch die Bodenreform übereigneten Höfe auf. Gerade vor dem Hintergrund der agrarwirtschaftlichen Effizienz und Produktivität erwies es sich als wirtschaftlich geradezu töricht, die Sozialstruktur auf dem Land nach der Bodenreform ein zweites Mal zu verändern. Allerdings waren die Bauern neben dem gewerblichen Mittelstand die zweite große Gruppe Selbständiger, die dem von der SED betriebenen Aufbau des Sozialismus „objektiv" entgegenstanden. Die Großbauern sollten als soziale Gruppe beseitigt, die Klein- und Mittelbauern kollektiviert werden.

Nach der 2. SED-Parteikonferenz 1952 lag der Schwerpunkt neben dem Auf- und Ausbau der Schwerindustrie auf der Kollektivierung in der Landwirtschaft. Zwar war es bis zum Juli 1952, beginnend im April 1952, zu vereinzelten Gründungen von Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) gekommen, aber in dieser Phase verliefen die LPG-Gründungen weitgehend auf freiwilliger Basis. Das änderte sich nach der 2. Parteikonferenz. Zwang wurde der entscheidende Gründungsmoment für eine LPG.

Bis zum 1. Juni 1953 kam es etwa zu 5000 LPG-Gründungen. Noch dominierten in der Landwirtschaft aber privatwirtschaftliche Betriebe, allerdings mit einer Betriebsgröße unter 20 Hektar. Die erste Welle der Zwangskollektivierung 1952/53 war von mannigfachen Repressionen begleitet. Die Gerichte verhängten hohe Zuchthausstrafen wegen angeblicher Steuerschulden oder weil das Ablieferungssoll nicht erfüllt werden konnte. Dabei spielte es dann keine Rolle, ob der Betroffene krank war, der Tierbestand wegen einer Seuche dahingerafft worden war oder die Ernte wegen schlechter Witterungsbedingungen schlecht ausfiel. Die mit den Haftstrafen oft verbundene Enteignung zeigt, worum es tatsächlich ging: um die Kollektivierung der Landwirtschaft. Immer wieder kam es deshalb in den Dörfern zu spontanen Widerstandshandlungen der Bevölkerung. Durch die Einführung des „Neuen Kurses" und die Volkserhebung vom 17. Juni 1953 ist die erste Zwangskollektivierung abgebrochen und zum Teil sogar rückgängig gemacht worden.

Seit den späten 1940er Jahren bildete die Landflucht ein Problem, das betriebliche Konzentration und Rationalisierung erforderte. Bereits 1950 trat bei der Ernte ein akuter Mangel an Saisonarbeitskräften auf. Die SED bemühte sich, in den Dörfern parteiliche, aus Städten stammende Funktionseliten zu integrieren. Die schlechten Arbeitsbedingungen und die noch schlechteren Lebensbedingungen in den Dörfern führten zu beträchtlichen Fluktuationsprozessen von Beschäftigten in der Landwirtschaft. Nachdem die SED-Führung ihre Macht nach dem Volksaufstand 1953 wieder gefestigt hatte, forcierten sie die landwirtschaftliche Kollektivierung erneut.

Die Wirtschaftskraft vieler Produktionsgenossenschaften blieb gering. Kurt Vieweg, Direktor des Instituts für Agrarökonomik an der Deutschen Akademie der Landwirtschaftswissenschaften, forderte deshalb Ende 1956 eine dualistische Agrarstruktur von bäuerlichen Familienbetrieben und einem staatlich-genossenschaftlichen Sektor. Auch SED-Politbüromitglied Fred Oelßner sprach sich 1956 dafür aus, den Kollektivierungsdruck zurückzunehmen und unrentable LPGs aufzulösen.

Das ZK der SED verwarf das Konzept eines Dualismus von staatlicher und privatbäuerlicher Landwirtschaft Anfang 1957. Oelßner wurde als Revisionist im Februar/März 1958 aller Ämter im Partei- und Staatsapparat enthoben. Vierweg trat, unter Druck gesetzt, im März 1957 von allen Ämtern zurück, im Oktober 1959 erfolgte eine Verurteilung zu 12 Jahren Zuchthaus.

Walter Ulbricht forderte Ende Oktober 1957 eine erhebliche Steigerung der Agrarproduktion. Die Beschlüsse des V. SED-Parteitages 1958, den Pro-Kopf-Verbrauch in der Bundesrepublik bis 1961 in der DDR zu übertreffen, stellte die Landwirtschaft in der DDR dann vor neue Herausforderungen und Probleme. Die Kollektivierung der Landwirtschaft trat in die letzte Phase. Anfang 1960 entschied die SED-Führung, die Kollektivierung sei innerhalb kürzester Zeit abzuschließen. Die Gründung der LPGs erfolgten nun unter Einsatz der gesamten Propagandamaschine und vielfältigen Mitteln des Drucks, Zwangs und Terrors. Insbesondere die Polizei- und Justizorgane beschleunigten den „sozialistischen Frühling auf dem Lande".

1959 existierten 9566 LPGs mit etwa 400000 Mitgliedern. Noch fast 52 Prozent der Nutzfläche wurden von privaten Einzelbauern oder den Kirchen bewirtschaftet, nur ein Jahr zuvor waren es sogar noch über 62 Prozent. Innerhalb weniger Wochen, zwischen März und Mai 1960, erfolgten Zwangskollektivierungen im großen Maßstab. Es bildeten sich etwa 10000 neue LPGs, die Mitgliederzahl schnellte auf über 960000 hoch. Resistenten privaten Einzelbauern und den Kirchen, die von der Kollektivierung verschont blieben, stand insgesamt nur noch eine Nutzfläche von etwas mehr als sieben Prozent zur Verfügung.

Ein Anstieg der Fluchtbewegung aus den Dörfern und akute Versorgungsprobleme mit Lebensmitteln im gesamten Land waren – neben zahlreichen drastischen Zuchthausstrafen – die wichtigsten Folgen der landwirtschaftlichen Zwangskollektivierung. Diese Politik folgte nicht nur sowjetischen Vorbildern, sondern entsprang auch agrarwirtschaftlichen Problemen, die aus der mangelnden Rentabilität und geringen Produktivität der gesamten zentralistischen Planwirtschaft, die Landwirtschaft war ein Teil davon, resultierten. Hinzu kam das technizistische Moderneverständnis der SED-Führung. Nach dem erfolgreichen Start des sowjetischen „Sputnik" am 5. Oktober 1957 ins Weltall, dem weltweit ersten Satelliten, stand die westliche Welt im „Sputnik-Schock". In der östlichen Welt breitete sich in den Machtetagen eine technisch begründete grenzenlose Fortschrittsgläubigkeit aus und verstärkte die ohnehin vorhandenen kommunistischen Modernisierungsillusionen. Den Kommunismus schien nichts mehr aufhalten zu können. Der weitreichende kommunistische Führungs- und Regelungsanspruch, der 1960 die Landwirtschaft beinahe komplett erfaßte, war nicht nur politischen Vorstellungen, sondern eben auch technokratischen Modernisierungsphantasien geschuldet. Die Landwirtschaft war endgültig im Sozialismus angekommen.

Arnd Bauerkämper hat den Umgestaltungsprozeß der Landwirtschaft am Beispiel Brandenburgs in einer bewundernswürdigen Weise dicht dargestellt, viele neue Kenntnisse zutage befördert und seine Arbeit auf einer enormen empirischen Basis aufgebaut. Er erweist sich nicht nur als exzellenter Kenner der gesamten vorliegenden Forschungsliteratur, sondern versteht es auch eindrucksvoll, diese in seine Arbeit zu integrieren. Dort, wo andere vor ihm das Feld bereits beackerten, gibt er nicht den Anschein, als würde er der erste sein, der mit dem Pflug die verschiedenen Schichten des historischen Boden freilegt, um mit neuen Kenntnissen und Erkenntnissen zu überraschen. Souverän bezieht er sich auf die wissenschaftliche Literatur. Das ist ihm auch deshalb möglich, weil er eine Vielzahl von neuen Befunden aus den Archiven wissenschaftlich rekonstruierte, so daß wir mit seinem Buch über eine hervorstechende sozial- und politikhistorische Publikation verfügen, die nur wenige Wünsche offen läßt. Zwei kritische Einwände seien erwähnt.

Formal wäre zu kritisieren, daß sich mit Bauerkämpers Buch nur mühevoll arbeiten läßt. Zwar sind die vielen Kapitel jeweils untergliedert, aber leider ist das aus dem Inhaltsverzeichnis nicht ersichtlich. Für eine bessere Handhabung wäre es nützlich gewesen, aus dem Inhaltsverzeichnis auch die Feingliederung der Arbeit ersehen zu können. Wenn man darauf aus optischen Gründen verzichtet, was durchaus nachvollziehbar ist, hätte aber ein Sachregister das Arbeiten mit dieser Studie sinnvoll erleichtern können. Inhaltlich dagegen ist Bauerkämpers Ansatz in Zukunft zu diskutieren, inwiefern sich die Kollektivierungspolitik tatsächlich als „Zwangsmodernisierung" charakterisieren läßt. Diese Diskussion ist in bezug auf die NS-Zeit ausführlich geführt worden. Bauerkämper führt an, daß die SED-Landwirtschaftspolitik auch davon geprägt war, einen eigenen Weg in die Moderne finden zu müssen. Problematisch daran ist jedoch, das war auch ein Kernpunkt der Debatte über die NS-Zeit, inwiefern aus dem modernisierungstheoretischen Konzept die Frage von Partizipation und Demokratisierung ausgeklammert bleiben kann. Arnd Bauerkämper versucht dieses Problem zu lösen, indem er von „Zwang" spricht und so bereits begrifflich anzeigt, daß diese Art der „Modernisierung" auf Druck und Repression gründete. Es bleibt aber zweifelhaft, ob dadurch das Modernisierungskonzept überzeugender auf diktatorische, nichtwestliche Gesellschaftstypen angewandt werden kann.

Doch ungeachtet dieses Einwandes ist Arnd Bauerkämpers Monographie als ein Markstein der politischen Sozialgeschichtsschreibung über die DDR-Agrargeschichte anzusehen. Eindrucksvoll stellt er die politischen und ideologischen Vorbedingungen, den Wandel von Politik, staatlichen Eingriffen und der ländlichen Wirtschafts- und Sozialstruktur dar und analysiert in breitem Umfang die widerständigen Verhaltensweisen der ländlichen Bevölkerung gegenüber diesen Eingriffen von oben. Bauerkämpers Studie bietet zugleich viele Anregungen, um dieser Untersuchung

über das Land Brandenburg ähnliche über andere ostdeutsche Länder bzw. komparatistisch angelegte zur Seite zu stellen. Das ist gerade deshalb wünschenswert, weil sich die Agrarverhältnisse in den einzelnen Ländern bis 1945 zum Teil beträchtlich unterschieden. Mit Arnd Bauerkämpers Arbeit haben künftige Forscher einen Kompaß zur Hand, der sie sicher durch das schwer durchschaubare Dickicht regionalhistorischer Agrargeschichte führen wird.

Ilko-Sascha Kowalczuk

Der betriebliche Aufbruch im Herbst 1989. Die unbekannte Seite der DDR-Revolution. Diskussion, Analysen, Dokumente. Hrsg. von Bernd GEHRKE und Renate HÜRTGEN. – Berlin: Bildungswerk Berlin der Heinrich-Böll-Stiftung 2001. 551 S.

Auf den Straßen der DDR artikulierte sich im Herbst 1989 eine über Jahre angestaute Unzufriedenheit, die sicher nicht allein im privaten Lebensbereich oder infolge der allgemeinen politischen Gängelei und Fremdbestimmung entstanden war. Denn schließlich waren die Betriebe und Einrichtungen der Ort, an dem die Menschen den wesentlichen Teil ihrer Lebenszeit zubringen mußten, an dem sich alle Widrigkeiten der „realsozialistischen" Diktatur spiegelten und nicht wenige dieser vielfach verhaßten Verhältnisse sogar wurzelten. Weil die massenhafte Flucht des verwalteten Individuums ins vermeintlich selbstbestimmtere Private nur Ausdruck einer fortschreitenden Entpolitisierung der letztlich nur noch verbal hochpolitisierten nominalsozialistischen Gesellschaftlichkeit war, drängt sich sofort die Frage auf, wie sich diese Verfallserscheinung in den Betrieben abbildete. Welche Dynamik entfaltete sich an diesem Ort bei der Aufkündigung des bis dato noch funktionierenden Gesellschaftsvertrags durch die nun demonstrierenden Massen im Herbst 1989? Obwohl die sich überschlagenden Ereignisse auf den Straßen den Veränderungen in den Betrieben immer vorauseilten, müßte die Analyse der nacheilenden emanzipatorischen „Repolitisierung" in den Betrieben in der „Wende" den zuverlässigsten Indikator für die Potentiale und die Tendenz des gesellschaftlichen Umbruchs in der DDR liefern. Schließlich definiert sich die Natur eines Gemeinwesens stets über die Organisation seiner Ökonomie, drückt sich die alltägliche An- bzw. Abwesenheit von Herrschaft oder Demokratie in einer Gesellschaft am unverstelltesten in den betrieblichen Konfliktlagen aus. Um so erstaunlicher ist es, daß solche Untersuchungen in der ansonsten inflatorischen „Wendeliteratur" kaum eine Rolle spielen und der Umbruch in den Betrieben aus den Jubelfeiern zum Mauerfall sowie aus dem periodischen Gedenken an die Straßendemonstrationen der „Freizeitrevolution" 1989/90 weitgehend ausgeblendet blieb. Auf diese Fehlstelle macht der nun vorliegende Band von Renate Hürtgen und Bernd Gehrke nicht nur aufmerksam, sondern er ist gleichzeitig ein gewichtiger Beitrag zu ihrer Auffüllung.

Der Entstehungshintergrund: Zehn Jahre nach dem Scheitern des Versuchs eines selbstbestimmten Aufbruchs zu neuen Strukturen und Inhalten demokratischer betrieblicher Interessenvertretung in der DDR trafen sich damalige Aktivistinnen und Aktivisten dieses Kampfes erstmals zu einer Bilanz damaliger Anstrengungen. Das Buch liefert das Wortprotokoll dieser Tagung, ein Dokument, das zweifellos den von den Herausgebern angemahnten erhellenden zeithistorischen Perspektivwechsel als Sicht auf die Ereignisse in den Betrieben während des Umbruchs 1989/90 rechtfertigen kann. Dieses späte Gespräch „zwischen selbstbewusster Erinnerung und kritischer Distanz" sollte die beteiligten Protagonisten des Kampfes der Beschäftigten um emanzipatorische betriebliche Strukturen zu einer realistischen Sicht auf ihr damaliges Tun führen – ein Gedankenaustausch ohne Idealisierung dieser Versuche, aber auch ohne falsche Bescheidenheit, wie Renate Hürtgen einleitend auf dieser Tagung vorschlug.

Die differenzierte und detaillierte Darstellung der damaligen Rolle der Belegschaften, der Betriebsleitungen und der Gewerkschaft in diesem Protokoll scheint unter anderem eine These der Herausgeber zu bestätigen: Es gehörte im Spätherbst 1989 mehr Courage dazu, in den Betrieben die Absetzung der Leitung zu fordern als auf der Straße die von Egon Krenz. Der Leser erfährt in Fallbeispielen, wie sich einige Betriebsleitungen hinter verschlossenen Türen mittels Kontakten zu Westfirmen schon um marktkonforme Rekonstruktion ihrer Einrichtungen bemühten, während noch der Kampf von Belegschaften und Funktionären des zerfallendem FDGB um die Entscheidung tobte, ob und wie neue betriebliche Interessenvertretungen ins Leben gerufen werden oder ob die „alte Gewerkschaft" erneuert werden sollte. Obwohl dieser Kampf wegen der raschen Übernahme der DGB-Strukturen im Osten während des „Vereinigungsprozesses" abriß und die sich überstürzenden politischen Ereignisse ursprüngliche

Fragestellungen – etwa die der „Initiative für unabhängige Gewerkschaften" (IUG) – scheinbar bedeutungslos werden ließen, ist anhand der Tagungsbeiträge eindrucksvoll nachzuvollziehen, daß diese Auseinandersetzungen in den DDR-Betrieben nicht bloß „Schnee von gestern" waren und sind. Vom strikt basisdemokratischen Politikverständnis der Mehrheit der Betriebsaktivisten im Kampf gegen die vielen betrieblichen Alleinherrscher ist ebenso die Rede wie von der relativen Isolierung dieser Aktivisten in ihren Belegschaften. Die Beschäftigten orientierten sich alsbald auf den DGB und die von ihm erwartete bessere Stellvertreterpolitik in den bald wieder fest in der Hand der neuen Betriebsleitungen (und manchmal auch der alten) befindlichen Unternehmen, welche der ungewissen Übernahme durch westliche Konzerne harrten. Die Schrittmacher des Kampfes um eine zum Teil weit über die bundesrepublikanischen Standards hinausgehende Mitbestimmung der Beschäftigten waren sich mit diesen Beschäftigten oft allein in der Forderung einig, das Machtmonopol von Partei und Funktionärsapparat auch im Betrieb zu brechen. Die Entwicklung der Diskussionen darüber, wie die Interessenvertretung im Betrieb aussehen und wie weitreichend sie sein sollte, läßt sich anhand der Tagungsbeiträge fragmentarisch nachvollziehen. Es wird aus diesen Beiträgen aber auch deutlich, wie zersplittert und wie regional unterschiedlich diese Auseinandersetzung stattfand. Der Leser findet zudem Informationen über die Entstehung der IUG und ihre Anstrengungen, verschiedene Initiativen betrieblicher und überbetrieblicher Selbstorganisation zu bündeln und Alternativen zur ost- wie zur westdeutschen Spielart bürokratischen Fremdverwaltung der Beschäftigteninteressen entwickeln zu helfen.

Der Tagungsband dokumentiert in einer Sektion auch einige Stellungnahmen der DDR-Bürgerbewegungen zur betrieblichen Interessenvertretung. Sie sind einer umfangreichen Sammlung von zum Teil erstmals abgedruckten Aufrufen und Erklärungen zu Aktivitäten von Betriebsbelegschaften zwischen September 1989 und März 1990 beigefügt. Im Herbst und Winter 1989/90 haben nicht nur Betriebsaktivisten der Bürgerbewegungen, sondern auch viele betriebliche Initiativen den anstehenden gewerkschaftlichen Neuaufbau unmittelbar mit grundsätzlichen gesellschaftspolitischen Fragestellungen verknüpft. Die im vorgelegten Band dokumentierte abschließende Diskussion der Tagungsteilnehmer legt nahe, daß angesichts der 1990 schnell deutlich werdenden Folgenlosigkeit dieser Anstrengungen schonungslos nach den realistischen Verwirklichungschancen damaliger emanzipatorischer Zukunftsentwürfe gefragt werden muß. Deutlich wurde aber auch, daß trotz damals gescheiterter Entwürfe ganz neuer Formen betrieblicher Interessenvertretung der Beschäftigten sich die „realpolitisch" begründete Schönfärberei des dann einkehrenden „DGB-Alltags" auch wegen des heutigen Abbaus herkömmlicher Interessenvertretung beim zeitgenössischen Strukturwandel im Rahmen von Globalisierungsschüben verbietet.

Die Herausgeber des vorgelegten Bandes wollen aber auch die Sicht über die „Betriebswende" 1989/90 hinaus auf die Geschichte betrieblicher Kämpfe in der DDR weiten. Sieben Dokumente verdeutlichen die Positionen des FDGB-Apparates anläßlich von Streiks in der DDR in den siebziger und achtziger Jahren, zwei weitere des MfS belegen, wie aufmerksam der DDR-Geheimdienst befürchtete und eintretende Unruhen in den Betrieben sowie den Stand der DDR-Einheitsgewerkschaft bei den Beschäftigten reflektierte. Schließlich bieten vier von Gehrke und Hürtgen verfaßte Aufsätze einen aufschlußreichen Einblick in die Vorgeschichte der „Betriebswende" und den Sozialisierungshintergrund der Akteure. Renate Hürtgen untersucht die Funktion des FDGB als „Transmissionsriemen im SED-Staat" und als soziale Dienstleistungsschaltstelle. Dies geschieht in differenzierter Weise im Rahmen eines geschichtlichen Überblicks von vier Jahrzehnten FDGB-Geschichte. Die „Beziehungsgeschichte" der Beschäftigten zu einem Apparat, der immer weniger als ihr engagierter Interessenvertreter im harten Konfliktfall mit der staatlichen Betriebsleitung anerkannt wurde, gibt auch Aufschluß über die „Ersatzlösungen", welche dann gesucht wurden: Die individuelle Eingabe (eher direkt an die Partei oder die staatliche Leitung) korrespondierte mit dem weitgehenden Verzicht auf Streiks als traditionelle Form des kollektiven betrieblichen Widerstands. Die immer mehr ausgebaute Kontrollfunktion des Gewerkschaftsapparates, im Dienste der Disziplinierung und Isolation der Beschäftigten stehend, verhilft mittels Analyse des dabei entstandenen Schriftguts jedoch heute auch zu genaueren Einblicken in die trotzdem in allen Dekaden vorhandenen Streikaktionen. Renate Hürtgen gibt diesen Überblick und verknüpft ihn mit der Feststellung, daß der Niedergang des Streiks als Kampfform und die Individualisierung des Protests mit dem Untergehen der kollektiven Erfahrung widerständigen

betrieblichen Handelns einherging. Als der werktätige Bittsteller in den achtziger Jahren angesichts der immer unhaltbarer werdenden Verhältnisse sich wieder zunehmend protestierend und schließlich auch kollektiv zu Wort meldete, fehlten solche Erfahrungen. Die Betriebe konnten nicht mehr Ausgangspunkt für den Aufstand sein.

Bernd Gehrke reflektiert in seinen Beiträgen den Zusammenhang zwischen den oppositionellen Schrittmachern der Demokratiebewegung und den Betrieben als Quelle der Massendemonstrationen. Die Vehemenz, mit der sich der Unmut im Herbst 1989 in den Straßendemonstrationen Luft machte, ist ohne die einsetzende Politisierung auch in den Betrieben nicht erklärbar. Sie wurden laut Gehrke zum „Blutspender" des sich auf den Straßen entfaltenden revolutionären Aufbruchs. In den Betrieben standen die Belegschaften allerdings vor einem vollständigen Neubeginn bei der Entwicklung einer kollektiven Widerstandspraxis, die er in seinem zweiten Beitrag anhand der Geschichte der „Wende-Streiks" beschreibt. Plötzlich waren Belegschaften von Betrieben, die zuvor nicht einmal aus wirtschaftlichen oder sozialen Gründen gestreikt hatten, sogar zu politischen Streiks bereit. Doch da die betriebliche Aktivisten, die Belegschaften und die inzwischen hohe politische Autorität besitzenden Bürgerbewegungen nicht zusammenfanden, letztere zudem auf die Macht verzichteten, kam es auch nicht zur inzwischen möglich gewordenen überbetrieblichen Koordination betrieblicher Aktionsbereitschaft. Hier wurden nach Auffassung Bernd Gehrkes die Weichen für den Ausgang der „Wende" gestellt. In seinem Aufsatz untersucht er insbesondere die Hintergründe des ausgebliebenen Generalstreiks vom Dezember 1989.

Der hier vorgestellte Band ist nicht allein wegen der vielen neuen Mitteilungen zur Geschichte des betrieblichen Aufbruchs im Herbst 1989 sehr zu empfehlen. Vor allem können die Autoren darauf verweisen, zwischen vielfach schon bekannten Sachverhalten aus diesem Themenbereich einen erhellenden Zusammenhang hergestellt zu haben, der weit über die Betriebssphäre hinaus einen neuen Blick auf die „Herbstrevolution" erlaubt. So wird nachhaltig die Legende dementiert, der Betrieb habe in dieser Revolution als Handlungsfeld keine Rolle gespielt.

Zu erwähnen wäre noch der sensationell niedrige Preis des über 500 Seiten umfassenden Buches. Er kann für 9 Euro über info@bildungswerk-boell.de bestellt werden.

Thomas Klein

BLACHETTA-MADAJCZYK, Petra: **Klassenkampf oder Nation? Deutsche Sozialdemokratie in Polen 1918 bis 1939** (= Schriften des Bundesarchivs, Bd. 49). – Düsseldorf: Droste Verlag 1997. XIV, 315 S.

Die Zweite Polnische Republik war ein Staat, in dem zahlreiche Minderheiten lebten. Dies führte zu Schwierigkeiten und Konflikten, bedeutete zugleich aber eine außerordentliche kulturelle Vielfalt. Heute hat Polen zwar eine so homogene Gesellschaft wie nie zuvor, doch ist in den vergangenen Jahren wieder ein Bewußtsein für die Bedeutung von Minderheiten in der polnischen Geschichte gewachsen. Mit der deutschen Minderheit beschäftigt sich die polnische Historiographie weniger, obwohl diese bis heute in Polen lebt. In den Jahrzehnten vor der politischen Loslösung aus dem sogenannten Ostblock gehörte es zur offiziellen Propaganda, daß die Deutschen in Polen grundsätzlich zur Kollaboration mit den Nationalsozialisten bereit gewesen seien, weshalb auch die Existenz einer deutschen Sozialdemokratie von polnischen Wissenschaftlern nur selten oder gar nicht erwähnt wurde. Petra Blachetta-Madajczyk hat sich in ihrer Dissertation also eines Themas angenommen, das bisher von der Forschung vernachlässigt wurde. Ihr kommt es darauf an, ein genaues Bild der deutschen Sozialisten in Polen zu zeichnen und zugleich einen Beitrag zur gesamten Geschichte der Sozialdemokratie zu leisten. Sie stellt grundsätzlich die Frage, ob die „DSAP" („Deutsche Sozialistische Arbeitspartei Polens", seit 1925 die einheitliche Bezeichnung) und ihre Vorgängerparteien die Idee des Klassenkampfs oder der Nation zur wesentlichen und ausschlaggebenden ideologischen Grundlage ihres Handelns machten. Sie kommt zu dem Schluß, daß die deutschen Sozialisten in Polen kaum dazu imstande gewesen seien, einen Mittelweg zwischen beiden Ausrichtungen zu finden, daß sie etwa Anfang der 1920er Jahre mehr zum Nationalen, Ende der 1920er stärker zum Prinzip Klassenkampf tendiert hätten und sich schließlich Ende der 1930er Jahre, als es zu spät gewesen sei, entschlossen hätten, Klassenkampf und internationalem Sozialismus Priorität einzuräumen. Dieses Problem macht sie zu Recht zum Grundmuster der Konflikte innerhalb der Partei und in den Beziehungen zu den anderen Sozialisten Polens.

Zunächst spricht das Festhalten an einer deutschen Partei und der Entschluß gegen eine Integration in die „Polska Partia Socjalistyczna" (Polnische Sozialistische Partei) für eine nationale

Orientierung, wobei die Autorin diese Ausrichtung auch damit begründet, für die deutschen Sozialisten sei die Arbeiterbewegung in Polen weniger konsolidiert gewesen als die deutsche. Sie hätten, so die Verfasserin, erst abwarten wollen, bis diese in Polen gereift sei. Den Ideenkonflikt zwischen Nation und Klassenkampf aller sozialistischen Parteien Polens greift die Verfasserin an vielen Stellen des Buches wieder auf; sie weist darauf hin, wie die gemeinsame Arbeit der Sozialisten dadurch behindert wurde, wobei sie vor allem die Vorbehalte seitens der polnischen Sozialisten gegenüber den deutschen hervorhebt, was an manchen Stellen nicht objektiv genug erscheint. Sie beschreibt außerdem das Problem der Sozialdemokraten, einerseits der nationalen Ausrichtung der deutschen Arbeiter gerecht werden zu müssen, andererseits aber deren Interessen als polnische Staatsbürger durchsetzen zu müssen. Auch geht sie auf den Konflikt ein, polnischer Staatsbürger und zugleich deutscher Herkunft zu sein, sich also beidem verpflichtet zu fühlen und dies nur schwer miteinander verbinden zu können. Die Autorin erwähnt auch das Problem, daß den Sozialisten von bürgerlichen deutschen Parteien wegen ihrer internationalistischen Ausrichtung nationaler Verrat vorgeworfen wurde. So habe die DSAP vor allem seit dem Aufkommen des Nationalsozialismus einen Kampf gegen die Deutschen führen müssen, zugleich seien ihre Mitglieder als Deutsche in Polen zunehmend Verunglimpfungen als deutsche Faschisten ausgesetzt gewesen. So beschreibt die Verfasserin einen mehrfachen Loyalitätskonflikt der DSAP-Führung, an dem die Partei schließlich gescheitert sei. Ein Beispiel, das einen dieser Konflikte beleuchtet, ist die Haltung der Sozialisten bei der Teilung Oberschlesiens, die 1921 endgültig beschlossen wurde. Hier kam es zu nationalen Interessenkonflikten zwischen polnischer und deutscher sozialistischer Partei, da die deutschen Sozialisten sich für einen Verbleib des gesamten Gebietes bei Deutschland aussprachen, weil sie dort bessere Chancen für das Proletariat als in Polen sahen. Nach diesem Beschluß erklärten sie jedoch ihre Loyalität zum polnischen Staat. So erscheint das Schwanken zwischen nationalen oder stärker klassenkämpferischen Inhalten als Reaktion auf die polnische Politik, auf die Auseinandersetzung mit anderen Parteien, und später auch auf Geschehnisse in Deutschland, vornehmlich seit dem Aufkommen des Nationalsozialismus.

Die Autorin geht in ihrer Arbeit auch auf Repressionen gegen die DSAP ein, die sie sowohl von deutscher als auch von polnischer Seite nachzuweisen sucht, besonders nach dem 1934 geschlossenen Freundschaftsvertrag zwischen Polen und Deutschland. Die Konstituierung der deutschen Sozialisten vollzog sich erst in den 1920er Jahren in einer schwierigen politischen Situation für die deutsche Minderheit, und ihre Tätigkeit, so die Verfasserin, wurde von allen Seiten behindert, zudem es auch innere Konflikte in der Partei gab.

Einen großen Teil der Arbeit nimmt die Beschreibung der Entwicklung der DSAP ein (berücksichtigt werden auch die ihr vorhergegangenen sozialistischen Parteien und ihre Entstehungsbedingungen), wobei die Bezeichnung DSAP 1925 schon einheitlich gebraucht wurde und die Partei 1929, wie Petra Blachetta-Madajcyzk ausführlich darstellt, nicht ohne Konflikte zum offiziellen Zusammenschluß fand. Die Verfasserin geht bei der Schilderung der Entwicklung der Sozialdemokratie auf viele organisatorische Einzelheiten und die Bedeutung bestimmter Persönlichkeiten für die Partei ein. Sie beschreibt auch sehr genau die sozialistische deutsche Presse, ihre sich wandelnden Standpunkte sowie Fragen ihrer Auflage und finanzielle Probleme. Auch berücksichtigt Petra Blachetta-Madajczyk interne Probleme sowie Konflikte oder Annäherungsversuche gegenüber den anderen sozialistischen Parteien Polens, dabei insbesondere die Konkurrenz zur kommunistischen Partei, oder auch allgemeine politische Entwicklungen.

Die Autorin beachtet sehr genau die regionalen Unterschiede, auf die die Sozialdemokraten in den verschiedenen Gebieten Polens trafen. So gab es in Mittelpolen, besonders in Lodz, schon lange ein großes deutsches Proletariat, das organisiert werden mußte und weniger danach verlangte, Minderheitenprobleme zu lösen wie dies in Oberschlesien der Fall war. Allerdings brach in den 1930er Jahren auch in Lodz ein Konflikt zwischen nationalen und klassenkämpferischen Ideen zwischen den beiden wichtigsten Repräsentanten aus. Im westpreußischen Gebiet herrschte noch größere Orientierungslosigkeit in nationalen Fragen, die Partei fiel von einem Extrem ins andere, bis ihr Parteiführer sich später nationalsozialistischen Kreisen zuwandte.

Das Überlaufen von Sozialdemokraten und einem Teil ihrer Anhängerschaft zum Nationalsozialismus ist zu Recht ein wichtiges Thema des Buches. Die von der Autorin gegebene Begründung für dieses Verhalten, man habe sich mit Repressalien des polnischen Staates konfrontiert

gesehen, diesen daher immer stärker abgelehnt und sich schließlich nicht auch der Verfolgung durch Deutsche aussetzen wollen, erscheint nicht ausreichend. Sie betont, der nationale Gedanke sei wegen der repressiven polnischen Politik attraktiver geworden. Diese Erklärung scheint etwas zu einseitig, und es wäre wohl, wenn die Autorin weniger deskriptiv vorgegangen wäre, möglich gewesen, auf die Hintergründe der Hinwendung zum Nationalsozialismus differenzierter einzugehen. So hätte sie z. B. deutlicher auf den Antisemitismus als möglichen Beweggrund hinweisen können, den sie bezüglich der Stimmung in ganz Polen an mehreren Stellen erwähnt und für den sie auch Belege deutscherseits (meist in Fußnoten) zitiert.

Allerdings, und dies ist eines der Ergebnisse der Autorin, waren die in der DSAP Verbliebenen zwar eine Minderheit unter den Deutschen Polens, doch keine andere Partei hat sich dem Nationalsozialismus so konsequent widersetzt wie diese Partei. Die DSAP selbst war durch den Austritt der später nationalsozialistischen Mitglieder im Inneren nicht gefährdet. So beschreibt die Verfasserin sehr deutlich den Kampf der DSAP gegen die Verbreitung des Nationalsozialismus: das Netz, das die deutsch-polnischen Sozialisten vor allem mit der Sopade (der Emigrationsorganisation der SPD) in Prag knüpften, und wie sie eine große Fülle an Material gegen das „Dritte Reich" nach Polen schmuggelten. Sie zitiert aus Zeitungsartikeln, die gegen Hitler und sein Herrschaftssystem gerichtet waren. Besonders wichtig ist, daß sie den Konflikt und die Konkurrenz sowie den Unwillen, mit den Kommunisten zusammenzuarbeiten, als hinderlich für den Kampf gegen die Nationalsozialisten erwähnt, eines der wichtigsten Probleme in der Geschichte der Sozialdemokratie im allgemeinen.

Insgesamt erhält der Leser ein sehr genaues und detailliertes Bild von der Geschichte, den inneren Kämpfen und den Beziehungen zu anderen sozialistischen Parteien in Polen in der Zwischenkriegszeit. Vor allem im ersten Teil der Arbeit gelingt es der Autorin, ihre Fragestellung „Klassenkampf oder Nation?" mit dem Deskriptiven zu gewichten und konsequent zu verfolgen. Im zweiten und dritten Teil liegt das Gewicht allerdings viel stärker auf dem Beschreiben, und es fehlen genaue theoretische Überlegungen zur Bedeutung der nationalen Identität und eine kritische Untersuchung dieser und ähnlicher Begriffe. So wie die Autorin auch unreflektiert die in der Zwischenkriegszeit geläufigen Begriffe „Volkstum", „Deutschtum" oder „rein Deutsch" bei ihrer Analyse und Bewertung verwendet. An manchen Stellen wirkt die Darstellung auch etwas polemisch, vor allem im Hinblick auf die Politik der PPS, der, da sie die polnische Mehrheit der Sozialisten repräsentierte, die Hauptschuld am Nichtgelingen der Verständigung mit den deutschen Sozialisten gegeben wird, was an mancher Stelle auch gerechtfertigt erscheint, besonders wenn sie dadurch überkommene Vorstellungen der bisherigen Historiographie revidiert. Der Autorin gelingt es, sehr viele verschiedene und für die Geschichte der Sozialdemokratie im allgemeinen typische Erscheinungen einzubeziehen wie beispielsweise die Konkurrenz mit den Kommunisten, die der Arbeiterschaft schadete und den Nationalsozialisten nützte. Anhand der Entwicklung der deutschen Sozialisten in Polen gelingt es ihr, den Nationalismus in der Zweiten Polnischen Republik aus einer bisher selten eingenommenen Perspektive zu beschreiben und zu zeigen, wie hinderlich er für die Zusammenarbeit zur Durchsetzung der Ziele der Sozialisten war. Allerdings wäre eine genauere Untersuchung der spezifisch deutschnationalen Gedanken und ihrer Hintergründe in Polen wünschenswert gewesen, um dem Leser besser verständlich zu machen, warum das sogenannte „Deutschtum" auch für in Polen verwurzelte Staatsbürger so wichtig war, oder genauer über die Gründe zu informieren, weshalb sie sich dazu bekannten, Deutsche zu sein.

Die Dissertation Petra Blachetta-Madajczyks ist ein auf einer Fülle von Quellen basierendes Werk, das ein sehr genaues und gut vorstellbares Bild der Entwicklung der deutschen Sozialistischen Partei in Polen und ihrer Dilemmata vermittelt, auch füllt es eine Lücke in der polnisch-deutschen Geschichtsschreibung und nimmt ein von der Vergessenheit bedrohtes Thema auf.

Alix Landgrebe

CAREW, Anthony, Michel DREYFUS, Geert VAN GOETHEM und Rebecca GUMBRELL-MCCORMICK: **The International Confederation of Free Trade Unions.** Hrsg. von Marcel VAN DER LINDEN (= International and Comparative Social History, Bd. 3). – Bern, Berlin. Bruxelles, Frankfurt a. M., New York und Wien: Peter Lang 2000. 624 S.

Auch wenn nationale und internationale Gewerkschaftsorganisationen sich von ihren historischen

Bibliotheken und Archiven trennen, diese aber erfreulicherweise nicht mehr makulieren, sondern in die Obhut einschlägiger Bibliotheken und Archive wie das Amsterdamer Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis (IISG) und das Bonner Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung geben, scheint damit – oder vielleicht gerade deswegen – der Abschied von der eigenen Tradition und Geschichte nicht zwangläufig einherzugehen. Jubiläumsschriften selbst internationaler Gewerkschaftsorganisationen neigen – erfreulicherweise – in den letzten Jahren immer weniger dazu, als bebilderte Chronologien in broschierter oder gebundener Form daherzukommen. Jahrestage werden vielmehr zum Anlaß, historiographisch ernstzunehmende Darstellungen und Analysen der Organisationsgeschichte vorzulegen, wenn deren Aufarbeitung von den archivierenden Institutionen „begleitet" wird.

Anläßlich des 50jährigen Bestehens des 1949 gegründeten Internationalen Bundes Freier Gewerkschaften (IBFG/ICFTU), des internationalen Zusammenschlusses nationaler Dachgewerkschaften freigewerkschaftlich-sozialdemokratischer Richtung, wurde mit leichter zeitlicher Verzögerung ein Sammelband zur Geschichte dieser Organisation und deren Vorläuferorganisationen vorgelegt. Auch wenn das Projekt in gewisser Kooperation mit dem IBFG durchgeführt wurde, lagen Initiative und Verantwortung bei Institutionen, die sich mit der Geschichte der Arbeiterbewegung befassen. Zudem konnte offensichtlich eine IBFG-unabhängige Finanzierung des Projektes gefunden werden. Als Trägerorganisation fungierte die International Association of Labour History Institutions (IALHI), Kooperationspartner waren das IISG in Amsterdam und das AMSAB – IISG (Archives and Museum of the Socialist Labour Movement – Institute of Social History) in Gent, Autorin und Autoren sowie der Herausgeber, Marcel van der Linden, der einen resümierenden Beitrag, „Conclusion: The Past and Future of Internationale Trade Unionism" (S. 521–540), beigesteuert hat, sind einschlägig ausgewiesene Wissenschaftler.

Außer dieser „Conclusion" und einer knapp gehaltenen Einleitung (S. 15–22) von Bart de Wilde (AMSAB), der das Konzept des Projekts vorstellt, bietet der Sammelband in zwei großen zeitlich von einander abgegrenzten Kapiteln – 1949 bis 1972 und 1972 bis zu den 1990er Jahren – eine teils chronologisch, teils systematisch gegliederte Geschichte des IBFG an, verfaßt von Anthony Carew (S. 187–339) bzw. Rebecca Gumbrell-McCormick (S. 341–517). Dieser Geschichte des IBFG stehen drei Kapitel über dessen Vorläuferorganisationen voran: Michel Dreyfus untersucht facettenreich die Entstehung des Internationalen Sekretariats der Landeszentralen und des Internationalen Gewerkschaftsbund (IGB) für den Zeitraum von 1902 bis 1919. Er verzichtet dabei nicht auf einen Rückblick auf die Entwicklung der gescheiterten Vorläuferorganisationen und macht darauf aufmerksam, daß es zu einer dauerhaften Etablierung einer internationalen Gewerkschaftsorganisation erst nach der funktionalen und organisatorischen Differenzierung der Arbeiterbewegung kam, die – funktional differenziert – auch auf internationaler Ebene zu Organisationsbildungen führte. Charakteristisch für die Gründung, die Organisationsstruktur und den Handlungsspielraum des Internationalen Sekretariats und des IGB war die sich zum Teil blockierende, zum Teil ausschließende Konkurrenz zwischen französischem Syndikalismus, britischem trade unionism und deutschem sozialdemokratischen Zentralismus mit der bekannten Folge einer „Sekretariatslösung" und politischer Zurückhaltung. Aus ihr resultierte die politische Handlungsschwäche des IGB, die sich mit Beginn und während des Ersten Weltkriegs zeigte. Einer Bewertung des Internationalen Sekretariats (bzw. des IGB) als „international post-box" (S. 70) steht Dreyfus dennoch skeptisch gegenüber, da es nicht nur einen internationalen Informationsaustausch und gelegentlich internationale Solidaritätsaktionen bei Streiks koordinierte; durch seine Tätigkeit wurde die Etablierung der ILO vorbereitet und die programmatische und organisatorische Grundlage für die Reorganisation des IGB 1919 geschaffen. – Der folgende Beitrag von Geert van Goethem (S. 73–163) beschreibt im chronologischen Verlauf die Entwicklung und Politik des IGB von der Rekonstituierung 1919 bis zur Selbstauflösung 1945 nach der Gründung des Weltgewerkschaftsbundes (WGB). Bestimmt wurde diese Phase, in der sich der IGB nunmehr explizit auch als politische Organisation definierte, aber an politischen Anforderungen wie der Ruhrbesetzung und der Koordinierung von Widerstand angesichts lokaler Konflikte scheiterte, durch die Spaltung der Arbeiterbewegung und die Konkurrenz mit der RGI, durch innerorganisatorische Spannungen entlang der Konfliktlinie zwischen sozialdemokratischen und kommunistischen Positionen, durch Restriktionen infolge der Etablierung faschistischer, nationalsozialistischer und autoritärer

Diktaturen, schließlich durch den Zweiten Weltkrieg, der dem IGB kaum noch einen Handlungsspielraum ließ und seit 1941 die Voraussetzung schuf, den IGB durch eine richtungübergreifende Weltgewerkschaftsorganisation, den WGB, zu ersetzen. – Im Anschluß daran skizziert Anthony Carew (S. 165–184) das Zwischenspiel des Weltgewerkschaftsbundes, der aus der Anti-Hitler-Koalition hervorging, ohne jedoch die seit seiner Gründung bestehenden Spannungen zwischen kommunistischen und nichtkommunistischen Gewerkschaften dauerhaft überbrücken zu können. Die konkreten Ergebnisse waren zu gering, als daß der WGB ein organisatorisches Eigengewicht entwickeln konnte. Zudem schwächte das Fehlen einer eigenständigen gewerkschaftspolitischen Position, abgesehen von der gescheiterten Integration der Internationalen Berufssekretariate, den WGB zunehmend. "In the end", bemerkt Carew, "the WFTU split apart because of the absence of common ground between the Leninist model of trade unionism as adapted to Stalinist totalitarianism and the model of unionism practised under western capitalism and social democracy" (S. 184).

Für seinen Darstellung der Entstehung und Entwicklung des IBFG von 1949 bis 1972 hat Anthony Carew eine Mischung aus Chronologie und Systematik gewählt. Periodisiert wird dieser Zeitraum durch den Wechsel der Generalsekretäre (J. H. Oldenbroek 1949 bis 1959; O. Becu 1960 bis 1967; H. G. Buiter 1967 bis 1972). Innerhalb der jeweiligen Perioden handelt Carew ein breites Spektrum von Themen ab, die sich mit dem organisatorischen Aufbau und mit den unterschiedlichen politischen Aktivitäten des IBFG befassen. Es kann hier nicht auf die Vielzahl der organisatorischen und gewerkschaftspolitischen Entwicklungsschritte des IBFG eingegangen werden, zu deren wichtigsten sicherlich der Aufbau einer globalen Organisationsstruktur in Form von Regionalorganisationen sowie die Förderung von Gewerkschaften in Asien, Lateinamerika und Afrika zählt. Bemerkenswert – und die vom Autor nicht näher begründete Periodisierung am Wechsel der Generalsekretäre für den Zeitraum bis Anfang der 1970er Jahre rechtfertigend – ist die Gestaltungskraft dieser im Mittelpunkt des IBFG stehenden Funktionäre; bemerkenswert sind nicht zuletzt die hohen Erwartungen der AFL bzw. AFL-CIO an den IBFG und an die jeweiligen Generalsekretäre, die von Jay Lovestone konzipierte internationale Politik des International Department der AFL-CIO, das eine primär antikommunistische Zielsetzung verfolgte, zu unterstützten, eine Erwartung, die von den Generalsekretären regelmäßig enttäuscht wurden. Die daraus resultierende Diskrepanz zwischen Mitgliedererwartung und IBFG-Politik trug mit dazu bei, daß zwischen 1949 und 1972 jeder Generalsekretär mehr oder weniger, früher oder später gedrängt wurde, von seinem Posten zurückzutreten. Zugleich trug die begrenzte Instrumentalisierbarkeit des IBFG für die AFL-CIO-Politik anscheinend dazu bei, daß die AFL-CIO ihre bilaterale internationale Gewerkschaftspolitik verstärkte und institutionalisierte (ein Beispiel, das etwas später der DGB über die Kooperation mit der Friedrich-Ebert-Stiftung, aber auch andere IBFG-Mitgliedsgewerkschaften aufnahmen) und schließlich – angesichts der neuen Ostpolitik – den IBFG 1969 verließ. Die abnehmende Integrationskraft des IBFG und seines Generalsekretärs Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre zeigte nicht nur der Austritt der AFL-CIO, sie wurde auch offenbar, als sich die europäischen Gewerkschaften angesichts der EWG-Erweiterung entschlossen, eine richtungsoffene und europaweite Regionalorganisation ohne formale Bindung an den IBFG zu etablieren.

Wie weit die gewerkschaftspolitische Gestaltungskraft des IBFG gelitten hatte, verdeutlich Rebecca Gumbrell-McCormick am Anfang ihres Beitrags, der die Entwicklung von 1972 bis in die 1990er Jahre umfaßt und als „facing new challenges" (S. 341) charakterisiert, wenn sie darauf verweist, daß der Generalsekretärs Harm Buiter nach dem AFL-CIO-Austritt vorschlug, "to cut back the confederation's world-wide programmes and to act primarily as a 'sericing' body for the affiliates at the International Labour Organisation" (S. 343). Ein Vorschlag, der jedoch bereits innerhalb der IBFG-Administration opponiert wurde. Die Autorin geht zwar auch auf die Wahl und die Person der Generalsekretäre ein, insbesondere auf Otto Kersten (S. 344–346, 361–366), mißt ihnen aber nicht mehr die Bedeutung bei, die politische Geschichte des IBFG so stark zu bestimmen, daß nach deren Amtszeiten eine Periodisierung angemessen wäre. Vielmehr gibt sie das chronologische Konzept zugunsten der Darstellung zahlreicher Politik- und Handlungsfelder auf, deren Abfolge eine Chronologie der Entwicklung und Bedeutung einschließt. Der Bogen reicht von der frühen Entspannungs- und Ostpolitik, über die Entwicklung einer Politik gegenüber multinationalen Konzernen, das Engagement gegen das Apartheid-Regime in Südafrika, das Eintreten für Abrüstung

und Frieden, gewerkschaftliche Frauenpolitik und das Engagement in Osteuropa nach 1989 bis zu den Herausforderungen der globalisierten Ökonomie für Arbeits- und Gewerkschaftsrechte. Es sind zahlreiche Tätigkeitsfelder und Aspekte, die angeschnitten und mehr oder weniger ausführlich skizziert werden, wenn auch das Handlungsspektrum des IBFG noch vielfältiger ist. Die Vielzahl der betrachteten Politikfelder weist indes darauf hin, daß der IBFG – vielleicht seit den 1980er Jahren nach dem Wiederbeitritt der AFL-CIO – organisatorisch konfliktärmer, programmatisch und gewerkschaftspolitisch weniger konturiert und umstritten geworden ist. Vielleicht lag darin auch die Schwierigkeit für beide IBFG-Beiträge ein gemeinsames Konzept für die Darstellung und eine integrative Problemstellung zu finden.

In seinem abschließend Essay unternimmt Marcel van der Linden den Versuch, im Rückblick auf etwa ein Jahrhundert Geschichte internationaler Gewerkschaftsorganisationen deren charakteristische Elemente (Gründe für internationale Gewerkschaftspolitik nationaler Gewerkschaften, für die duale Struktur, für politische Ambitionen, Beziehungen zwischen Gewerkschaften in Industrie- und Peripherieländern, richtungsgewerkschaftlich konkurrierende Organisationen regionale und international), deren bestehende Begrenzungen (geringer Organisationsgrad im globalen Maßstab, begrenzte Geltung von Kollektivverträgen) und zukünftige Anforderungen und Veränderungen (Öffnung für andere Organisationsformen, Verschiebung des Organisations- und Einflußzentrums weg von Europa) zu skizzieren.

Peter Rütters

RUMPHORST, Reinhild: **Journalisten und Richter. Der Kampf um die Pressefreiheit zwischen 1920 und 1970** (= Journalismus und Geschichte, Bd. 4). – Konstanz: UVK Medien 2001. 269 S.

Nach der theoretischen Einleitung stellt Rumphorst zunächst die Beziehungen zwischen Journalisten und Richtern in der von ihm behandelten Zeit dar, also während der Weimarer Republik, unter der nationalsozialistischen Diktatur und in den beiden ersten Jahrzehnten der Bundesrepublik Deutschland bis zur „Spiegel-Affäre", die samt ihrer justiziellen „Bewältigung" die Zäsur darstellt, an der diese Arbeit grundsätzlich schließt. Der zentrale Teil der Studie gilt der Effektivität des Presserechts in der Weimarer Republik, untergliedert in Verfassungsrecht, Presseordnungsrecht, Strafrecht (z. B. Schutz von Opfern der Berichterstattung sowie Gefährdung staatlicher Sicherheitsinteressen), speziell Republikschutz, und Zivilrecht. Abschließend betrachtet die Verfasserin ein strafrechtliches Spezialproblem – freilich von enormer Bedeutung für die Presse –, nämlich die Entwicklung der Rechtsprechung zu § 193 StGB (dem Rechtfertigungsgrund der „Wahrnehmung berechtigter Interessen" bei Beleidigungsdelikten), und dies wiederum diachron für die fünfzig Jahre ihrer generellen Untersuchungsperspektive.

Bevor man diese Studie würdigt, ist ihr fachlicher Ort anhand der sehr reflektierten Einleitung zu bedenken. Dies ist keine juristische Untersuchung. Manche Passagen wirken eher rechtskundlich als rechtswissenschaftlich, und einige Einschätzungen irritieren – etwa daß die Umdeutung des positiven Rechts durch die Gerichte von 1933 an nach „rassischen" Gesichtspunkten methodisch „nicht angreifbar" gewesen sein soll (S. 67).[1] Die Verfasserin arbeitet auch nicht rechtsgeschichtlich – wenngleich sie durchaus gut daran getan hätte, die einschlägigen neueren Arbeiten etwa von Gusy[2] zu konsultieren –, und ihre Studie gehört ebensowenig zur Zeitgeschichtsforschung, wo man Angermunds große Darstellung der deutschen Richter für zwei der drei hier behandelten Epochen vermißt[3] und sich wundert, daß man über den „publizistischen Landesverrat" zur Weimarer Zeit schreiben kann, ohne den Fall Fechenbach zu erwähnen. Vielmehr ist diese Dissertation am Institut für Journalistik der Universität Dortmund entstanden. Rumphorsts Vorhaben geht dahin, die Presserechtsprechung jenes halben Jahrhunderts aus kommunikationsgeschichtlicher und -politischer Perspektive kritisch zu mustern. Die Verfasserin ist von Haus aus Journalistin, und das prägt ihre Sichtweise von der Quellenauswahl bis zu den Erkenntnisinteressen (z. B. „wie Presserechtsnormen das Berufsrisiko von Journalisten beeinflußten", S. 23). Den Stoff liefern die professionellen Berührungspunkte, nämlich die Gerichtsberichterstattung und die presserechtlichen Verfahren. Im Grunde handelt es sich um die problemzentrierte Geschichte eines Berufsstandes, für welche Literatur der genannten Fächer sowie auch noch der Rechtssoziologie beigezogen wird, ohne daß man freilich von einer interdisziplinären Arbeit sprechen könnte.

Mit diesem Ansatz gelingen der Autorin überzeugende Partien, etwa über die „NS-Karriere" des § 193 StGB, welche die Presserechtler, die von

der Juristerei herkommen, schlecht aussehen lassen. Umgekehrt wirken manche Ausführungen sowohl zur Weimarer Zeit wie zur frühen Bundesrepublik etwas uninspiriert, wenn Rumphorst lange kompiliert, in welchen konkreten Presserechtsfällen die Richter „das Haar in der Suppe" suchten und fanden (S. 185).

Die große Linie der Verfasserin leuchtet ein, daß die „Art geistigen Kriegszustands" zwischen Justiz und Presse, die Reichsgerichtspräsident Simons noch 1926 bedauernd konstatierte (S. 199), vor allem dank der Besatzungsmächte, des Grundgesetzes und seiner Fruchtbarmachung durch das Bundesverfassungsgericht (S. 183) – aber auch durch einen Professionalisierungsschub bei den Journalisten (S. 244 f.) – aufgehört und einem angemesseneren Verhältnis Platz gemacht hat. Pressefreiheit ergibt sich nicht mehr „quasi rechnerisch als übrigbleibender Freiraum nach Abzug aller Ge- und Verbote", wie Rumphorst für die auch insoweit nicht zur Erneuerung fähige Weimarer Republik festhält (S. 123), sondern die Presse hat heute unbestritten eine öffentliche Aufgabe – und deshalb eine bevorzugte Rechtsstellung –, die manche schon wieder mit der Rede von der „Vierten Gewalt" übersteigern. Journalistische Berufsregeln und staatliche Rechtsnormen haben sich angenähert. „Individualethik des Journalisten und Organisationsethik der Redaktion stehen nicht mehr im Widerspruch zur Rechtslage" (S. 183). Diese Entwicklung über die Brüche der deutschen Geschichte mit drei politischen Systemen hinweg zusammenfassend dargestellt zu haben, ist sicher ein Verdienst der Verfasserin. Ihr Ziel, „den Wissensstand zur deutschen Rechtskultur um eine zusätzliche Perspektive und um neue Erklärungsangebote zu erweitern" (S. 19), hat sie erreicht.

Daß Rumphorst das Verhalten mancher Berufskollegen kritisch beurteilt (z. B. S. 125) und auch die Zukunft nicht einfach rosig sieht (zur Rechtslage bei der Wirtschaftsberichterstattung, S. 245 f.), erleichtert Nichtjournalisten die Lektüre. Vielleicht hätte sie aber die Problematik noch deutlicher zeigen sollen: Es ist ein und dasselbe Grundrecht der Pressefreiheit, das der Diskurs auf der Vorderbühne als „ein Wesenselement des freiheitlichen Staates" preist und in seiner Bedeutung für die repräsentative Demokratie würdigt (so das Bundesverfassungsgericht im „Spiegel-Urteil" 1966) – und wir denken unwillkürlich an Theodor Wolff und das „Berliner Tageblatt" –, während hinter den Kulissen – dank der gleichen Freiräume – jener Werner Tötges von der „Zeitung" schafft, dem Heinrich Böll in seiner „Verlorenen Ehre der Katharina Blum" 1974 ein negatives Denkmal gesetzt hat.

1 *Bernd Rüthers hat die methodischen Einwände im Titel seiner Habilitationsschrift auf den Begriff gebracht: Die unbegrenzte Auslegung. Zum Wandel der Privatrechtsordnung im Nationalsozialismus, Tübingen 1968.*

2 *Vgl. Christoph Gusy, Weimar – die wehrlose Republik? Verfassungsschutzrecht und Verfassungsschutz in der Weimarer Republik (= Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd. 6), Tübingen 1991; ders.: Die Weimarer Reichsverfassung, Tübingen 1997.*

3 *Ralph Angermund, Deutsche Richterschaft 1919 bis 1945. Krisenerfahrung, Illusion, politische Rechtsprechung, Frankfurt a. M. 1990.*

Otmar Jung

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach

Anschrift: Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin, Telefon: 030/838-7 07 11, Telefax: 030/26 99 50 10

MITTEILUNG **über ein Projekt** | **über den Stand eines bereits angezeigten Projekts** Titelverzeichnis Nr. .....

1 **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z. B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des/r durchführenden Forscher(in)s. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des/r Betreuer(in)s.

2 **Bearbeiter/in.** Vor- und Zuname, Titel, Anschrift, Tel.- und Fax-Nr. sowie E-Mail-Adresse (Leiter bitte unterstreichen):

3 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des/r Betreuer(in)s (Doktorvater o. ä.):

4 **Stand** der Forschungsarbeit ☐ laufend ..... ☐ geplant ..... ☐ abgeschlossen .....
☐ eingestellt ..... ☐ sonstiges .....

5 **Laufzeit** von ..... (Monat/Jahr) bis ..... (Monat/Jahr) ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses

6 **Art** (Mehrfachnennungen möglich)

Auftragsforschung ..... ☐	Gutachten ..... ☐	Edition ..... ☐
geförderte Forschung ... ☐	Habilitationsschrift ..... ☐	Monographie ..... ☐
Eigenprojekt von **1** ..... ☐	Dissertation ..... ☐	Aufsatz ..... ☐
Eigenprojekt von **2** ..... ☐	Diplomarbeit ..... ☐	sonstiges .....
Staatsexamensarbeit .... ☐	Magisterarbeit ..... ☐	.....

7 Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift eingeben:

8 Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution ..... ☐	andere Geldgeber ..... ☐	..... Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter/in ..... ☐		
Auftraggeber ..... ☐	.....	.....
Deutsche Forschungsgemeinschaft ..... ☐	Stipendium ..... ☐	..... Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG ☐		
Stiftung Volkswagenwerk ..... ☐		

9 (Arbeits-)**Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-)Titel:

10 ggf. **Zeitraum** (z. B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht):

11 ggf. **Geographischer Raum** (z. B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

12 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

13 Liegen aktuelle (Teil-)**Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z. B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

14 Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-)**Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
(Hier bitte auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

15 **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

....
(Ort, Datum) (Unterschrift)

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin herausgegeben von Peter Steinbach
Wissenschaftlicher Beirat: Andreas Graf, Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Henryk Skrzypczak, Hans-Josef Steinberg und Hermann Weber

Inhaltsverzeichnis und Register

Berlin 38. Jahrgang 2002

ISSN 0046-8428

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung
(Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes:
Freie Universität Berlin, Kaiserswerther Straße 16–18, D-14195 Berlin

Redaktion: Andreas Graf (verantw.), Dirk H. Müller

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Andreas Graf

Anschrift der Redaktion:
Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/26398937 (A. Graf); Telefax: 030/26995010
Internet: http://www.hth-berlin.de/iwk/; E-Mail: graf@gdw-berlin.de; iwk@hth-berlin.de

Belegexemplare und Bestellungen:
Franz Jean Frohn (Telefon: 030/83870 74; E-Mail: fjf@zedat.fu-berlin.de)

Umsatzsteuer-Identifikationsnummer (USt-ID-Nr.): DE811304768

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS" des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstraße 30, D-53113 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Freie Universität Berlin alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).
Preise: Einzelheft 10,23 €, Doppelheft 20,45 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 7,67 € bzw. 15,34 €, jeweils zuzüglich Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 €, für Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose 20,45 €, jeweils zuzüglich Versandkosten (Inland: 2,56 €, Ausland: 6,14 €). Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung an die Hauptkasse der FU Berlin, D-14195 Berlin, Konto-Nr. 22808-109, Kassenzeichen (bitte unbedingt angegeben!): 01/11901/15520000 bei der Postbank, Niederlassung Berlin, D-10916 Berlin (BLZ 100 100 10). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Jahres gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Jahr.
Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 14–19/20 und Jg. 10 (1974), Jg. 11 (1975), Jg. 12 (1976), H. 2, 3 und 4, Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H. 1 und 4, Jg. 15 (1979), H. 2, 3 und 4, Jg. 16 (1980) bis Jg. 23 (1987), Jg. 24 (1988), H. 1, 2 und 3, Jg. 25 (1989), Jg. 26 (1990), Jg. 27 (1991), H. 2, 3 und 4, Jg. 28 (1992), H. 1, 2 und 4, Jg. 29 (1993), Jg. 30 (1994), Jg. 31 (1995), Jg. 32 (1996), H. 2, 3 und 4, Jg. 33 (1997) ff.
Der Preis der noch lieferbaren älteren Hefte bis einschließlich H. 4/1992 beträgt 2,56 € pro Heft bzw. 10,23 € pro Jahrgang zuzüglich Versandkosten. Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an die Adresse der Redaktion!

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 6 vom 1. 9. 1997.

Gedruckt mit Unterstützung der Senatsverwaltung für Wissenschaft, Forschung und Kultur, Berlin

Druck: Mercedes-Druck GmbH, Sportfliegerstraße 6, D-12487 Berlin

Aufsätze und Mißzellen

Adam, Thomas, und Michael Rudloff, Mythen sächsischer Geschichtsschreibung. Eine Erwiderung auf Ewald Frie 3/302
Černý, Jochen: Frühere KPD(O)-Mitglieder in KPD und SED 2/182
Hedeler, Wladislaw: Besso Lominadses Aufenthalt in Deutschland von Januar bis Mai 1927 ..... 3/339
Kerchner, Brigitte: Wohnungsnot und Blutschande. Zur historischen Konstruktion eines kulturellen Stigmas 4/421
Malycha, Andreas: Im Spannungsfeld zwischen Loyalität und Renitenz. Der 17. Juni 1953 und die Wissenschaftler 1/1
Moldt, Dirk: „Wir fühlten uns als freie Menschen". Der „mOAning star", die Zeitschrift der Offenen Arbeit und der Kirche von Unten (1985–1989) 4/455
Rütters, Peter: Sofie Döhring. Aufstiegschancen einer Textilarbeiterin in Württemberg 3/320
Voigt, Carsten: Kommunistischer Widerstand in Leipzig 1943/44 ..... 2/141
Watermann, Reiner: Volkshausgenossenschaften im Raum Chemnitz. Eine Fallstudie zum Anspruch des DGB auf Rückübertragung 1933 enteigneten Vermögens in West und Ost aus sozialgeschichtlicher und politologischer Sicht 1/23

Forschungsstandanalysen und Literaturberichte

Nelles, Dieter: Die Gewerkschaften im Widerstand und in der Emigration. Anmerkungen zu einer Quellenedition 1/83
Skrzypczak, Henryk: Ein Abgesang, der keiner ist. Robert Kurz und das Geheimnis der „bösen Horizontalen" 3/281
Velarde, Hugo: Aufstand im Lakandonischen Urwald. Subcommandante Marcos' fabelhafte Philosophie 4/503

Tagungsberichte

Zwengel, Ralf: Stalinscher Terror – eine Forschungsbilanz. Ein Tagungsbericht 2/214

Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

		I. Projekt-verzeichnis	II. Nachträge	III. Bisher nicht gemeldete, unpublizierte Arbeiten, die verfügbar sind
Nr.	Heft	Seite	Seite	Seite
122 (02-001–02-008)	2	220	224	231

Neue Literatur
(KA = Kurzanzeige)

A nemzetközi munkásmozgalom történetéből. Évkönyv 2003 (XXIX. évfolyam). [Aus der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Jahrbuch 2003], Budapest 2002 *(Dagmar Goldbeck)* (KA) 3/417
Ackermann, Ulrike: Sündenfall der Intellektuellen. Ein deutsch-französischer Streit von 1945 bis heute, Stuttgart 2000 *(Lars Rensmann)* 2/273
„Adlige, Arbeiterinnen und ...". Frauenleben in Stadt und Land Hannover vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Hrsg. von Karin Ehrich und Christiane Schröder, Bielefeld 1999 *(Silke Schneider)* 3/380

Albeln, Ursula, und Christian Schott: „Verfolgt, Angeklagt, Verurteilt". Politischer Widerstand und oppositionelles Verhalten in Wuppertal 1935–1945. Dokumentation biografischer Daten, Verfahren, Anklagen, Bocholt und Breedevoort 2001 *(Sven Steinacker)* (KA) 1/136

Alexander, Matthias: Die Freikonservative Partei 1890–1918. Gemäßigter Konservatismus in der konstitutionellen Monarchie, Düsseldorf 2000 *(Jürgen Schmädeke)* (KA) 3/414

Alheit, Peter: Gebrochene Modernisierung. Der langsame Wandel proletarischer Milieus. Eine empirische Vergleichsstudie ost- und westdeutscher Arbeitermilieus in den 1950er Jahren. Bd. 1: Sozialgeschichtliche Rekonstruktionen, Bd. 2: Soziologische Deutungen, Bremen 1999 *(Karl Lauschke)* 1/118

Aufbruch. Dokumentation einer Zeitschrift zwischen den Fronten. Hrsg. von Susanne Römer und Hans Coppi, Koblenz 2001 *(Gideon Botsch)* 2/240

Bauerkämper, Arnd: Ländliche Gesellschaft in der kommunistischen Diktatur. Zwangsmodernisierung und Tradition in Brandenburg 1945–1963, Köln, Weimar und Wien 2002 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 4/521

Behring, Rainer: Demokratische Außenpolitik für Deutschland. Die außenpolitischen Vorstellungen deutscher Sozialdemokraten im Exil 1933–1945, Düsseldorf 1999 *(Ursula Langkau-Alex)* 2/253

Beier, Gerhard: Aufbruch zum Europäischen Sozialstaat. Zur Sozialgeschichte der europäischen Revolution 1848/49. Essay, Texte und Bilder, Frankfurt a. M. 1998 *(Toni Offermann)* 4/510

Béon, Yves: Planet Dora. Als Gefangener im Schatten der V2-Rakete, Gerlingen 1999 *(Klaus Drobisch)* (KA) 3/413

Bergmann, Theodor: „Gegen den Strom". Die Geschichte der KPD (Opposition), Hamburg 2001 *(Manfred Behrend)* 3/385

Berthuin, Jérémie: De l'espoir à la désillusion. La CGT-SR et la Révolution espagnole, juillet 1936 à décembre 1937, Paris 2000 *(David Berry)* 2/269

Besedy na Lubjanke. Sledstvennoe delo Derdja Lukača. Materialy k biografii. [Gespräche in der Lubjanka. Die Strafakte Georg Lukács. Materialien zur Biographie]. Zusammengestellt und hrsg. von V. Sereda und A. Stykalin, Moskva 1999 *(Wladislaw Hedeler)* 3/363

Bethmann, Anke, und Gerhard Dongowski: Der steinige Weg zur Freiheit. Revolutionäre Volksbewegungen 1848/49 im Königreich Hannover, Bielefeld 2000 *(Walter Schmidt)* 4/512

Der betriebliche Aufbruch im Herbst 1989. Die unbekannte Seite der DDR-Revolution. Diskussion, Analysen, Dokumente. Hrsg. von Bernd Gehrke und Renate Hürtgen, Berlin 2001 *(Thomas Klein)* 4/524

Blachetta-Madajczyk, Petra: Klassenkampf oder Nation? Deutsche Sozialdemokratie in Polen 1918–1939, Düsseldorf 1997 *(Alix Landgrebe)* 4/526

Bohn, Robert: Reichskommissariat Norwegen. „Nationalsozialistische Neuordnung" und Kriegswirtschaft, München 2000 *(Fritz Petrick)* 2/257

Brandt, Willy: Auf dem Weg nach vorn. Willy Brandt und die SPD, 1947–1972. Bearb. von Daniela Münkel, Bonn 2000 *(Dieter K. Buse)* 2/236

Brandt, Willy: Zwei Vaterländer. Deutsch-Norweger im schwedischen Exil – Rückkehr nach Deutschland 1940–1947. Bearb. von Einhart Lorenz, Bonn 2000 *(Michael F. Scholz)* 1/97

Buhle, Paul: Taking Care of Business. Samuel Gompers, George Meany, Lane Kirkland, and the Tragedy of American Labor, New York 1999 *(Reiner Tosstorff)* 1/127

Carew, Anthony, u. a.: The International Confederation of Free Trade Unions. Hrsg. von Marcel van der Linden, Bern u. a. 2000 *(Peter Rütters)* 4/528

Deutschland unter alliierter Besatzung 1945 bis 1949/55. Ein Handbuch. Hrsg. von Wolfgang Benz, Berlin 1999 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 3/396

Dimitroff, Georgi: Tagebücher 1933–1943. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein. Kommentare und Materialien zu den Tagebüchern 1933–1943. Hrsg. von Bernhard H. Bayerlein und Wladislaw Hedeler unter Mitarbeit von Birgit Schliewenz und Maria Matschuk, Berlin 2000 *(Ralf Zwengel)* 4/509

Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften. Hrsg. von Axel Schildt, Detlef Siegfried und Karl Christian Lammers, Hamburg 2000 *(Gerd Dietrich)* 1/116

Eberlein, Werner: Geboren am 9. November. Erinnerungen, Berlin 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 3/367

Elorza, Antonio, und Marta Bizcarrondo: Queridos camaradas. La Internacional Comunista y España, 1919–1939, Barcelona 1999 *(Reiner Tosstorff)* 2/266

„Entfaltung jeder Form des Massenwiderstandes". Die Bedeutung der illegalen Funktionärstagung der Kommunistischen Partei Deutschlands am 7. Februar 1933 in Ziegenhals im Widerstreit der Meinungen. Hrsg. von Werner Bethge, Schkeuditz/Sachsen 2001 *(Gerlinde Grahn)* 3/387

Fackler, Guido: „Des Lagers Stimme" – Musik im KZ. Alltag und Häftlingskultur in den Konzentrationslagern 1933 bis 1936. Mit einer Darstellung der weiteren Entwicklung bis 1945 und einer Biblio-/Mediographie, Bremen 2000 *(Klaus Drobisch)* 3/392

Faltin, Thomas: Heil und Heilung. Geschichte der Laienheilkundigen und Struktur antimodernistischer Weltanschauungen in Kaiserreich und Weimarer Republik am Beispiel von Eugen Wenz (1856–1945). Hrsg. von Robert Jütte, Stuttgart 2000 *(Ulrich Linse)* 3/382

Foitzik, Jan: Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) 1945–1949. Struktur und Funktion, Berlin 1999 *(Beate Ihme-Tuchel)* 2/260

Freiheit und Öffentlichkeit. Politischer Samisdat in der DDR 1985–1989. Hrsg. von Ilko-Sascha Kowalczuk, Berlin 2002 *(Gerd Dietrich)* 3/364

Gass, Karl: Zielt gut, Brüder! Das kurze Leben des Maximilian Dortu, Wilhelmshorst 2000 *(Walter Schmidt)* (KA) 1/134

Gibt es ein Leben ohne Arbeit? Arbeitslosigkeit in Kunst und Medien – Mangel und Hoffnung. Hrsg. von Rainer Noltenius, Essen 2000 *(Reinhard Krämer)* 3/375

Grießmer, Axel: Massenverbände und Massenparteien im wilhelminischen Reich. Zum Wandel der Wahlkultur 1903–1912, Düsseldorf 2000 *(Jürgen Schmädeke)* *(KA)* *3/414*

Großbölting, Thomas: SED-Diktatur und Gesellschaft. Bürgertum, Bürgerlichkeit und Entbürgerlichung in Magdeburg und Halle, Halle (Saale) 2001 *(Gerd Dietrich)* 3/400

Günter, Janne: WendeZeit: „Kein Klischee stimmt". Ostdeutsche Lebensläufe in Selbstentwürfen, Essen 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 2/263

Hähner-Rombach, Sylvelyn: Sozialgeschichte der Tuberkulose. Vom Kaiserreich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs unter besonderer Berücksichtigung Württembergs. Hrsg. von Robert Jütte, Stuttgart 2000 *(Christine Wolters)* 3/384

Hartewig, Karin: Zurückgekehrt. Die Geschichte der jüdischen Kommunisten in der DDR, Köln, Weimar und Wien 2000 *(Michael F. Scholz)* 1/121

Heilbronner, Oded: Die Achillesferse des deutschen Katholizismus. Hrsg. von Dan Diner, Gerlingen 1998 *(Werner Röhr)* 2/243

Heise, Joachim S.: Für Firma, Gott und Vaterland. Betriebliche Kriegszeitschriften im Ersten Weltkrieg. Das Beispiel Hannover, Hannover 2000 *(Gerhard Engel)* 4/515

Herms, Michael: Hinter den Linien. Westarbeit der FDJ 1945–1956, Berlin 2001 *(Andreas Herbst)* 3/404

Hinz, Thorsten: Meister Eckhart und seine Bedeutung im Denken Gustav Landauers, Berlin 2000 *(Matthias Riemann)* 1/103
Hochschuloffiziere und Wiederaufbau des Hochschulwesens in Deutschland 1945–1949. Die Sowjetische Besatzungszone. Hrsg. von Manfred Heinemann, Berlin 2000 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 3/401
Hoerschelmann, Claudia: Exilland Schweiz. Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938–1945, Innsbruck 1997 *(Hermann Wichers)* 2/256
Intellektuelle und Sozialdemokratie. Hrsg. von Ulrich von Alemann u. a., Opladen 2000 *(Gerd Dietrich)* 1/110
Jansen, Christian: Einheit, Macht und Freiheit. Die Paulskirchenlinke und die deutsche Politik in der nachrevolutionären Epoche 1849–1867, Düsseldorf 2000 *(Helmut Bleiber)* 3/379
Johnson, Eric A.: Nazi Terror. The Gestapo, Jews, and Ordinary Germans, New York 1999 *(Christine Koch)* 1/115
Jordan, Carlo: Kaderschmiede Humboldt-Universität zu Berlin. Aufbegehren, Säuberungen und Militarisierung 1945–1989, Berlin 2001 *(Gerd Dietrich)* 3/403
Kessler, Mario: Heroische Illusion und Stalin-Terror. Beiträge zur Kommunismus-Forschung, Hamburg 1999 *(Manfred Behrend)* (KA) 1/134
Ketzer im Kommunismus. 23 biographische Essays. Hrsg. von Theodor Bergmann und Mario Kessler, Hamburg 2000 *(Manfred Behrend)* (KA) 3/412
Kimeldorf, Howard: Battling for American Labor. Wobblies, Craft Workers, and the Making of the Union Movement, Berkeley, Los Angeles and London 1999 *(Hartmut Rübner)* 2/270
Kirschey, Helmut: „A Las Barricadas". Erinnerungen und Einsichten eines Antifaschisten. Aufgeschrieben von Richard Jändel. Hrsg., eingel. und bearb. von Andreas G. Graf und Dieter Nelles, Bocholt und Bredevoort 2000 *(Michael F. Scholz)* (KA) 1/136
Koenen, Gerd: Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine Kulturrevolution. 1967–1977, Köln 2001 *(Gerd-Rainer Horn)* 3/408
Kögelmeier, Georg: Die Zentralen Rätegremien in Bayern 1918/19. Legitimation – Organisation – Funktion, München 2001 *(Ingo Materna)* 4/517
Kommunalpolitik im Ersten Weltkrieg. Die Tagebücher Erich Koch-Wesers 1914 bis 1918, München 1999 *(Gerhard Engel)* 3/361
KPdSU(B), Komintern und die national-revolutionäre Bewegung in China. Hrsg. vom Russischen Zentrum für die Archivierung und Erforschung von Dokumenten zur neuesten Geschichte, Ostasiatisches Seminar der Freien Universität Berlin und Institut für den Fernen Osten der Russischen Akademie der Wissenschaften. Dokumente. Bd. 2: 1926–1927, Münster 1998 *(Helmut Peters)* 1/93
KPdSU(B), Komintern und die Sowjetbewegung in China. Hrsg. vom Russischen Zentrum für die Archivierung und Erforschung von Dokumenten zur neuesten Geschichte, Ostasiatisches Seminar der Freien Universität Berlin und Institut für den Fernen Osten der Russischen Akademie der Wissenschaften. Dokumente. Bd. 3: 1927–1931, Münster 2000 *(Helmut Peters)* 1/93
Kramer, Bernd: „Laßt uns die Schwerter ziehen, damit die Kette bricht ...". Michael Bakunin, Richard Wagner und andere während der Dresdner Mai-Revolution 1849, Berlin 1999 *(Peter Russig)* 4/513
Kraushaar, Wolfgang: 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur, Hamburg 2000 *(Gerd-Rainer Horn)* 3/405
Kulisiewicz, Aleksander: Adresse: Sachsenhausen. Literarische Momentaufnahmen aus dem KZ. Hrsg. von Claudia Westermann, Gerlingen 1997 *(Klaus Drobisch)* 3/392
Küttner, Sibylle: Farbige Seeleute im Kaiserreich. Asiaten und Afrikaner im Dienst der deutschen Handelsmarine, Erfurt 2000 *(Peter Kuckuk)* 1/113

Der lange Abschied vom Sozialismus. Eine Jahrhundertbilanz der SPD. Hrsg. von Arno Klönne, Eckart Spoo und Rainer Butenschön, Hamburg 1999 *(Manfred Behrend)* (KA) 1/135

Latteur, Nicolas: La gauche en mal de la gauche, Paris und Brüssel 2000 *(Gerd-Rainer Horn)* 1/129

Lenihan, Patrick: From Irish Rebel to Founder of Canadian Public Sector Unionism. Hrsg. von Gilbert Levine, St. John's 1998 *(Mary McGuire)* 2/273

Lerchenmueller, Joachim: Die Geschichtswissenschaft in den Planungen des Sicherheitsdienstes der SS. Der SD-Historiker Hermann Löffler und seine Denkschrift „Entwicklungen und Aufgaben der Geschichtswissenschaft in Deutschland", Bonn 2001 (Gideon Botsch) 3/360

Luntowski, Gustav: Hitler und die Herren an der Ruhr. Wirtschaftsmacht und Staatsmacht im Dritten Reich, Frankfurt a. M. u. a. 2000 *(Alfred Reckendrees)* 3/390

Marx, Karl: Vom Selbstmord. Hrsg. von Kevin Anderson und Eric A. Plaut, Köln 2001 *(Volker Gransow und Michael Krätke)* 3/365

Der Mensch und der Plan. Eine Jahrhundertbilanz des Kommunismus. Hrsg. von Eckart Spoo und Rainer Butenschön, Hamburg 2000 *(Manfred Behrend)* 1/108

Mensing, Wilhelm: Von der Ruhr in den GULag. Opfer des Stalinschen Massenterrors aus dem Ruhrgebiet, Essen 2001 *(Wladislaw Hedeler)* 3/374

Minois, Georges: Geschichte des Atheismus. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Weimar 2000 *(Horst Groschopp)* 1/100

Mühlen, Patrik von zur: Aufbruch und Umbruch in der DDR. Bürgerbewegungen, kritische Öffentlichkeit und Niedergang der SED-Herrschaft, Bonn 2000 *(Gerd Dietrich)* 2/262

Der Munizipalsozialismus in Europa. Le socialisme municipal en Europe. Hrsg. von Uwe Kühl, München 2001 *(Gregory Baum)* (KA) 3/416

Neliba, Günter: Die Opel-Werke im Konzern von General-Motors (1929–1948) in Rüsselsheim und Brandenburg. Produktion für Aufrüstung und Krieg ab 1935 unter nationalsozialistischer Herrschaft, Frankfurt a. M. 2000 *(Jörg Roesler)* (KA) 3/415

Nelles, Dieter: Widerstand und internationale Solidarität. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Essen 2001 *(Sigrid Koch-Baumgarten)* 2/247

Paul, Gerhard: Landunter. Schleswig-Holstein und das Hakenkreuz, Münster 2001 *(Ulrich Kurzer)* 4/519

Pickhan, Gertrud: „Gegen den Strom". Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund „Bund" in Polen 1918–1939, Stuttgart und München 2001 *(Kurt Schilde)* 2/264

Pittwald, Michael: Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium, Köln 2002 *(Christoph Kopke)* 3/371

Plener, Ulla: Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867–1947). 1. Halbbd.: Biographie, Berlin 2000 *(Dieter Nelles)* 3/372

Podewin, Norbert: Der Rabbinersohn im SED-Politbüro. Albert Norden – Stationen eines ungewöhnlichen Lebens, Berlin 2001 *(Beate Ihme-Tuchel)* 3/369

Pohl, Dieter: Justiz in Brandenburg 1945–55. Gleichschaltung und Anpassung, München 2001 *(Falco Werkentin)* 3/397

Pohrt, Oliver: Die internationale Gewerkschaftsbewegung zwischen Einheitswunsch und Kaltem Krieg. Der Weltgewerkschaftsbund (WGB) von der Gründungsphase bis zu seiner Spaltung (1941–1949), Regensburg 2000 *(Gerd-Rainer Horn)* 1/131

Polian, Pavel: Deportiert nach Hause. Sowjetische Kriegsgefangene im „Dritten Reich" und ihre Repatriierung, München 2001 *(Wladislaw Hedeler)* 1/133

Purpus, Andrea: Frauenarbeit in den Unterschichten. Lebens- und Arbeitswelt Hamburger Dienstmädchen und Arbeiterinnen um 1900 unter besonderer Berücksichtigung der häuslichen und gewerblichen Ausbildung, Münster, Hamburg und London 2000 *(Silke Schneider)* 3/380

Puschner, Uwe: Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache, Rasse, Religion, Darmstadt 2001 *(Albrecht Götz von Olenhusen und Jens David Runge)* 1/101

Quellen zur deutschen Wirtschafts- und Sozialgeschichte in der Zeit des Nationalsozialismus. 1. Teilbd.: 1933–1939. 2. Teilbd.: Die Kriegswirtschaft. Hrsg. von Walter Steitz, Darmstadt 2000 *(Dietrich Eichholtz)* 1/99

Raschka, Johannes: Zwischen Überwachung und Repression. Politische Verfolgung in der DDR 1971 bis 1989. Hrsg. von Eberhard Kuhrt, Opladen 2001 *(Falco Werkentin)* (KA) 3/416

Red Diapers. Growing Up in the Communist Left. Ed. by Judy Kaplan and Linn Shapiro, Urbana and Chicago 1998 *(Dieter Nelles)* (KA) 1/138

Reichwein, Adolf: Pädagoge und Widerstandskämpfer. Ein Lebensbild in Briefen und Dokumenten (1914–1944). Hrsg. von Gabriele C. Pallat, Roland Reichwein und Lothar Kunz, Paderborn u. a. 1999 *(Axel Kellmann)* 2/238

Die Revolutionen von 1848 in der europäischen Geschichte. Ergebnisse und Nachwirkungen. Beiträge des Symposions in der Paulskirche vom 21. bis 23. Juni 1998. Hrsg. von Dieter Langewiesche, München 2000 *(Helmut Bleiber)* 3/377

Das Revolutionsjahr 1848/49 in Niedersachsen. Hrsg. von Heide Barmeyer, Bielefeld 1999 *(Walter Schmidt)* 1/111

Roth, Heidi: Der 17. Juni 1953 in Sachsen. Mit einem einleitenden Kapitel von Karl Wilhelm Fricke, Köln, Weimar und Wien 1999 *(Beate Ihme-Tuchel)* 1/123

Roth, Karl Heinz: Facetten des Terrors. Der Geheimdienst der Deutschen Arbeitsfront und die Zerstörung der Arbeiterbewegung 1933 bis 1938, Bremen 2000 *(Christoph Kopke)* 2/245

Rumphorst, Reinhild: Journalisten und Richter. Der Kampf um die Pressefreiheit zwischen 1920 und 1970, Konstanz 2001 *(Otmar Jung)* 4/531

Der sächsische König und der Dresdner Maiaufstand. Tagebücher und Aufzeichnungen aus der Revolutionszeit 1848/49. Hrsg. von Josef Matzerath unter Mitarbeit von Thomas Barth u. a., Köln, Weimar und Wien 1999 *(Peter Russig)* 4/513

Schaberg-Hansen, Inge: Koedukation und Reformpädagogik. Untersuchung zur Unterrichts- und Erziehungsrealität in Berliner Versuchsschulen der Weimarer Republik, Berlin 1999 *(Ursula Langkau-Alex)* 3/388

Der Schein der Stabilität. DDR-Betriebsalltag in der Ära Honecker. Hrsg. von Renate Hürtgen und Thomas Reichel, Berlin 2001 *(Helke Stadtland)* 1/125

Schikorra, Christa: Kontinuitäten der Ausgrenzung. „Asoziale" Häftlinge im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück, Berlin 2001 *(Sven Steinacker)* 3/394

Schüler, Barbara: „Im Geiste der Gemordeten ...". Die „Weiße Rose" und ihre Wirkung in der Nachkriegszeit, Paderborn u. a. 2000 *(Christiane Moll)* 2/250

Self and Story in Russian History. Ed. by Laura Engelstein and Stephanie Sandler, Ithaca and London 2000 *(Ralf Zwengel)* (KA) 3/412

Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung. Hrsg. von Harald Welzer, Hamburg 2001 *(Hanne Stinshoff)* 2/276

Stalmann, Volker: Die Partei Bismarcks. Die Deutsche Reichs- und Freikonservative Partei 1866 bis 1890, Düsseldorf 2000 *(Jürgen Schmädeke)* (KA) 3/414

Strouthouse, Andrew: U. S. Labor and Political Action, 1918–24. A Comparison of Independent Political Action in New York, Chicago, and Seattle, New York 2000 *(Mary McGuire)* 3/410

Szepansky, Wolfgang: Dennoch ging ich diesen Weg, Berlin 2000 *(Hans Coppi)* 1/105

Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz – Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867–1947). 2. Halbbd.: Dokumente. Ausgewählt, bearb. und hrsg. von Ulla Plener, Berlin 2001 *(Dieter Nelles)* 3/372

Timmer, Karsten: Vom Aufbruch zum Umbruch. Die Bürgerbewegung in der DDR 1989, Göttingen 2000 *(Gerd Dietrich)* 2/262

Trotzki, Leo: Stalin. Eine Biographie, Essen 2001 *(Manfred Behrend)* 1/106

„Weitertragen". Studien zur „Weißen Rose". Festschrift für Anneliese Knoop-Graf zum 80. Geburtstag. Hrsg. von Michael Kissener und Bernhard Schäfers, Konstanz 2001 *(Christiane Moll)* 2/249

Wentker, Hermann: Justiz in der SBZ/DDR 1945–1953. Transformation und Rolle ihrer zentralen Institutionen, München 2001 *(Falco Werkentin)* 3/397

Wollenberg, Jörg: Ahrensbök. Eine Kleinstadt im Nationalsozialismus. Konzentrationslager – Zwangsarbeit – Todesmarsch. Mit Beiträgen von Norbert Fick und Lawrence D. Stokes, Bremen 2001 *(Michael Zimmermann)* (KA) 1/137

The Workers' Revolt in Canada, 1917–1925. Hrsg. von Craig Heron, Buffalo, N. Y., 1998 *(Mary McGuire)* 3/411

Young, James D.: The World of C. L. R. James. His Unfragmented Vision, Glasgow 1999 *(Reiner Tosstorff)* 2/239

Zweierlei Geschichte. Lebensgeschichte und Geschichtsbewußtsein von Arbeitnehmern in West- und Ostdeutschland. Hrsg. von Bernd Faulenbach, Annette Leo und Klaus Weberskirch, Essen 2000 *(Ilko-Sascha Kowalczuk)* 1/120

Wissenschaftliche Mitteilungen, Ergänzungen und Briefe an die Redaktion

Die Gesetze der Väter. 4. Internationaler Otto-Gross-Kongreß 2003 in Graz, Österreich 3/417

Fifth European Social Science History Conference. Humboldt University, Berlin, Germany, 24–27 March 2004 (Call for Papers) *(Els Hiemstra)* 3/418

Max-Stirner-Gesellschaft gegründet *(Maurice Schuhmann)* 2/278

Projektfragebogen

1/139, 2/279, 3/419, 4/533

Register der Autorinnen und Autoren

Adam, Thomas 3/302

Baum, Gregory 3/416

Behrend, Manfred 1/106, 1/108, 1/134, 1/135, 3/385, 3/412

Berry, David 2/269

Bleiber, Helmut 3/377, 3/379

Botsch, Gideon 2/240, 3/360

Buse, Dieter K. 2/236

Černý, Jochen 2/182

Coppi, Hans 1/105

Dietrich, Gerd 1/110, 1/116, 2/262, 3/364, 3/400, 3/403

Drobisch, Klaus 3/392, 3/413

Eichholtz, Dietrich 1/99

Engel, Gerhard 3/361, 4/515

Frohn, Franz Jean 2/219

Goldbeck, Dagmar 3/417

Götz von Olenhusen, Albrecht 1/101

Grahn, Gerlinde 3/387

Gransow, Volker 3/365

Groschopp, Horst
1/100
Hedeler, Wladislaw
1/133, 3/339, 3/363, 3/374
Herbst, Andreas
3/404
Hiemstra, Els
3/418
Horn, Gerd-Rainer
1/129, 1/131, 3/405, 3/408
Ihme-Tuchel, Beate
1/123, 2/260, 2/263, 3/367, 3/369
Jung, Otmar
4/531
Kellmann, Axel
2/238
Kerchner, Brigitte
4/421
Klein, Thomas
4/524
Koch, Christine
1/115
Koch-Baumgarten, Sigrid
2/247
Kopke, Christoph
2/245, 3/371
Kowalczuk, Ilko-Sascha
1/120, 3/396, 3/401, 4/521
Krämer, Reinhard
3/375
Krätke, Michael
3/365
Kuckuk, Peter
1/113
Kurzer, Ulrich
4/519
Landgrebe, Alix
4/526
Langkau-Alex, Ursula
2/253, 3/388
Lauschke, Karl
1/118
Linse, Ulrich
3/382
Malycha, Andreas
1/1
Materna, Ingo
4/517
McGuire, Mary
2/273, 3/410, 3/411
Moldt, Dirk
4/455
Moll, Christiane
2/249, 2/250
Nelles, Dieter
1/83, 1/138, 3/372
Offermann, Toni
4/510
Peters, Helmut
1/93
Petrick, Fritz
2/257
Reckendrees, Alfred
3/390
Rensmann, Lars
2/273
Riemann, Matthias
1/103
Roesler, Jörg
3/415
Röhr, Werner
2/243
Rübner, Hartmut
2/270
Rudloff, Michael
3/302
Runge, Jens David
1/101
Russig, Peter
4/513
Rütters, Peter
3/320, 4/528
Schilde, Kurt
2/264
Schmädeke, Jürgen
3/414
Schmidt, Walter
1/111, 1/134, 4/512
Schneider, Silke
3/380
Scholz, Michael F.
1/97, 1/121, 1/136
Schuhmann, Maurice
278
Skrzypczak, Henryk
3/281
Stadtland, Helke
1/125
Steinacker, Sven
1/136, 3/394
Stinshoff, Hanne
2/276
Tosstorff, Reiner
1/127, 2/239, 2/266
Velarde, Hugo
4/503
Voigt, Carsten
2/141
Watermann, Reiner
1/23
Werkentin, Falco
3/397, 3/416
Wichers, Hermann
2/256
Wolters, Christine
3/384
Zimmermann, Michael
1/137
Zwengel, Ralf
2/214, 3/412, 4/509

Wunder gibt es immer wieder

Fragmente zur Geschichte der Offenen Arbeit Berlin und der KIRCHE von UNTEN

Was ist eigentlich Kavauuh ?Heute ist es oft unverständlich, warum politischer Widerstand in der DDR in einem Atemzug mit Kirche genannt wird. Um Leuten, die nicht so tief in der "Ost-Tzien" steckten, Kirche von Unten zu erklären, planten wir ursprünglich die Herausgabe einer kurzen Selbstdarstellung.
Uns wurde aber deutlich, daß einzelne knapp abgehandelte Themen viel zu verkürzt dagestanden hätten, zumal sich inzwischen Sichtweisen dazu verändert hatten und auch eine Fülle von Material vorlag.
Das Buch ist eine Zusammenstellung ganz verschiedener Herangehensweisen an unsere Geschichte. Persönliche Zeitbeschreibungen, Persiflage und Erkenntnisse aus Literatur- und Aktenstudien stehen gleichberechtigt nebeneinander.
In der 5jährigen Arbeitszeit befragten wir dazu auch 45 Zeitzeuginnen und Zeitzeugen.
Wir versuchen widerständiges und selbstbestimmtes Leben in der DDR zu beschreiben, das wir nicht nur mit Begriffen wie Opposition, politische Diskussion oder Konspiration füllten, sondern auch mit Aktion, Spaß, Happening, Lust und "einfach gewaltfrei miteinander leben".

1997, 408 S., Br., Euro 7,50 + Versandkosten

Herausgeber und zu beziehen über: KIRCHE von UNTEN
Kremmener Str. 9-11
10435 Berlin
Tel. Büro: 030 / 449 11 72

Freie Universität Berlin, FB Politik- und Sozialwissenschaften, IWK-Redaktion, Ihnestraße 22, D-14195 Berlin